This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

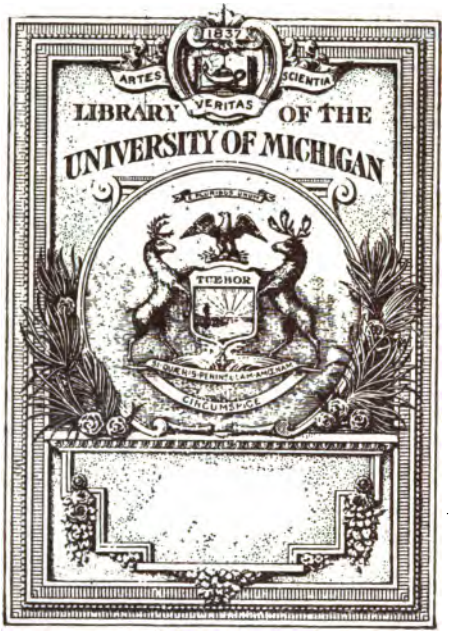
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
149
.J86

Neues Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Sechs und Funfzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

Journal

für die neueſten

Land- und Seereiſen

und das

Intereſſanteſte

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leſer aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Lincke

Achtzigſter Band.

Berlin,

bei Auguſt Rücker.

1835.

Mdeder
7292
Heol.

Inhalt.

Seite

I. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung). 1

II. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Fortsetzung). . 25

III. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 50

IV. Miscellen. 83

V. Bruchstück aus dem Tagebuche des Professors Dr. A. von Bunge auf dessen Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831. (Zweiter Artikel). 97

VI. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. (Schluß). 118

VII. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 131

VIII. Miscellen. 165

IX. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 193

X. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung). 220

XI. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Fortsetzung). . 236

Mideder
7292
Med.

Inhalt.

Seite

I. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung). 1

II. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Fortsetzung). . 35

III. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 50

IV. Miscellen. 83

V. Bruchstück aus dem Tagebuche des Professors Dr. A. von Bunge auf dessen Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831. (Zweiter Artikel). 97

VI. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. (Schluß). 118

VII. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 151

VIII. Miscellen. 165

IX. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 193

X. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung). 220

XI. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Fortsetzung). . 256

Seite

XII. Miscellen. 275

XIII. Reisen in der Nil-Ebene, von James Augustus St. John. 289

XIV. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 301

XV. Flüchtige Blätter. (Aus einem in Spanien und Portugal während der Jahre 1832 bis 1834 gehaltenen Tagebuche) von Oberst-Lieutenant Lovell Badcock. . . . 343

XVI. Miscellen. 374

I

er den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Puertorico

von

Oberſt Flinter.

(Fortſetzung.)

6.

del — Kaufleute und Kleinhändler — Schleichhandel — liberale Einrichtungen — vergleichende Ueberſicht der Einfuhr und Ausfuhr von 1803, 1810, 1830 und 1831 — Beſteuerung und Zölle — Handel mit verſchiedenen Nationen — Piraten von St. Thomas — Einkünfte — direkte Abgaben — Abgaben auf Hahnenkämpfe, Billards u. ſ. w. — Wagenzölle — Andere Einkünfte — Lotterie — Vergleichung mit dem Zollweſen der ſpaniſchen und anderer weſtindiſcher Kolonieen.

an muß, wie ſchon bemerkt, auf Puertorico, nicht den leben, blühenden Handel ſolcher durch Ackerbau und mannigfa Verkehr ausgezeichneten Inſeln wie Cuba und Jamaica er ten. Der Handel hält natürlich Schritt mit dem Fortgange andbewirthſchaftung und dem ſteigenden Kunſtfleiß der In er, mit der allmäligen Vergrößerung des Umſatzcapitals den Aufmunterungen des Verkehrs mit dem In- und Aus

de.

411718

Es versteht sich, daß, was über die unmittelbare Consumtion der Insel eingeführt wird, dem Verkäufer auf dem Halse bleibt und daß die Ausfuhr sich auf den Ueberschuß der Produktion beschränkt. Indem aber die Insel an Ertrag des eigenen Grund und Bodens zunimmt, vermehren sich die künstlichen Bedürfnisse der Bevölkerung stufenweise. Jedes neue Jahr bietet dem Beobachter ein reicheres Bild der Produktion dar, und wir gewahren gegenwärtig einen Umfang der Consumtion von Gütern und Manufakturwaaren der erstaunlich ist für eine Insel, welche vor wenigen Jahren noch mit dem was der Schleichhandel lieferte, auszureichen im Stande war.

Da es unmöglich war, sichere und vollständige Urkunden über die allmälige Erweiterung des Handels herbeizuschaffen, so muß der Leser sich mit dem begnügen, was sich aus Ueberlieferung und einzelnen Berichten zusammenstellen ließ. Nur vom Jahr 1803 ab standen officielle Nachrichten über einige wenige Jahre in den Archiven der Intendantur zu Gebote.

Der Kaufleute kann man auf Puertorico zwei Klassen annehmen, erstlich die Spediteurs für europäische und amerikanische Schiffe, welche den Ankauf und Absatz der Güter in Auftrag nehmen, und zweitens diejenigen, welche mit eigenen Capitalien oder auf Credit Güter erstehen und auf Lager halten oder weiter an die Detailisten der Städte und Dörfer im Innern des Landes vertreiben. Doch giebt es vielleicht nur zwei oder drei Kaufleute auf der ganzen Insel, die man mit Recht Engros-Händler nennen könnte; darin spricht sich der große Mangel an baaren Geldern aus. Die Lagerhalter gehen gewöhnlich alle drei Jahre nach St. Thomas, sich in trocknen Waaren zu assortiren und bedienen dann ihre Geschäftsfreunde die Detailisten im Innern. Seit aber Schiffe direkt aus England, Frankreich und Deutschland ankommen, hat die Einfuhr von St. Thomas

sehr abgenommen. Mit diesem Handel befassen sich meistentheils Catalonier. Jede Stadt, jedes Dorf hat eine Menge von Läden, und selbst an den Landstraßen sieht man häufig Niederlagen von trocknen Gütern, Irdenwaaren, Weinen, Liqueuren, Plantanen und anderen Landesfrüchten bunt durch einander. Die Kleinhändler nehmen auch Kaffee, Baumwolle, Tabak und Vieh von den Landleuten für Bekleidungs-Artikel, gesalzenen Fisch, Schweinespeck und andere ausländische Waaren an. Sie sind gewöhnlich die Abnehmer der größeren Kommissionswaarenhändler in den Seehäfen.

Die Schiffe, welche direkt aus Frankreich, England und Deutschland kommen, haben ihre Spediteurs, gewöhnlich Spanier, bis der Schiffsherr oder Supercargo selbst naturalisirt ist; ein Fremder, der sich nicht förmlich ansäßig gemacht hat, darf nämlich im Lande keinen Handel treiben, ohne sich eines spanischen Spediteurs zu bedienen; jeder Fremde aber, der 5 Jahre auf spanischem Gebiet gewohnt hat, ist zur Naturalisation und zu allen Rechten und Privilegien eines spanischen Kaufmanns befähigt.

Soviel sich erfahren ließ, ist der Werthbetrag der Einfuhr und der Ausfuhr größer als die Zoll-Listen ergeben, da gemeinlich für die Besteuerung ein Satz unter dem wahren Werthe angenommen wird. Einige Artikel machen hievon eine Ausnahme; dazu ist dann noch der Schleichhandel von St. Thomas in Anschlag zu bringen. Dieser läßt sich nicht gänzlich unterdrücken, ungeachtet aller Wachsamkeit der Behörden, so lange die Abgaben auf Manufaktur- und andere Waaren nicht verringert werden. Ohne Aussicht auf großen Gewinn wird sich nicht leicht Jemand auf Contrabandhandel einlassen. Nun aber bezahlen fremde Güter 17 pCt. Einfuhrzoll, während die Verkäufer in den Städten vom Schmuggler für Bonification von

Neues Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Sechs und Funfzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Lincke

Achtzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

Baumwolle ꝛc.) im Jahr 1810, 662,630 Dollars und die Einfuhr 1,005,694 und zwar an Lebensmitteln 343,064 Dollars, an allen Arten von trocknen Waaren und Kaufmannsgütern 662,630 Dollars.

Bis dahin ſtand nur der Hafen der Hauptſtadt den fremden Fahrzeugen offen, und die Einfuhr von der Halbinſel und dem ſpaniſchen America, welche nach dem königlichen Dekret vom 28. Februar 1789 frei von Abgaben waren, ſind, weil ſie deshalb in den Zoll-Liſten fehlen, in obiger Ueberſicht nicht mit aufgebracht.

Bis zum Jahre 1813, wo der Generalcapitain unmittelbar auch das Zollweſen leitete, gab es in dieſer Branche keine regelmäßige Buchführung, ſondern nur ein nothdürftiges Journal über Einnahme und Ausgabe; nach allen Theilen der Küſte wurde geſchmuggelt; die öffentliche Kaſſe war leer; die Officiere und Soldaten hatten ſchlechten Sold. Da ward die Intendantur eingerichtet, von welcher oben ſchon die Rede geweſen. Sogleich ſorgte man für Rechnungsführung, legte außerdem in der Hauptſtadt noch 5 Steuerämter an, nämlich Hafen Fajardo auf der nordöſtlichen Küſte, Cabo Rojo, Aguadilla auf der weſtlichen und Ponce auf der ſüdlichen. Doch machten ſich ſegensreiche Folgen der neuen Anſtalten nicht ſogleich bemerklich.

Es wurde unaufhörlich im Syſtem gewechſelt; faſt jeder Monat brachte einen neuen Steuertarif. Jeder Verſuch, dem Schleichhandel durch Erhöhung der Zölle entgegenzuarbeiten, gab ihm nur neue Kraft. Es war viel üble Wirthſchaft und viel Ungelegenheit auf den Zollämtern. Oft trug der neue Intendant aus Verlangen die Mißbräuche abzuſtellen oder aus bloßer Neuerungsſucht bei Hofe auf Veränderung der von ſeinem Vorgänger getroffenen Einrichtungen an; der Handel litt, das Land verarmte. Für das erſte Jahr nach Einrichtung der In-

tendantur geben die Listen der verschiedenen Zollämter folgende Resultate:

	Einfuhr.			Ausfuhr.		
	Dollars	R.	M.	Dollars	R.	M.
Hauptstadt	617,651	1	27	214,595	5	4
Mayagues	115,794	7	21	92,514	5	—
Ponce	52,392	6	19	65,683	5	19
Aguadilla	52,623	2	9	70,132	—	17
Fajardo	21,907	5	—	41,722	2	14
Cabo Rojo	9,079	—	—	16,192	—	20
	869,448	7	8	500,840	3	6

Summa der gesammten Einfuhr 869,448 Doll. 7 R. 8 M.
Summa der gesammten Ausfuhr 500,840 = 3 = 6 =
Die Einf. übersteigt die Ausf. um 368,608 = 4 = 2 =

Die Einwohner verschiedener Küstenstädte bildeten sich inzwischen ein, daß sie auch Anspruch auf Zollämter für ihre Ausfuhr hätten und versprachen sich davon vielen Nutzen. Auf ihre Bitte richtete die Regierung, welche für die Wünsche der Unterthanen alle Zeit ein offenes Ohr hat und ihnen vielleicht allzu nachgiebig ist, noch 6 Zollhäuser ein und 10 authorisirte Häfen, in welchen Schiffe aus fremden Ländern ihre Ladungen ohne Dazwischenkunft einer Behörde klar machen könnten. Es gab nun im Ganzen:

an der Nordküste:	Südküste:	Westküste:	Ostküste:
Die Hauptstadt	Ponce,	Patillas,	Mayagues, Fajardo,
Loisa,	Guayama,	Guayanilla,	Aguadilla, Naguabo,
Arecibo,	Salinas,	Pernula,	Cabo Rojo, Humacao.

Die Nachtheile dieser Vermehrung der Zollhäuser wurden bald recht sehr gefühlt. Die Einkünfte im Jahre 1825 waren so vermindert, und die Veruntreuung des Staatsschatzes so groß, daß der Generalcapitain, um nur einer feindlichen Invasion,

welche damals drohete, gewachsen zu sein, den Militärcommandanten Befehl gab, in ihren betreffenden Districten mit Gewalt die Schmuggelei zu unterdrücken, und in jedes Zollhaus setzte man einen einsichtigen und rechtlichen Mann vom spanischen Festlande, um die Veruntreuungen und Mißbräuche zu verhüten. Diese Maßregel wirkte zauberisch. Im folgenden Jahre waren die Einkünfte fast noch einmal so groß und blieben seitdem fortwährend im Steigen. Man vergleiche die folgende Uebersicht.

	Einfuhr			Ausfuhr		
	Pi.			Pi.		
1803	450,000			57,500		
1810	1,005,694			662,570		
1814	869,448	7	9	500,840		
1828	2,039,928			2,590,726	7	9
1829	2,220,340	3	—	2,821,893	1	25
1830	2,208,941	—	—	3,411,845	3	11

	Ausfuhr größer um			Zölle		
1828	550,798	5	4	522,034	6	16
1829	601,552	6	25			
1830	1,202,903	6	1			

Die Zölle, welche spanische und fremde Schiffe, die von einer der westindischen Inseln kommen, bezahlen, sind folgende:

Trockne Waaren	17 pCt. vom Werth
Seife	52 pCt. "
Schiffstaue, Seile, Segeltuch ꝛc.	7 Dollars 1 Real vom Ctr.
Lebensmittel	12 pCt. vom Werth
Weizenmehl	3 Dollars 5 Real von der Tonne

Türkischer Weizen . . . . . 4 Realen

Salz . . . . . 1 Dollar vom Fanega.

Irdenwaaren, Butter, Käse, alle Arten von Liqueuren und fremden Weinen, Tabak, getrocknete Früchte, Glas, Leder, Stiefel und Schuh, Stahlwaaren, Spermacetlichte, Olivenoel, Fächer und seidene Strümpfe zahlen 1 Dollar pCt. zu dem Amortisationsfond; von jedem Fanega Cakao fließt 1 Dollar in den Fond zur Unterstützung der Auswanderer, u. s. w.

Die Ausfuhrschiffe geben im Durchschnitt 6 pCt.; wenn sie aber Bauholz bester Qualität geladen haben 21 pCt., für geringere Gattung 16 pCt., für Rindvieh 3 Dollars pr. Stück, für Schafe, Ziegen aber und dergleichen Stückweise 6 Realen.

Spanische Schiffe, die aus spanischen Häfen in America kommen, zahlen 4 pCt. vom Werthe, und außerdem einen Straßenzoll. Die Ausfuhrsteuer beträgt nur 3 pCt.

Fremde Schiffe die aus denselben Häfen kommen, geben 5 pCt. und das Fahrstraßengeld; gehört aber das Gut spanischen Unterthanen, so geben sie auch nur 4 pCt.

Alle Schiffe, welche ihre Ladung ganz oder theilweise klariren, geben 4 pCt. Werftengeld und 1 pCt. Bälance auf die Gesammtsumme der Ein- und Ausfuhrabgaben.

Der Insel selbst gehören:

1) Regierungsschiffe: 1 bewaffneter Schooner, 12 Kanonenböte und mehrere Böte.

2) Privateigenthum: 14 Brigs, 34 Schooner, 77 Schaluppen, 8 Wasserböte 8 Flöße, 36 Piraguen, 73 Kanots, 94 Böte in der Hauptstadt.

Die sämmtlichen Schiffe welche 1830 einliefen, hatten 65,670½ Tonnen Last an Bord und darunter 22,482½ Tonnen unter spanischer, 43,188 Tonnen unter fremder Flagge.

Ueberſicht der Einfuhr und Ausfuhr in 3 Jahren.

	Einfuhr.	Ausfuhr.	Abgaben.
1828	2,039,928¼ Doll.	2,590,726½ Doll.	522,034¾ Doll.
1829	2,220,340 "	2,821,893 "	536,544 "
1830	2,208,941½ "	3,411,845½ "	584,990¼ "
S.	6,469,209¾ "	8,824,465 "	1,643,569 "

Ein Aufſchwung im Handel kann von 1815 datirt werden, wo der König das wohlthätige Dekret erließ, welches die Induſtrie und die Capitalien in Schutz nimmt und begünſtigt. Denn bis 1810 finden wir die Einfuhr um 3 mal größer als die Ausfuhr; d. h. der Ertrag des Bodens war nicht hinreichend, um dem Bedarf an eingeführten Manufacturwaaren gleich zu kommen; der Ausfall wurde durch das von Mexico eingehende baare Geld gedeckt, welches im Tranſito auf der Inſel circulirte. Man ſieht daraus, daß die jährlichen Subſidien von Mexico erſtaunend auf die Induſtrie der Inſulaner wirkten; denn für ihren Bedarf an Vorräthen, Kleidungsſtücken, Hausrath und anderen Dingen die ſie um Geld kaufen konnten, verließen ſie ſich gänzlich auf dieſe Hülfsquelle und machten ſich ſo in ihren weſentlichſten Bedürfniſſen von den Launen auswärtiger Märkte abhängig. Zum Glück für Puertorico hörte dies Subſidium auf, wäre dies nicht geſchehen, ſo möchte leicht die Inſel noch heutiges Tages eben ſo abhängig vom Auslande ſein wie damals. Hier iſt ein auffallendes Beiſpiel von dem Irrthum der alten Anſicht, daß in der Menge des baaren Geldes der Reichthum eines Landes beſtände, wogegen neuere Schriftſteller, welche die edlen Metalle richtig würdigen, ſie nur als ein bequemes Tauſchmittel anſehen. Die Höhe der Induſtrie und die Productivkraft eines Landes ſind die wahren Criterien ſeines Reichthums; ein Land giebt ſeinen Wohlſtand durch die Größe ſeiner

angebauten Felder und den Schwung seiner Gewerbthätigkeit zu erkennen. Aus diesen beiden Quellen nähren sich alle Märkte der Welt; auf diesem Doppelgrunde muß jede Nation ihre Macht und Größe erbauen. Für diese, jetzt allgemein anerkannte Wahrheit liefert unsere Insel einen Beweis mehr, welche arm war, so lange sie Geld von Mexico hatte, und reich und blühend zu werden anfängt, seit sie keinen Heller mehr von Außen erhält, sondern sich auf ihren eigenen Kunstfleiß und ihre eigene Hülfsmittel gewiesen sieht. In den letzteren Jahren bemerken wir, daß der Werth der eingeführten Produkte die Höhe der Einfuhr an Gütern und Lebensmitteln übersteigt. Der Ueberschuß zu Gunsten der Ausfuhr wird von den Fremden in baarem Gelde gezahlt. Der Werth des Kaffee's, welcher jährlich ausgeführt wird, beläuft sich über 2 Millionen Dollars, welche meist baar bezahlt werden. Auch für das Rindvieh, welches fremde Kaufleute nach anderen Colonieen ausführen, geht meist klingende Münze ein; einen großen Theil dieses Geldes bringen die Schmuggler nach St. Thomas und legen es in Waaren aus.

Die größte Ausfuhr an Producten und die größte Einfuhr an Manufacturwaaren haben nächst der Hauptstadt die Districte Ponce und Mayagues; in manchen, besonders in Loisa, ist der Umsatz so gering, daß es fast eine Satyre auf den Handel ist, sie zu den authorisirten Häfen zu rechnen.

Verhältnißtafel der Einfuhr verschiedener Nationen im Jahre 1830.

	An Einfuhr.	An Ausfuhr.
Spanier	$12\frac{1}{2}$ pCt.	$6\frac{7}{8}$ pCt.
Küstenfahrer zwischen den Inseln	$53\frac{1}{2}$ "	$25\frac{15}{16}$ "
Amerikaner	$27\frac{1}{4}$ "	49 "
Engländer	$2\frac{3}{4}$ "	$5\frac{1}{8}$ "

	An Einfuhr.	An Ausfuhr.
Franzosen	2½ =	6½ =
Hamburger, Bremer, Deutsche . .	1¼ =	5¾ =
Holländer, Dänen, Sardinier, Schweden	½ =	2¹¹⁄₁₆ =

Der Handel mit den englischen, französischen und dänischen Inseln, besonders mit der dänischen Insel St. Thomas ist beträchtlich. Im Jahre 1828 belief sich die Einfuhr von diesen Inseln auf einen Werth von 1,364,431 Doll. 6 Real. 29 Mar. und die Ausfuhr auf 843,964 Doll. 1 Real. 10 Mar.; im J. 1830 die Einfuhr auf 1,181,446 Doll. 3 Real. 25 Mar., die Ausfuhr auf 885,916 Doll. 2 Real. 18 Mar., welches für dieses Jahr 53½ pCt. von der Gesammthöhe der Einfuhr, also über die Hälfte, und 25¾ pCt. von der Gesammthöhe der Ausfuhr, also über den vierten Theil beträgt. Die Ausfuhr nach den französischen und englischen Inseln besteht hauptsächlich in Rindvieh, Maulthieren und Pferden; sie erhalten deren jährlich durch die Zollämter bis zum Werthe von 22,000 Doll. welche gewöhnlich gleich baar bezahlt werden. Den Handel mit St. Thomas unterhalten kleine Schooner und Schaluppen unter spanischer Flagge, und fremde Schiffe. Von diesem Handelsdepot werden alle Arten von Manufacturwaaren und ausländischen Erzeugnissen eingeführt, und dafür Vieh, Felle, Kaffee, Zucker, Holz u. s. w. ausgeführt. Die Hälfte etwa der Waaren, welche von St. Thomas kommen, werden eingeschmuggelt, und dies wird nicht aufhören, so lange St. Thomas ein Freihafen ist, es müßten denn besondere Maaßregeln gegen den verderblichen Schleichhandel getroffen werden.

Eines der besten und förderlichsten Mittel, die Flut des Handels von St. Thomas nach Puertorico zu lenken ist, in der Hauptstadt ein großes Depot für europäische Güter und den Cacao von Südamerica und anderen Ländern anzulegen. Dies

iſt jetzt im Werke. Ein geräumiges Haus wird dazu außerhalb der Stadtmauern nahe bei den Werften erbaut; ein weites Becken iſt dabei, wo die Schiffe ihr Waſſer einnehmen ſollen; es iſt darauf berechnet von der Einfuhr 2 pCt. und von der Ausfuhr ebenſoviel ad valorem einzubringen. Wenn aber das Inſtitut dem gemeinen Beſten ſo förderlich werden ſoll, als es ohne Zweifel werden kann, ſo müſſen die Zölle auf die Einfuhr von Waaren direct aus Europa herabgeſetzt, und höhere Abgaben denſelben Artikeln welche aus den Colonieen kommen, aufgelegt werden; jede unnöthige Hemmung muß aufhören, und jede mögliche Vergünſtigung eintreten für fremde Kaufleute, welche ihre Waaren in Puertorico niederlegen. Sobald dies Depot gehörig eingerichtet und ſobald das Zollweſen feſt und ſtätig regulirt ſein wird, muß St. Thomas wo es weder Holz noch Waſſer noch andere Naturproducte giebt, nothwendig veröden, und dies wird der einzige Weg ſein, zur wirklichen Unterdrückung des Contrabandhandels, den die kleinen Fahrzeuge von St. Thomas ſo leicht unterhalten können, da ſie in wenigen Stunden den Weg nach Puertorico zurücklegen. Lange Zeit iſt St. Thomas das Emporium des Handels in dieſem Theile von Weſtindien geweſen. Hätten die Kaufleute von St. Thomas ihre Speculationen auf der ebenen Straße eines rechtlichen Handels gehalten, ſo würden die Annalen ihres Freihafens fleckenlos ſein. Aber leider niſtet dort eine Piratenbande, und für manche finſtere That werden ſie vor ihrem Richter einſt ſich zu verantworten haben. Unter dem Mantel der Neutralität rüſteten ſie Kaper aus und machten ſich unverzeihlicher Attentate auf die Sicherheit des ſpaniſchen Handels, ja ſelbſt unmenſchlicher Plünderung und Mordbrennerei, die ſie an den kleinen Fiſcherböten der Küſten verübten, ſchuldig. Auch auf andere Nationen erſtreckten ſich ihre Schändlichkeiten. Die Räuber

wurden begünstigt, beschützt und erhalten durch Individuen, welche sich Kaufleute nannten und ihren Theil von der Beute hinnahmen. Die Aufdeckung einer Räuberei, welche gegen einen britischen Kaufmann begangen wurde, enthüllte zum Glück das ganze abscheuliche Gewebe und lieferte einige der Schurken dem Gesetze aus. Viele, welche eines hohen Ansehens in der Kaufmannschaft genossen hatten, wurden als Mitschuldige an diesem Verbrechen erkannt; ihren Freunden zur Liebe, mögen ihre Namen ungenannt bleiben. Die schwärzesten Unthaten waren verübt worden, deren Erzählung Schauder erregen würde. Solch eine Räuberbande, die aus dem schändlichsten Auswurf der Menschen zusammengeflossen ist, auch nur einen Tag lang zu dulden, ist schon ein Flecken für seefahrende Nationen. Auch der Handel von Puertorico litt dadurch, daß St. Thomas diese Freibeuter, recht zu seinem eigenen Nachtheil, duldete, denn wiederum ist St. Thomas sehr von Puertorico abhängig, hinsichtlich seines Bedarfs an Holz, Wasser und Lebensmitteln, während Puertorico zugleich Hauptabnehmer seiner Waaren ist. Seit die britisch-westindischen Häfen der amerikanischen Schifffahrt offen stehen, ist St. Thomas verödet und die Zeit ist vielleicht nahe, wo dieser dürre, armselige Fels wiederum wird, wozu die Natur ihn eigentlich bestimmt hat, — eine Fischerstation.

Am vortheilhaftesten von allen Handelsverbindungen war für Puertorico immer die mit den Vereinigten Staaten von America. Im Jahre 1829 liefen 225, im Jahre 1830 wenigstens 213 amerikanische Schiffe ein und 215 im erstgenannten, 211 im anderen Jahre segelten ab. Im Jahre 1828 betrug der Werth der Einfuhr von America 447,118 Doll. 3 Real. 27 Mar., im Jahre 1830 602,390 Doll. 1 Real. 10 Mar. Die Ausfuhr vom Jahre 1828 ward geschätzt auf 1,094,356

Dollars 7 Real. 5 Mar.; im Jahre 1830 auf 1,680,857 Doll. 7 Real. 14 Mar. Im Jahre 1830 blieb ein reiner Ueberschuß zum Vortheil der Insel, in baarem Gelde, von 1,078,467 Doll. 6 Real. 3 Mar. Der amerikanische Handel allein machte 1830 von sämmtlicher Einfuhr 27½ pCt., von sämmtlicher Ausfuhr 49 pCt. aus. Die Einfuhr von America besteht nicht in Luxusartikeln, sondern in nothwendigen Bedürfnissen; getrockneten Fisch, Mehl, Butter, Speck, Korn, Stabholz, Dauben und Hausrath.

Nordamerica hat für den Handel mit den westindischen Inseln eine sehr glückliche Lage, und ein dauernd gutes Verständniß mit diesem Lande scheint für Puertorico besonders wünschenswerth zu sein. Obgleich wegen der niedrigen Zuckerpreise die Pflanzer von Puertorico, um ihre Neger unterhalten zu können, einen Theil ihrer Vorräthe müssen liegen lassen, und daher weniger Zucker von America bezogen wird, so wird dennoch das beiderseitige Interesse den Handel zwischen den Vereinigten Staaten und Puertorico gewiß aufrecht erhalten. Unter den Einfuhrgegenständen von America ist besonders das Stabholz bemerkenswerth. welches von Puertorico wiederum weiter geht, und zwar in Gestalt von Fässern zur Versendung der Landeserzeugnisse. Diese Hölzer sind demnach eine Art von Umlaufscapital. Es könnte kein Zucker fabrizirt, kein Rum destilirt werden, wenn man nicht die Mittel hätte ihn zu versenden; dazu nun liefert America das Material. Es erhält dafür von Puertorico hauptsächlich Zucker, Rum, Zuckersatz (Molassen) und Kaffee, und ist der beste Markt für die dortigen Producte, dem sich Spanien und das übrige Europa in dieser Hinsicht nicht vergleichen läßt. Wenn die Zuckerpreise ungünstig sich stellten, würden doch die Zuckerpflanzer durch die wohlfeilen Lebensmittel aller Art, welche ihnen zugeführt werden, in den Stand ge-

setzt, einstweilen ihre Aufmerksamkeit auf andere Culturgegenstände zu richten. Dies ist eine von den Ursachen, durch welche mit so wenigen Sclaven eine so große Menge von Rohr produzirt, und Handel und Einkünfte verhältnißmäßig gesteigert werden konnten. So ist der americanische Handel in jeder Beziehung wichtig für Puertorico. In der Hauptstadt residirt auch ein americanischer Consul und die Haupthäfen haben Vice-Consuls (deputy consuls).

Der Handel mit Frankreich ist weder ausgedehnt noch vortheilhaft zu nennen; 1830 kamen 87 Schiffe von diesem Lande und dessen Colonieen zu 5790 Tonnen Last, und 92 zu 7059 Tonnen gingen ab; die Einfuhr im Werth von 57,958, die Ausfuhr von 228,014 Dollars. Erstere besteht haupsächlich in Linnen, Cambrics, Damenkleidern und Putz, Spielzeug, Bijouterieen der untergeordnetsten Gattung, welche für die ausgeführten Producte dem Wohlstande des Landes keinen Ersatz geben können. Der französische Handel machte 1830 von der Einfuhr $2\frac{1}{2}$ pCt, von der Ausfuhr $6\frac{1}{2}$ pCt. aus. Seit der Revolution von 1793, welche in Frankreich alle Bande sittlicher Ordnung auflöste, haben die Franzosen getrachtet, ihre unseligen Grundsätze über die ganze Welt auszusäen und durch obscöne Bücher und Bilder den Sinn der Jugend beiderlei Geschlechts zu vergiften. Diese Schriften und Bilder, obgleich streng verboten, haben sich doch auch in Puertorico eingeschlichen und unsäglichen Schaden gestiftet. Mit der Wachsamkeit der Regierung ihre Vorsicht zur Beseitigung solcher Uebel zu vereinigen, wäre die unerläßliche Pflicht aller Eltern und aller redlichen Männer. — Mit England hat sich der directe Handel in den letzten 2 oder 3 Jahren sehr vermehrt. Da aber die englischen Colonieen an tropischen Producten die Fülle haben, so läßt sich denken, daß sie von den Ausfuhrgegenständen Puertorico's nicht

viel

viel brauchen können. Dagegen ist der größte Theil der Baumwollen- und Stahlwaaren, welche von St. Thomas eingeführt werden, britische Fabrik. England findet so auf indirektem Wege einen Markt in Puertorico für seine Industrie. Der Werth rechtmäßig eingeführter Baumwollenwaaren belief sich im Jahre 1830 auf 325,792 Doll., und der Werth der Stahlwaaren auf 45,074 Doll. In demselben Jahre kamen 36 Schiffe direkt aus England und dessen Colonien mit 4103 Tonnen Last und 36 zu 4217 Tonnen gingen ab. Ihre Einfuhr ward auf Höhe von 60720, ihre Ausfuhr auf 153,891 Doll. angegeben. Der englische Handel war 2¼ pCt. der gesammten Einfuhr des Jahres 1830 und 5½ der gesammten Ausfuhr. Die Einfuhr bestand in Baumwollenwaaren, irländischer Leinwand, Stahl- und Irdenwaaren ꝛc., die Ausfuhr in Kaffe, Zucker und Vieh zum Gebrauch der Colonien.

Ein unbedeutender Handel ward mit Holland, Dänemark, Schweden und Sardinien geführt. Es kamen 1830 7 holländische Schiffe zu 251 Tonnen, führten ein zum Werth von 1288 Pesos 2 Real. 16 Quart, und 6 Schiffe gingen ab, zu 302 Tonnen, welche auf Höhe von 73,587 Doll. 12 Real. ausführten. Von dänischen Schiffen kamen an: 25 und hatten 1522 Tonnen geladen. Ab gingen 24 zu 1452 Tonnen; der Werth ihrer Einfuhr betrug 8456 Doll., die Ausfuhr belief sich auf 73,587 Doll. 4 schwedische Schiffe kamen in demselben Jahre an, welche 323 Tonnen geladen hatten und 5 mit 332 Tonnen Last segelten ab; die Einfuhr ward auf 543 Doll., die Ausfuhr auf 390 berechnet. 2 Schiffe unter sardinischer Flagge von 284 Tonnen führten zur Höhe von 594 Doll. ein, und eben so viele verließen die Insel, deren Ausfuhr 15,302 Doll. werth war. Zusammen ist dieser Handel nur ½ pCt. der sämmtlichen Einfuhr und 2½ pCt. der Ausfuhr.

Schiffe aus Hamburg und Bremen kommen erst seit sehr kurzer Zeit nach Puertorico, da sie ehemals nur nach St. Thomas gingen. 7 deutsche Schiffe zu 1184 Tonnen langten 1830 an und führten zum Werth von 27,726 Pesos ein. Die Ausfuhr durch 8 Schiffe zu 1364 Tonnen belief sich auf 136,048 Doll.; im Ganzen 1¼ pCt. der Totaleinfuhr und 5½ der Ausfuhr. Sie brachten Linnenwaaren, Glas, Degenklingen, Schinken, Bier ꝛc. Dieser Handel, jetzt noch im Entkeimen, verspricht blühend zu werden.

Küstenhandel, dieser wichtige Theil der Schifffahrt, ist kaum anzutreffen auf Puertorico. 15 autorisirte Häfen, wo Schiffe ausladen können, müssen ein eigenes Seewesen der Insel unterdrücken, da die eingebornen Schiffer durch dies falsche System nicht über den Rang von Fischern sich würden erheben können. Die einzigen Fahrzeuge, welche längs der Küsten gebraucht werden, sind kleine Böte, welche Vorräthe zu Markte führen und kaum in Bezug auf den Handel genannt zu werden verdienen. Seefahrende Nationen (und eine solche zu sein ist Spanien ohne Zweifel von Natur berufen) sollten immer die Küstenschifffahrt befördern. Da gewinnt sich eine Schule für den Seemann, und ohne eigenes Handelsseewesen bringt es kein Staat zu einer Seemacht. Die Küstenfahrt würde auf Puertorico eine Menge müßiger Leute beschäftigen, Kapital in Umlauf und Leben in den Handel und die Schifffahrt überhaupt bringen. 300 kleine Fahrzeuge von 25 bis 50 Tonnen könnten während der Erntezeiten beschäftigt werden und im übrigen Jahre Fahrten nach den Colonien machen, wohin gegenwärtig nur fremde Gefäße gehen. 1400 bis 1600 Leute finden als Matrosen ein Unterkommen.

Die Menge der autorisirten Häfen wirkt aber nicht allein auf den Handel durch Verhinderung der Küstenfahrt nachtheilig;

sie vermindert auch direkt die Staatseinkünfte und begünstigt den Schleichhandel. Der Dirigent des Steuerwesens kann nicht mit gleicher Sicherheit 15 Häfen unter Controlle halten, als etwa 3 oder 4. Würde aber auch der Schleichhandel gar nicht einmal vorhanden sein, so müßten doch eine Menge von Beamten besoldet werden, und deren Gehalt kostet dem Lande eine große Summe Geldes, ohne Ackerbau oder Handel zu fördern, oder die Einkünfte zu vermehren. Unter manchen Umständen mag eine größere Anzahl autorisirter Häfen nützlich sein, unserer Insel unter den gegenwärtigen Verhältnissen, ist sie entschieden schädlich, und würde es selbst sein, wenn auch keine Abgaben auf die Ausfuhr von Produkten oder die Einfuhr fremder Waaren gelegt würden, weil jedenfalls eine Menge von Seeleuten dadurch außer Thätigkeit gehalten wird. Da nun aber schwere Abgaben auf Einfuhr und Ausfuhr lasten, und Vieler Zweck nur ist, viel Geld aufzuhäufen, so wirkt die Menge der gedachten Häfen allseitig hemmend auf Schifffahrt und Handel and schmälernd auf den öffentlichen Schatz.

Jamaica ist viel größer als Puertorico, und der Handel dieser Insel fast um das 7fache stärker, und dennoch hat sie nur einen autorisirten Hafen, den sämmtliche dorthin gehende Schiffe berühren müssen, um ihre Papiere vorzuzeigen, Zölle zu zahlen u. s. v. Schiffe mögen ihre Ladung überall an der Küste einnehmen, müssen aber immer beim Hauptzollamte klären. Dadurch wird eine Menge kleiner Fahrzeuge fortwährend in Thätigkeit gehalten und besoldeter Zollbeamten braucht es nur wenige zu geben.

Die Wichtigkeit des Handels zwischen Puertorico und Spanien ist viel größer als gemeinlich geglaubt wird, und würde noch mehmen, wenn die spanische Industrie zu einigem Aufschwung und dies Land zu so vielem Patriotismus gelangte,

um die eignen Fabrikate ausländiſchen vorzuziehn. Im Jahre 1830 führte Spanien nur auf Werth von 267,816 Doll. 8 Real. ein, und auf Werth von 235,794 Doll. 2. Real. 8 Mar. aus, welches 12¼ pCt. der geſammten Einfuhr und 6¼ pCt. der geſammten Ausfuhr von Puertorico beträgt. Dies iſt äußerſt wenig, wenn man bedenkt, mit wie vielen nützlichen Dingen Spanien dieſe Inſel weit beſſer und wohlfeiler verſorgen könnte, als irgend eine andere Nation. Warum verbrauchen die franzöſiſchen und engliſchen Colonien ſoviel von den Produkten und Fabrikaten ihrer Mutterländer, mit ausdrücklicher Ausſchließung fremder Waaren, und die ſpaniſchen Colonien dagegen ſo wenig? Die Antwort iſt leicht zu finden. Franzoſen und Engländer ſchätzen ihre eigene Induſtrie und Manufakturen, legen hohe Abgaben auf fremde Waaren, beſitzen den Nationalſtolz, ihre eigenen für vorzüglicher zu halten, als die ausländiſchen. Die Spanier aber und die ſpaniſchen Colonien haben gleiche Sucht nach fremden Waaren, ſelbſt wenn die ihrigen beſſer wären. Die fleißigen Catalonier haben zu dem Kunſtgriff Zuflucht nehmen müſſen, ihren Waaren die Aufſchrift „London" oder „Paris" zu geben, um ihnen Abſatz zu verſchaffen. Oft ſah ich Leute in Spanien oder in Puertorico in einen Hutladen treten und gleich zuerſt nach dem inwendig eingeklebten Etiquett ſehen. Stand da Barcelona oder dgl. ſo legten ſie die Waare bei Seite ohne nach dem Preiſe zu fragen; nach einigen Tagen hatte der Kaufmann ein Etiquett mit „London" oder „Paris" in dieſelben Hüte geklebt und ſie wurden ſogleich wegen ihrer Leichtigkeit, Elaſticität, Farbe und Güte gerühmt und — theuer bezahlt. Dies lächerliche und dem Wohlſtande des Landes ſo ſchädliche Vorurtheil muß aufhören, wenn National-Induſtrie und Handel die Stufe erreichen ſollen, zu welcher die vorzüglichen Hülfsquellen, die Spanien in ſich ſelber hat, berechtigen. De ſpani-

schen Handel hält aber die ebenso ungerechte als unkluge Maßregel, eigene Produkte mit schweren Abgaben zu belegen, in den Colonien außerordentlich danieder. Der König befiehlt, daß Waaren von Spanien und Puertorico 6 pCt. vom Werthe bezahlen sollen. Fragt man aber nach dem was sie wirklich bezahlen, so sind es 8 bis 12 ja 15 pCt. Zum Beispiel folgende Artikel:

	Ad valorem in den Zollhäusern.	Nach Marktpreisen.
Olivenöl per 25 Ctr.	3 Doll. 4 Real.	2 Doll. — Real.
Mandelöl per 16 Ctr.	— " 4 "	— " 3 "
Oliven per arroba	3 " — "	1 " — "
Spanischer Branntwein per arroba	3 " — "	2 " 4 "
Teppiche zum Knien in der Messe . . .	5 " — "	4 " — "

u. s. w. Man sieht, daß einige Artikel ein Drittel, andere die Hälfte mehr bezahlen, als sie nach billiger Schätzung sollten, weshalb man sagen muß, daß spanische Produkte nicht 6 pCt. ad valorem, sondern 8, 10 und 12 pCt. Abgaben geben, Hafenzölle und andere Nebenausgaben gar nicht mitgerechnet.

Viel fremde Eisenwaaren sind im Jahre 1830 eingeführt worden. Warum hat nicht die Provinz Biscaya, welche das beste Eisen in der Welt hat, diese Einfuhr übernehmen können? Es sollten sich Privatgesellschaften bilden, um Puertorico und ebenso Havannah mit Eisen- und Messerschmidtwaaren zu versehen. Eine große Menge amerikanischen Mehls ist ferner eingeführt worden, während das spanische besser von Geschmack und consistenter ist. Die Amerikaner können aber ihr Korn wohlfeiler verkaufen, daher wird es von den Kaufleuten vorgezogen. Warum nicht die Abgaben auf spanisches Mehl niederschlagen

und dadurch gleiche Wohlfeilheit erreichen? Man kann sagen, die Amerikaner würden, wenn man ihr Mehl nicht kaufte, keinen Zucker, Kaffee u. s. w. nehmen; aber wenn die Amerikaner diese Artikel brauchen, so werden sie dieselben schon holen, die, wenn sie in Europa gelten, auch in Puertorico gelten werden.

Puertorico ist das fruchtbarste Land, das sich denken läßt, das ganze Jahr ist eine ununterbrochene Reihe von Ernten, und doch werden einige der nöthigsten Lebensmittel aus einem Lande eingeführt, welches jährlich nur eine Ernte hat, weil ein halbes Jahr hindurch der Boden unter Schnee und Eis liegt. Mit den schönsten Weideplätzen der Erde ausgestattet, erhält Puertorico große Sendungen Butter, Käse und Kerzen aus Nordamerika, Frankreich und England. Speck ist auch einer von den Artikeln, welche in Menge eingeführt werden, und doch könnten Tausende und aber Tausende von Schweinen unterhalten und gemästet werden, ohne große Anstrengung und ohne große Kosten. Die Frucht der dort so häufigen Palme, welche voll öliger und nahrhafter Kerne ist, gäbe eine treffliche Mast, um nicht der vielen Plantanen, wilden Wurzeln und Früchte, welche der Boden von selbst bringt, zu gedenken. Die natürlichen Hülfsquellen der Insel würden bei gehöriger Benutzung ein unerschöpflicher Born des Wohlstandes für die Insel werden. Kornmehl kommt weit her und kostet noch einmal so viel, als es im Lande gewonnen kosten würde. Ein Fanega Mais, welches 12 Almuds hält, giebt 18 Almuds Mehl und wird so um 5½ Doll. verkauft, während das Fanega Mais gewöhnlich nur 2 oder 3 Doll. gilt. Zwei Kornmühlen sind denn wenigstens schon auf der Nordküste etablirt worden, aber was will das helfen? In jedem Theil der Insel müßten Mühlen gebaut werden. Sollte Furcht vor einer Steuerung in unbezweifelt nützlichen und dabei wohlfeilen Unternehmungen die Pflanzer abschrecken? Es ist ein beklagens-

merther Mangel an Gewerbluſt. Es iſt ein Jammer, die Häuſer aller Bewohner, ſelbſt mitten im innern Lande angefüllt zu ſehen mit Stühlen und Tiſchen von ausländiſcher Arbeit und aus einem Holze das weder ſchön noch dauerhaft iſt, während die Jungfernwälder in Puertorico ſchönes und dauerhaftes Holz in größter Mannigfaltigkeit enthalten, welches ausgeführt, im Auslande ganz beſonders geſchätzt und zu koſtbaren Furnituren verarbeitet wird.

Wie man auch die Inſel Puertorico betrachte, ſtellt ſie ſich dar als einen der ſchönſten Edelſteine in der ſpaniſchen Krone, obgleich ſie nicht ſoviel Geld dem Mutterlande einbringt, als den Engländern ihre weſtindiſchen Colonien. Sie würde indeß mehr eingebracht haben, wenn nicht die Regierung, in Folge der ſüdamerikaniſchen Revolution eine anſehnliche Militairmacht hätte mobil halten müſſen. Schon unter den jetzigen Verhältniſſen, die für den Handel noch ſo ungünſtig regulirt ſind, gewährt Puertorico unendliche Vortheile, reich an Kaffee, Zucker, Taback und andern Produkten für heimiſche und fremde Märkte, an lauter ſolchen Produkten, durch welche nicht nur keine Kolliſion mit dem Mutterlande entſtehen kann, da Spanien dieſelben nicht hervorbringt, ſondern durch welche das Mutterland unmittelbaren Vortheil hat, da es ſie nirgend wohlfeiler haben kann, als von ſeiner Colonie. Im Handel mit ſeinen Colonien geht dem Lande nichts von ſeinem Nationalreichthum verloren; die Colonien geben ſeinen Schiffen und Matroſen fortdauernde Beſchäftigung und unterhalten dadurch eine Thätigkeit, aus welcher für Kriegszeiten tüchtige Seeleute hervorgehen.

Es iſt dabei ein Irrthum, daß Colonien, welche ſich ohne alle Hülfe des Mutterlandes ſelbſt erhalten können, dieſem eine Laſt würden. Man kann behaupten, daß die britiſchen Beſitzungen in Weſtafrika eine Laſt ſind, denn Sierra Leone und

Gambia sind nicht nur ein weites Grab englischer Landeskinder, sondern kosten der Nation eine ungeheure Summe Geldes, für welche sie nichts einbringen. Dasselbe gilt von der elenden holländischen Insel Curaçao, dasselbe von der öden schwedischen Insel St. Bartholomäo und von mehreren andern der kleinen westindischen Inseln, welche nichts hervor- und nichts einbringen, während sie mit ihrer ganzen Existenz lediglich vom Mutterlande abhangen. Mit Puertorico verhält es sich natürlich ganz anders. Was sollte Spanien anfangen, wenn es ohne Colonien wäre? Es müßte Zucker, Kaffee, Taback, was doch jetzt zu den Lebensbedürfnissen gehört, vom Auslande kaufen, indeß die Ausländer vielleicht von den spanischen Erzeugnissen nichts abnehmen würden, da es ihnen selber daran nicht fehlt; oder sie doch mit so hohen Zöllen belegen würden, daß es so gut wie ein Einfuhrverbot wäre. Um dagegen den Werth zu berechnen, den Puertorico bei einem wohlberechneten Verwaltungssystem für das Mutterland haben müßte, gilt es nicht bloß die der Regierung einlaufenden Abgaben, sondern vielmehr auch die Tausende von Menschen in Anschlag zu bringen, welche beschäftigt werden können, die Manufakturisten, welche ihr Capital auslegen, die Grundbesitzer, die Arbeitsleute, die Körner, die Hafenarbeiter, die Böttcher, die Schmiede, die Einzelverkäufer, die Schiffsbauer und andere beim Schiffswesen thätige Werkleute, die Seeleute, die Vorrathshändler u. s. w. Spanien hat von der Nebenbuhlerschaft anderer Nationen, welche dieselben Märkte suchen, nichts zu fürchten, wenn seine Manufakturen und sein Handel nur gut regulirt und gesichert sind. Unter schweren Abgaben und Hemmungsmaßregeln ist dies jedoch unmöglich.

Die großen, unberechenbaren Vortheile der Handelsfreiheit zeigen sich am besten an vorhandenen Beispielen aus dem Leben. Als die britisch amerikanischen Colonien im Jahre 1783 sich un-

abhängig machten, glaubten die Engländer sowohl als deren Feinde, daß der englische Handel einen tödtlichen Streich erfahren hätte. Man konnte nach damaligen Vorurtheilen und der üblichen Verfahrungsart nicht begreifen, daß der Handel mit den emancipirten Colonien je so groß sein könnte und so einträglich, als während der Zeit britischer Obmacht über sie. Die Erfahrung hat seitdem diesen alten eingewurzelten Irrthum widerlegt; Englands Handel mit seinen Colonien war nie blühender als seit der Handel mit ihnen der ganzen Welt offen steht. So lange England allein den amerikanischen Handel betrieb, auch zu den glänzendsten Epochen desselben, überstieg die Ausfuhr britischer Manufakturwaaren dahin nie die Summe von etwa 3 Millionen Thalern. Jetzt, wo die Schiffe aller Nationen die nordamerikanischen Häfen besuchen, erreicht die englische Ausfuhr nach diesen Häfen die Höhe von mehr als 40 Millionen Thalern jährlich. Dieselben Vortheile wird Spanien von seinen Colonien auf dem amerikanischen Continent ziehen, wenn erst der Friede völlig hergestellt und ein freundlicher Verkehr mit denselben gesichert sein wird. Der Verlust dieser Besitzungen wird sich ebenso heilsam für das Mutterland beweisen, als für England der Verlust der seinigen im Norden geworden ist. Die Besorgnisse, welche Anfangs in Spanien deswegen rege wurden, haben sich zum Theil schon als ungegründet gezeigt, denn die spanische Volksmenge hat seitdem nur zugenommen; große Nationalverbesserungen sind ins Werk gerichtet, Straßen angelegt, Kanäle gegraben, gemeinnützige Anstalten gegründet, die Nationaleinkünfte und Ausgaben festgestellt worden. Die Einnahme deckt nicht nur die Ausgabe, sondern ein Theil der Nationalschuld konnte schon abgetragen werden. So ist Spanien durch die südamerikanische Revolution einen Bann, der seine Industrie gefangen hielt, losgeworden. Nun entsprechen Puer-

torico und Havanna allen Anforderungen, welche man an gute Handelsemporien für den spanischamerikanischen Verkehr machen kann. Von dem freien Handel zwischen Cuba, Puertorico und andern Ländern, unter den nothwendigen Einschränkungen und Abgrenzungen, wird Spanien den unendlichen Gewinn ziehen, seine Bevölkerung, seine Industrie und sein Umlaufkapital zu vermehren.

Die baaren Einkünfte von Puertorico beliefen sich im Jahre 1832 auf 798,404 spanische Thaler; die Erhaltung des Civil- und Militairwesens kostete 630,000; es blieb also ein Ueberschuß von 168,104 Thalern im Schatze. Bis 1809 wurden alle Ausgaben von dem Gelde, welches dazu jährlich aus Mexico geschickt ward, bestritten. Seit 1815 sind die eigenen Einkünfte der Insel im Wachsen gewesen. Folgende Tabelle giebt eine Uebersicht davon, was die Zölle und indirekten Taxen seit dem Jahre 1823 einbrachten.

1823	362,209	Doll.	3	Real.	20	Mar.
1824	484,683	=	3	=	7	=
1825	497,984	=	7	=	18	=
1826	547,934	=	4	=	12	=
1827	614,339	=	1	=	9	=
1828	691,867	=	5	=	4	=
1829	719,117	=	—	=	—	=
1830	792,131	=	6	=	34	=
1831	752,746	=	—	=	25	=
1832	798,404	=	—	=	—	=

Die direkten Taxen brachten 1832 ein:	207,141	Doll.	4	R.	14	M.
Die Zölle = = =	493,930	=	7	=	29	=
Die direkten Abgaben = = =	97,333	=	—	=	—	=
Summe	798,404	Doll.	—	R.	—	M.

Die festen oder direkten Taxen sind folgende:

Die Grundsteuer oder direkte Contribution vom Grundeigenthum wurde durch ein Königliches Decret vom August 1815 festgesetzt, wogegen die Zehnten und Alkabala-Abgaben aufgehoben wurden, da man die Grundsteuer für ein Mittel zur Aufmunterung des Landbaues ansah. Wenn direkte Abgaben in andern Ländern auch nachtheilig sein mögen, so ist den üblen Wirkungen ihrer Einsammlung in Puertorico doch vorgebeugt. Die Regierung erhebt nicht selbst, sondern beaufsichtigt nur die Erhebung und ordnet und beaufsichtigt die Distribution über die verschiedenen Theile der Insel. Die Quoten, welche ein jeder Landbesitzer zu bezahlen hat, sind genau festgestellt und dazu verordnete Personen, aus jedem Sprengel selber, besorgen die Einkassirung. Diese zu wählen, haben die Bewohner vollkommene Freiheit und keine Behörde kann Einspruch thun. Jeder Einwohner reicht eine Declaration seines Besitzes ein und danach berechnen die Einsammler die Abgabe zu 3½ pCt. Es läßt sich denken, daß um weniger zu geben, in der Regel das Vermögen zu niedrig declarirt wird, und man kann annehmen, daß die Hälfte des Ertrages der Insel deshalb ohne Abgaben bleibt. Die statistischen Tabellen vom Jahre 1827 dienen noch als Basis für die Regulirung der Contribution, obgleich sich der Culturstand seitdem verbessert hat, und die Abgabe daher erhöhet sein sollte.

Das Cultur-Kapital betrug im Jahre 1827 nach den Abgaben der Grundbesitzer selber 5,567,406 Thaler, welches zu 3 pCt. gerechnet, eine Summe von 194,860 Thalern giebt; es wurden aber davon nur 186,194 wirklich bezahlt; es ist also in der That kaum 1½ pCt. Grundsteuer gegeben worden; man wird diese Auflage jedenfalls mäßiger, als die in Europa üblichen Abgaben finden.

Früher suchten die reichen Eigenthümer des Landes auf alle Weise zur Wahl zu kommen und sie übertheuerten die Aermeren

und die arbeitende Klasse bei der Abschätzung. Diesem Mißbrauche hat die Regierung indessen abgeholfen. Wer seine Familie durch tägliche Handarbeit erhält, zahlt gar keine Abgabe mehr, und nur die anerkannt begüterten Personen geben eine geringe Steuer. Die Schriftsteller über den Staatshaushalt pflegen den indirekten Abgaben den Vorzug einzuräumen, aber in Puertorico hat sich von den gefürchteten Nachtheilen direkter Besteuerung noch keiner fühlbar gemacht, und dies liegt eben in den besonderen Verhältnissen dieser Colonie, wo nicht die Regierung durch ihre Werkzeuge die Steuern erhebt, und wo die Taxen leicht sind und zu allgemeiner Zufriedenheit geordnet.

Die Einwohner der Hauptstadt bezahlen statt der Grundsteuer eine Taxe auf den Verkauf von Häusern zur Höhe von 5 pCt., welche Alcabala genannt wird. Gegenwärtig können Kapitalien nicht besser als in Hypotheken angelegt werden, woraus ein baarer Gewinn von 10 pCt. zu entspringen pflegt. Wer daher sein Geld auf den Ackerbau verwendet, hat der Regierung seine Quota zu entrichten, während diejenigen, welche ihre Kapitalien in Grundstücke anlegen, ohne Anstrengung, ohne irgend eine Production und ohne Beitrag zu dem Staatsvermögen reich werden. Hierauf sollte die Regierung besonders bedacht nehmen und auch in dieser Beziehung das so kostspielige, so ungewisse und doch so nützliche Geschäft der tropischen Bodenkultur in bessern Schutz nehmen.

Von Häusern, welche der Regierung gehören, wird ein jährlicher Zins erhoben, welcher im Jahre 1830 447½ Thaler einbrachte. Der Hahnenplan in der Hauptstadt wird von der Regierung jährlich an den Meistbietenden verpachtet, im Jahr 1830 für 233¼ Doll. Ferner wird auf Billards eine Abgabe erhoben, welche im Jahre 1830 auf 333¼ Doll. kam. Die Loterien d. h. in Puertorico, die öffentlichen Spielhäuser, brachten

in demselben Jahre 266¼ Real. ein, also eine so kleine Summe, daß die Menge von Uebeln, welche die Duldung des Lotteswesens mit sich führt, dadurch nicht aufgewogen werden. Leute von allen Farben, Männer, Weiber und Kinder strömen diesen Pflanzstätten des Lasters zu und lernen Müßiggang und Liederlichkeit. Ein Spieler muß ein schlechter, pflichtvergessener Familienvater somit ein schlechter Bürger sein, der sein Gewerb und Haus und Weib und Kind des Spieltisches wegen vergißt; ein leidenschaftlicher Spieler versinkt gewiß in Laster und bringt es in 9 Fällen von 10 zum Dieb, Todschläger oder Selbstmörder. Gegen dies Gift sollten alle Regierungen die schärfsten Maßregeln ergreifen.

Diejenigen, welche gratis Land von der Regierung erhalten haben, zahlen von je 180 Ackern eine jährliche Abgabe von 6 Schill. Sterl., bloß als eine Art von Lehenssatz. Im Jahre 1830 kamen dadurch 6616¼ Doll. ein.

Die schon erwähnte Alcabala beim Verkauf von Häusern warf in dem genannten Jahre 3970½ Doll. ab.

Durch Beschlagnahme von Contrabande flossen 185½ Doll. in den öffentlichen Schatz.

Die Stempel, welche früher vielem Unterschleif ausgesetzt waren, später aber besser eingerichtet wurden, brachten 25,340 Doll. ein; die Stempeltaxe könnte weit umfassender angeordnet und diese Einnahme der Regierung bedeutend vermehrt werden.

Municipalämter, nämlich die Stellen öffentlicher Aufseher über Maß und Gewicht und öffentlicher Notarien werden meistbietend abgelassen, sobald irgend eine derselben erledigt wird. 1830 gingen dadurch 4270 Doll. ein.

Von jedem eingeführten Fanega Cacao wird 1 Doll. zum Besten der aus den spanischamerikanischen Colonien eingewanderten Familien bezahlt. Die Einnahme bestand 1830 in

7820 Doll. Wer Testament macht, giebt eine Abgabe von 3 Doll. zum Besten der Wittwen und Waisen von Officieren und Soldaten welche in dem südamerikanischen Kriege geblieben sind.

Neger, welche von der Polizei aufgefangen und binnen einer gestellten Frist von ihren Eigenthümern nicht reclamirt worden sind, werden verkauft, und die dafür gelösten Gelder (545½ Doll. im Jahre 1830) zur Deckung ihrer Unterhaltungskosten und für die Gefängnisse verwendet. Was übrig bleibt, fließt in den öffentlichen Schatz.

Auf geistige Getränke, welche in der Hauptstadt verkauft werden, ist eine Abgabe gelegt, welche zur Reparatur der Communications-Brücken zwischen der Stadt und dem flachen Lande verwendet wird. Sie trug im Jahre 1830 nicht mehr als 390 Doll. ein.

Wer ein bürgerliches oder kirchliches Amt bekleidet, giebt im ersten Jahre die Hälfte seines Gehaltes an die Regierung ab. Die Regierung gewinnt ferner an der Auswechslung von Golddublonen und Silberdollars gegen die currente Landesmünze 25 pCt. Der Nutzen belief sich im genannten Jahre auf 3779¼ Doll.

Für die heilige Kreuzbullen, welche die Erlaubniß gewähren, Fleisch in den Fasten zu essen, kam in demselben Jahre die Summe von 4270 Doll. ein.

Von den Zollstätten, welche 1823 nur 199,987 Doll. ergeben hatten, wurden 493,930¼ Doll. eingezahlt. Die Zunahme des Landbaues und die daraus entspringende Erweiterung des Handels haben vermuthlich diese Vermehrung der Einkünfte herbeigeführt. Auch die schon erwähnten energischen Maßregeln des General-Gouverneurs vom Jahre 1825 gegen die Mißbräuche im Steuerwesen und somit gegen den Contrabandhandel sind in

Anſchlag zu bringen. Wir kommen immer wieder auf unſer Hauptthema zurück, wie nur allein die Förderung der Induſtrie und nicht die Erhöhung der Abgaben die Einkünfte der Handelsſtaaten vergrößert. Die Erfahrung beweiſt es überall. Ein ſehr neues Beiſpiel für den auch ſonſt anerkannten Satz läßt ſich in Folgendem anführen. Als die Regierung der Vereinigten Staaten die Thee-Einfuhr mit hoher Abgabe belegte, brachte dieſer Artikel wenig dem Staate ein, denn die britiſchen Kaufleute von Canada ſchmuggelten ſogleich in kleinen Parcellen große Quantitäten Thee über Land ein. Die Regierung bemühete ſich auf alle Weiſe, dieſem Schleichhandel, deſſen Beſtehen ihr nicht fremd blieb, entgegen zu arbeiten und verfiel nach allerlei vergeblichen Verſuchen endlich auf das Mittel, die Thee-Abgaben bis auf eine Kleinigkeit herabzuſetzen. Da nun die Schmuggler keinen ſonderlichen Profit mehr fanden, unterließen ſie die Einführung des Thees. Solche Beiſpiele hat die ſpaniſche Regierung unmittelbar vor Augen und kann daran den richtigen Weg zur Unterdrückung unerlaubten Handels und Förderung des Landes-Wohlſtandes lernen.

Die Einkünfte vom Seeweſen ſtehen unter der beſondern Controlle des Marine-Commiſſarius. Das Ankergeld, aus welchem ſie entſpringen, belief ſich 1830 auf die Summe von 45,658 Doll. Im Jahre 1831 befanden ſich im Schatz des Seeweſens 63,995 Doll. 1 Reql. 19½ Mar. wogegen die Ausgaben ſich folgendermaßen ſtellten:

	Doll.	Real.	Mar.
An das Arſenal für Arbeit und Tagelohn	17,963	—	1½
Für den Bau von Kanonenböten	1,146	1	32½
An Gehalt der verſchiedenen Beamten ꝛc.	32,993	6	24
Beſtand in der Kaſſe vom Januar 1832	11,892	—	29½

Was die Beleuchtung der Hauptſtadt koſtet, wird durch eine niedrige Brotſteuer herbeigeſchafft, welche im Jahre 1830 ſich auf 10,014¼ Doll. belief. Den Unterhalt der Gefangenen im Königl. Gefängniſſe beſtreitet man hauptſächlich durch eine auf Schlachtvieh gelegte Abgabe. Dieſe brachte 6795 Doll. im Jahre 1830 ein.

Die Ausgaben für öffentliche Arbeiten in Puertorico, vom Jahre 1824 bis zum Jahre 1830, betrugen 852,592¼ Doll., mehr als vordem (mit Ausnahme der Befeſtigungskoſten) in 300 Jahren zuſammen verausgabt worden.

Rekapitulation der direkten Taxen, ohne Abzug der Eintreibungskoſten.

Grundſteuer	200,487	Doll.	2	Real.	30	Mar.
Communalabgaben	48,975	"	7	"	31	"
Abgaben von Landparcellen	9,818	"	—	"	28	"
Von erſten Früchten . . .	7,245	"	—	"	—	"
Summe	266,526¼	Doll.				

Dies giebt nach der Schätzung von Eigenthum und Volksmenge im Jahre 1827 auf den Werth des Eigenthums 1 pCt. und auf den Ertrag 7½; und, wenn man die Bevölkerung zu 323,828 Seelen rechnet, 3 Schill. Sterl. direkte Abgabe auf die Perſon.

Im Jahre 1830 wurde mit Erlaubniß der Regierung eine Lotterie vom Königl. Intendanten eingerichtet. Das Kapital ward auf 20,000 Doll. feſtgeſetzt, die ſich auf die gleiche Anzahl von Looſen vertheilten. Die Regierung nahm 25 pCt. zur Verringerung der Staatsſchuld. Schon 1814 und 1817 hatten die Intendanten zur Begründung einer ſtehenden Lotterie den Verſuch gemacht, doch war die Inſel damals zu arm, um ſie zu unterhalten. Jetzt wird einmal monatlich gezogen. Die Einrichtung

richtung einer Lotterie gehört aber gewiß zu den schlechtesten Maßregeln eines Staates. „In Lotterien wie in Hasardspielen", sagt Say, „verlieren die Spieler ihr Geld und ihre Zeit, da beides besser könnte angewendet werden. Es ist eine Auflage, von welcher die Schatzkammer keinen wahren Vortheil zieht. Glücksspiele stiften außerdem den Schaden, daß sie das Volk gewöhnen vom Zufall zu erwarten, was es nur der Geschicklichkeit und Betriebsamkeit sollte zu verdanken wünschen. Der Lohn ordentlicher Arbeit erscheint erbärmlich in Vergleich mit dem was der Spieler hoffen darf. Ferner ist die Lotterie eine Auflage, die, wie wohl freiwillig, doch fast gänzlich den ärmsten Volksklassen zur Last fällt, welche ihre Noth gegen die offenbaren Nachtheile eines ungleichen Spieles blendet. Die Lotterie nährt sich vom Brote der Armuth, wenn nicht gar von den Früchten des Verbrechens." Diese Beobachtungen eines einsichtsvollen Schriftstellers haben sich auch in den Colonien bewährt. Die 25 pCt. von 20,000 Doll. decken nur einen sehr kleinen Theil der Staatsschuld; wie kann dieser Vortheil aber das mannigfaltige moralische Unheil, welches gleichzeitig angerichtet wird, vergüten? Sklaven bestehlen, um ein Loos nehmen zu können, ihre Herren, denn sie hoffen für den Gewinn sich loszukaufen. Kinder werden von der Spielwuth angesteckt und dadurch eingeführt in die Schule der Laster! Geschickte Handwerksleute hat der kleine Gewinn ihres Nachbars zu Müßiggängern und Vagabunden gemacht! Sie greifen das Geld an, welches sie zurückgelegt haben, um Handwerkszeug, vielleicht um Brot für ihre Kinder zu kaufen; sie versäumen ihr Geschäft und träumen Gewinn. Monat auf Monat verstreicht in Täuschung, die Habe ist vergeudet, der Erwerb vernachlässigt, Schulden sind gemacht, der ehrliche Handwerker ist ein Landstreicher geworden. Wie mancher arme Teufel verkauft da die nöthigsten Stücke seines Hausraths, seiner

Kleidung für den zehnten Theil des Werthes. Weshalb? Um ein Lotterieloos zu kaufen! Man bedenke wie in einem warmen, schon an sich erschlaffenden Klima solch autorisirtes Spielwesen den Hang zum Müßiggange begünstigen muß. Der Gewerbsfleiß, dem es seinen Trieb entzieht, würde weit günstigere Resultate für die Staatsfonds herbeiführen, als dies durch Demoralisation so schädliche Institut. Unterstützt durch das Ansehen der einsichtsvollsten Schriftsteller und Kenner des Staatshaushalts und durch das Beispiel der britischen Regierung, welche die Nationallotterien abgeschafft hat, wiederhole ich die Behauptung, hier in Bezug auf die Colonien, daß dieses Spiel gleich allen Glücks- und Hasardspielen in hohem Grade verderblich ist.

Uebrigens ergiebt eine Vergleichung der Abgaben anderer Colonien mit denen der spanischen, daß letztere viel leichter sind; denn die dänische Insel St. Cruz, die englischen und französischen Inseln sind so belastet, daß kein Sklave, kein Haus, kein Geräth, kein Stückchen Grund, kein Hund, kein Pferd, kein Fuhrwerk der sorgfältigen Controlle, der Schätzung und Besteuerung entgeht.

(Fortsetzung folgt).

II.

Schoolcraft's Reise am Mississippi.

(Fortsetzung).

4.

Vorgänge am Caß-See — Rüstungen zur Untersuchung der Mississippi-Quellen — Zusammenkunft mit den Indianern — Oza Windibs Rede — die Indianer geben Canots und Führer — Wittwe eines Kriegers — Tanz um die Kopfhaut — über fremde Einmischung in den oberen Mississippi-Handel — die Frage wegen Einführung geistiger Getränke in den dortigen Verkehr — Fahrt bis Pamitschi Gumaug oder Lac Travers — seine Höhe und sein Umfang — ein Schingaba-Wossin — Bay — äußerste Arme des Mississippi — östlicher Arm — See Marquette — See La Salle — Kubba-Kunna-See.

Sobald der Entschluß gereift war, am Caß-See eine ausgewählte Truppe zur nähern Erforschung der eigentlichen Mississippi-Quelle zu organisiren, wurden hierzu die geeigneten Maßregeln sogleich getroffen. Eine Versammlung der Indianer wurde berufen und ihnen die Sache vorgetragen. Sie sollten Abrisse des Terrains entwerfen und die erforderliche Anzahl von Jagdcanots und Führern herbeischaffen. „Mein Vater!", sagte Oza Windib, „das Land, welches Du vorhast zu besuchen, ist mein Jagdgebiet. Ich bin mit Dir gereist so viele Tage. Ich werde weiter mit Dir reisen. Ich will selbst die Landkarten aufzeich-

nen die Du wünſcheſt und will ſelbſt Dein Führer ſein. Es giebt viele Stromſchnellen unterweges, doch iſt der Waſſerſtand günſtig. Ich werde mit meiner Horde der Canots wegen zu Rathe gehen und ſehen wer es übernehmen will ſie herbeizuſchaffen. Mein eigenes Canoe ſoll dabei ſein."

Noch vor Abend waren die Karten fertig und fünf Eingeborene, mit Einſchluß Oza Windibs, brachten ihre Canots herbei, welche die erforderliche Größe hatten. Zwei junge Männer drückten überdies ihre Bereitwilligkeit aus, die Führung der Truppe mit zu übernehmen, zu welcher ſich ſieben engagés und ein Koch geſellt hatten. Dieſe eilf, nebſt Lieutenant J. Allen, Dr. Douglas Houghton, Ehrn William T. Boutwell, George Johnſton und Schoolcraft ſelbſt, zuſammen alſo 16 Perſonen, vertheilten ſich und ihre Reiſebetten, ihre Lebensmittel für zehn Tage, Zelt nebſt Zeltpfählen, geölte Linnen, Meßgeräthſchaft, Theekeſſel, Flagge und Flaggenſtange, Medicinkaſten, einiges Werkzeug, Herbarium, Vogelflinten und landesübliche Geſchenke auf die fünf Canots. Das Infanterie-Detachement wurde im Lager auf der Inſel zurückgelaſſen, unter ſeinen Officieren. Den übrigen Theil der Truppe nebſt der Baggage und dem Reiſezeuge erhielt Mr. Le Default zu beaufſichtigen, einer von den Commis eines oberen Handelspoſtens, welcher der Expedition von Fond du Lac attachirt war und bereitwillig übernahm, mancherlei Erkundigungen in der Zwiſchenzeit einzuziehen.

Während dieſe Anordnungen in Gange waren, drängte ſich ein gemiſchter Haufe von Männern, Weibern und Kindern aus dem Indianerdorfe um das Lager. Unter ihnen ſah man die Wittwe eines Schippiwa-Kriegers, welcher 3 oder 4 Wochen zuvor bei dem Einfall der Streifparthei vom Leech-See in das Siugebiet geblieben war. Sie hatte ihre Kinder bei ſich und ſah ſehr niedergeſchlagen aus. „Sie iſt hier aus dem Orte",

ſagte ein Eingeborener, den man ihretwegen befragte, und ihr Mann war ein tapfrer Krieger. Er folgte dem Aufruf des Häuptlings vom Leech-See und ſchloß ſich mit einer Anzahl Freiwilligen dem Heere an." Wie ſtark war die Truppe? „Hundert Mann ungefähr." Wer führte ſie? „Goulle Platte". Wo trafen ſie mit dem Feinde zuſammen? „Südwärts von der Quelle des Leaf- (Blätter-) Stromes". Wie lief das Treffen ab? „Sie wären ſiegreich, erbeuteten drei Kopfhäute und verloren nur einen Mann, denſelben, nach deſſen Wittwe ihr fragt". Das Gefecht hatte jedoch lange gewährt und häufig den Ort gewechſelt. Zuletzt floh der Feind in ein nahes Dorf, um ſich daſelbſt zu verſtärken. Dieſe Gelegenheit benutzten die Schippiwas zum Rückzuge und nahmen die drei Kopfhäute als Trophäen ihrer Tapferkeit mit, welche denn am Leech-See bei den üblichen Siegestänzen Parade machten. Hernach wurde eine davon zu gleichem Zwecke an Oza Windibs Horde geſchickt und zuletzt der betrübten Wittwe zum Geſchenke gegeben. Jetzt mußte die arme Kopfhaut gar als Bettelbrief dienen. Mit allen Gebräuchen roher Siegesfeier wurde ſie zur Schau getragen. In den Trommellärm des Tanzes miſchte ſich wildes Gekreiſch, mit kurzen Reden während der Pauſen des Tanzes und Trommelns abwechſelnd. Die Aufmerkſamkeit der Reiſenden ward zuerſt durch einen anhaltenden Schrei auf eine mit Baumrinde nach Art aller Begräbnißſtätten der Schippiwas eingehägte Anhöhe gelenkt, auf welcher die friſche Kopfhaut von einer Tänzerſchaar umgeben an der Spitze einer Stange hing. Eine Art Triumphbogen daneben war mit einem Dinge geſchmückt, welches für den Ueberreſt einer älteren Kopfhaut erklärt wurde. So oft die an der Stange befeſtigte Trophäe im Winde ſchwankte, erhob ſich das Geſchrei mit neu belebter Heftigkeit. Die Wittwe und ihre Kinder waren anweſend. Die Zuſchauer, Canadier ſowohl

als Indianer, ſchienen die Ceremonie mit der geſpannteſten Theilnahme zu verfolgen. Während der kurzen Pauſen zwiſchen einem Tanz und dem Andern wurden Geſchenke für die Wittwen in den Kreis der Tänzer geworfen.

Da dem Departement, in Bezug auf fremde Einmiſchungen in den oberen Miſſiſſippi-Handel Vorſtellungen gemacht waren, ſo legte Herr Schoolcraft dieſerhalb einem mit der Geographie und den Hülfsquellen des Landes wohl vertrauten amerikaniſchen Kaufmann mancherlei Fragen vor: zuerſt, ob gegen die amerikaniſchen Handelsreiſenden dieſes Diſtrictes, die Coloniſten vom „rothen Strom" oder die Theilhaber und Beamten der Hudſonbay-Compagnie einen lebhaften Oppoſitions-Handel unterhielten? Die Einwohner von Pembina, ſagte er, pflegten von Zeit zu Zeit Handelsreiſen nach dem Voleuſe oder Diebsſtrom zu machen (ſüdlich vom 49° Breite) ohne jedoch ein feſtes Standquartier daſelbſt errichtet zu haben. Die offene Natur des Landes um die Anſiedlungen des rothen Stromes erleichtern ſehr kurze Ausflüge zu Pferde und mit Karren in die Indianergebiete; doch ſei ihm kein Ort bekannt, wohin ſie regelmäßig gingen, ausgenommen der Souris in Weſten des rothen Stromes. Uebrigens ſcheine ihm dieſer Handel nur von den Coloniſten, meiſt aber von der Hudſonbay-Geſellſchaft geführt zu werden.

Auf die zweite Frage, ob die Indianer vom Wälder-See den Poſten am rothen See beſuchten, und ob die amerikaniſchen Kaufleute durch die Diener der Hudſonbay-Compagnie in ihrem Handel behindert würden? erwiederte er, daß die Lac-du-bois-Indianer gewöhnlich drei Tagereiſen weit über den rothen See herkämen, daß aber die Hudſonbay-Geſellſchaft dem Handel dieſer Gegend nicht im Wege wäre. Sie ſchiene überhaupt auf keinen Theil des Gebietes im Süd und Weſt der Nationalgrenze von

der Portage des rats am Wälder-See ab ihr Augenmerk zu richten.

Eine ganz andere Ansicht hatte der Prinzipal dieses Handels-Departements, mit dem man weiterhin zusammentraf. Er klagte erstaunlich über den Einfluß der Hudsonbay-Compagnie längs der Linien und über den moralischen Charakter der Mittel, welche sie anwendeten, um die Indianer zum Handel mit ihnen zu verleiten. Einer von den Untercommis sei 1831 mit den ihm anvertrauten Waaren durchgegangen und von einem Theilnehmer der Hudsonbay-Gesellschaft bereitwillig aufgenommen worden. Es ergab sich, daß dies Niemand anders als Mainville, der eine von Keveny's Mördern war. Der Prinzipal versicherte ferner, daß die Ueberlegenheit der Hudsonbay-Compagnie besonders auf den Branntweinen beruhe und zeigte sich der Maxime derer geneigt, welche dieselben für eine nothwendige Branche im Indianer-Handel erklären oder wenigstens als zeitiges Expeditif durch die Umstände zu entschuldigen suchen. Gewiß aber ist es eine verderbliche Maßregel, solch ein Uebel lieber zu toleriren, als sich der Mühe der Ausrottung zu unterziehen, wie wenn Jemand die Schmerzen der Krankheit der Umständlichkeit ihrer Heilung vorzöge! Daß aber der Absatz von Spirituosen ein Uebel ist, weiß jeder dortige Handelsmann, zumal da eine Taxe dadurch auf den Handel fällt, dessen Kosten, je nach der geringeren oder größeren Schwierigkeit des Transports im inneren Lande, verdoppelt, verdreifacht und vervierfacht werden. Wer soll aber mit Abstellung des Unfugs den Anfang machen? Dies ist enger betrachtet eine Frage zwischen Kaufmann und Kaufmann, und in weiterem Sinne zwischen Compagnie und Compagnie. Deswegen ist auch in der That verhandelt worden, zwischen New-York und London, den Sitzen der Handels-Gewalt. Aber beide Theile hat der Mangel an hinlänglichem Vertrauen zu einander

die Initiative einer freiwilligen Ausschließung der Spirituosa von den Linien zu wagen verhindert. Der Congreß hat inzwischen, soweit die gedachte Frage amerikanische Bürger angeht, durch eine Akte vom 9. July 1832 entschieden, daß keine geistigen Getränke hinfüro, unter welcherlei Vorwand es sei, in die Indianer-Distrikte eingeführt werden sollen. Es ist angefangen worden, diese Akte streng durchzusetzen und Erfolg zeigt sich. Die Nachwelt wird dieser Maßregel ehrenvollere Anerkennung widerfahren lassen, als wenn der Staat hundert Monumente dem Andenken gestorbener Größe errichtet hätte. Aber hier soll keine Homilie gehalten werden — wir fahren im Berichte fort.

Am Abend des 10ten waren alle Anordnungen getroffen und die Parthei schiffte sich Morgens darauf um 6 Uhr ein. Eine von der Insel und dem Festlande gebildete Enge führte westwärts, zweien Inseln Garden (Garten) und Elm (Ulme) genannt, vorüber. Der neblichte Morgen verstattete keinen ausgedehnten Ueberblick über den See und seine Ufer. Nach etwas mehr als einer Stunde Fahrt zeigte sich gegen Westen ein Ende des Sees und die Ruderer ließen die Canots alsbald auf einen sandigen Strand laufen, eine Portage meldend. Sie fand sich ungefähr 50 Yards lang, und führte über einen mit Pinien besetzten Sandgrund zu den Ufern eines kleinen namenlosen Sees, von etlichen Meilen Umfang, der mit dem vorigen See durch einen abseits gewundenen Kanal, dessen Beschiffung vielleicht eine halbe oder drei Viertel Stunden gekostet hätte, in Verbindung steht und vom Mississippi durchströmt wird. Den See kreuzend fuhr man in den Kanal des Stromes nächst seinem westlichen Ufer ein. Er strömte sanft und stieß an eine Au, welche ein wenig höher hinauf noch einen andern See, Namens Tascodiac säumt. Hier erscheinen Sandhügel mit gelben Pinien besetzt. Den Strom umufern mehrere Meilen weit Sandbänke mit

Weidestrichen abwechselnd. Um die Entfernungen zu messen, hatte man kein Mittel als die Zeit. Um 8 Uhr, an einer Stelle die vom Caß-See 15 Meilen entfernt sein mag, hörte bei einer Reihe von Stromschnellen das Wieseland auf. Die Schnellen waren an Kraft und Tiefe einander nicht gleich. Manchmal mußten die Leute waten und die Canots ziehen. Zehn hauptsächliche Schnellen folgen einander auf den ersten 20 oder 25 Meilen. Danach erreicht man den nördlichen Punkt des Mississippi, welcher durch die Ausweitung Pamitschi Gumaug oder Lac Travers bezeichnet ist. Der See, dessen Wasserspiegel 15 Fuß höher als der des Caß-Sees liegen mag, ist ungefähr 12 Meilen lang, von Nord nach Süd, und 6 oder 7 breit, hat hohe Ufer und auf denselben schöne und mannigfache Waldung.

Einige Augenblicke wurde am rechten Ufer an das Land gestiegen um einen Gegenstand des Gesprächs unterweges, nämlich ein Schingaba Wossin, zu betrachten. Es war ein Block aus Gneuß, dem das anspülende Wasser die Gestalt einer rohen Säule mit dem Gebälke gegeben hatte. Seine Schwere überstieg nicht Manneskraft. Einer der Bootsleute hob ihn in die Höhe. Die Säule stand aufrecht auf der Basis und war mit einem roth gefärbten Reifen geziert. Der Name, welcher sich etwas frei durch „Steingebild" übersetzen läßt, hat keinen Bezug auf die Composition der Masse, findet aber gewöhnlich auf Felsen der primitiven Arten seine Anwendung, wie ja diese zu solchen sonderbaren Formen geneigt sind und zugleich, vermöge ihrer Härte, gänzlicher Aufreibung widerstehen. Die Schingaba Wossins sind eine Art roher Altäre, auf welchen die Indianer ihre Opfer darbringen. Der Boden um den hier erwähnten schien eher reich und trug Ulmen, Ahorn und weiße Eschen.

Die Durchschiffung des Sees gegen Südwest kostete eine Stunde. Die Weite und Schönheit der Aussicht war überra-

ſchend. Am entgegengeſetzten Ufer angelangt, ſah man den Miſſiſſippi mit voller tiefer Strömung und wohl 150 Fuß breit in ihn ſich ergießen. Man landete auf ein Paar Minuten und fand den Strand mit kleinen Muſcheln überſtreut. Einige 100 Yards nordwärts ſtand ein Blockhaus, welches als Lagerpoſten für den Winterhandel benutzt wird.

Durch einen kurzen Kanal hängt Lac Travers mit einer Bay oder See von mäßigem Umfange zuſammen, welcher wegen ſeiner Nähe als ein Theil des Hauptſees angeſehen wird, obgleich der Zwiſchenkanal durch ſeine Strömung ſich eher für einen Fluß als für eine bloße Enge zu erkennen giebt. Von dort wendet ſich der Miſſiſſippi der keinen nördlicheren Punkt erreicht, gerade gegen Süd. Seine äußerſten Arme, von denen der größeſte und bei weitem längſte der Weſtarm, der andere der Oſtarm iſt, erreicht man ungefähr 4 Meilen jenſeits der Bay. Der Führer gab aus Gründen, welche er angab, dem Oſtarm den Vorzug, und auf dieſem gelangte man in einen kleinen See, welcher Marquette und nicht lange darauf in einen anderen, welcher La Salle genannt wurde. Man durchſchnitt ihn in etwa 24 Minuten und fand jenſeits den Strom an Volumen ſehr vermindert. Die Vegetation nahm dort mehr einen Alpen-Charakter an. Nach wieder 4 Meilen ergoß ſich der Strom in einen 6 bis 7 Meilen langen und etwa halb ſo breiten See, Namens Kubba-Kunna (Ruhe auf dem Wege), deſſen heiterer Anblick nach der kaum verlaſſenen düſteren Vegetation wohlthat. Aber gegen ſein Ende hin gab es viel Rohr und auf dem niedrigen, feuchten Grunde ließ ſich kein Lager ſchlagen. Man fuhr eine Strecke weit den Strom hinauf und landete an einer Stelle wo eine in das Marſchland vorgeſtreckte Waldung das Ufer machte. Der Boden ſchien daſelbſt von der kälteſten Natur. Ein Moosteppich, in welchen der Fuß bei jedem Tritte tief ein-

sank, bedeckte ihn. Nur graue Tannen standen darauf, deren Zweige unten meist abgestorben und auffallend mit Moose überzogen waren. Näher dem Rande des Wassers gab es Erlen, Tamarisken und Weiden. Als die Nacht kam, fing es an zu regnen und dies vermehrte den düsteren Eindruck des Fleckes.

Die Naturgeschichte der Gegend erfuhr durch diese Tagereise nicht sonderliche Bereicherung. Der bedeutendste Waldwuchs außer dem Thale ging nicht über Nadelholz hinaus. Die Pflanzen haben dort nicht viel Mannigfaltigkeit und sind solche als nassen kalten und hochgelegenen Gegenden eignen. Wassergevögel gab es in Menge und ward viel geschossen.

5.

Fahrt den östlichen Mississippi-Arm hinauf, vom See Kubba-Kunna bis zu den Raiwa-Schnellen — Produkte — ein Indianer tödtet ein Rothwild — seine Geschicklichkeit im Zerlegen — die Raiwa-Portage — See Ossowa, Quelle dieses Mississippi-Armes — Fehler auf den bisherigen Karten — Portage vom östlichen zum westlichen Arm — Hauteur des terres — Hochfläche zwischen der Hudsonbay und dem Meerbusen von Mexico — Lage, Produkte, Geologie — Ankunft am Itasca-See.

Oberhalb des Kubba-Kunna-Sees gleicht unser Stromarm einem Faden, welcher sich durch Wiesengründe schlingt. Die Oberfläche bedeckt ein grobes Sumpfgras. Den Strom säumen Weidengruppen. Hier und da, wo der Ort günstig ist, stehen Binsen und indisches Rohr, und nirgend bietet die Vegetation der Gegend das kleinste Neue. Trifft der Strom einmal auf festen Boden, so zeigen sich Grau-Tannen und Tamarisken, während Erlen die Stelle der Weiden einnehmen. Alles und alles überzieht die Moosdecke. Dampf und Dunkel regieren in diesen eigenthümlichen Wäldern, die nur Wassergevögel belebt, welches ohne Scheu, weil sonst nie gestört, vor den Schuß fliegt.

Nach etwa einstündiger Fahrt fiel auf dem vordersten Canoe ein Schuß. Der Indianer im Vordertheil des Fahrzeuges hatte auf ein Rothwild geschossen und es erlegt. Alles landete sogleich, um das Thier zu betrachten. Es war gut getroffen und doch noch einige hundert Yards weit gelaufen, ehe es niederfiel. Der Indianer folgte der Blutspur und fand es schon todt. Er trug es an das Ufer, um es dort abzuziehen. Die Europäer bewunderten die Geschicklichkeit, mit welcher er in wenigen Minuten es der Haut beraubte, ausweidete und zerlegte. Der Eigenthümer verehrte die Schenkel dem Herrn Schoolcraft und das „moze" d. h. alles Uebrige, mit Ausnahme des Kopfes und der Eingeweide dem Führer. Weggeworfen wurde indessen nicht das geringste; es zeigte sich zu Nacht, daß sie mit wenig Kochkunst durch bloße Kraft des Feuers, alles, auch die Theile, welche für uns die meiste Zurichtung erfordern würden, für ihren unverwöhnten Gaumen schmackhaft zu machen wissen. Spuren von Rothwild sah man übrigens häufig und hätte viel schießen können, wäre Zeit dazu gewesen.

Der Weg durch die Weidegründe wäre recht anmuthig gewesen, wenn nicht häufige Regengüsse und die ihnen stets folgende Zudringlichkeit der Musquitos ihn verleidet hätten. Zur gewöhnlichen Frühstückstunde fand sich kein günstiger Landungsplatz, da die Ufer überall morastig waren und erst nach halb 12 Uhr konnte angelegt werden. Um halb 5 Nachmittags kam ein beträchtlicher Sandhügel am rechten Ufer sehr gelegen, da eines der Canots ausgebessert werden mußte. Oza Windib, der im Nachzuge war, kam an dieser Stelle vornhin, um darauf aufmerksam zu machen, daß man nur einige hundert Yards von der Stelle entfernt sei, wo der beträchtlichste Nebenfluß dieses Armes, der Naiwa, einmünde, und daß wegen einer Menge von Schnellen, die nun bald im Strome einander drängten, eine

Portage nothwendig würde, die an dieſer Stelle ſich am beſten anfangen ließe, wegen eines Umweges den der Miſſiſſippi machte und der ſich quer durch den Wald abſchneiden ließe. Der Naiwa, fügte er hinzu, fällt von der linken Seite ein und iſt ein großer Fluß und entſpringt in einem See der an Kupferkopf-Schlangen reich iſt, und daher kommt ſein Name.

An der Stelle wo man ſich befand, hatte der Boden ein aufgeſchwemmtes Anſehen und enthielt Kieſel und kleine Bläcke Sienit, Trapſtein, Quarz und andere Trümmer von primärer und ſecondärer Formation.

Während das Canoe ausgebeſſert wurde, ließ Herr Schoolcraft das Gepäck in tragbaren Stand ſetzen, und bald nachher konnte aufgebrochen werden. Es war alles ſo eingerichtet, daß die geſammte Ladung ſich gleichzeitig transportiren ließ und kein Nachholen nöthig ward. Jedes Canoe nebſt ſeinem Zubehör und einigen leichten Artikeln ward von einem einzigen Manne getragen. Der Führer befand ſich an der Spitze und klomm mit einer nicht kleinen Laſt auf ſeinen Schultern die Sandhöhe hinauf. Oben folgte Eichengebüſch mit Fichten untermiſcht. Die Regengüſſe vom Morgen hatten Gras und Kraut ſo durchnäßt, daß man wie im Waſſer ging. Herr Schoolcraft hielt ſich unterweges ein wenig linksab vom Zuge und kam an die Krümmung des Stromes, woſelbſt die Waſſerfälle ſich zeigten. Sie ſchienen nur aus einer Reihe kleiner Schnellen zu beſtehen, die mit Untiefen abwechſelten. Das Toſen und der weiße Schaum des Waſſers ließ auf ordentliche Abſtürze ſchließen und doch war dergleichen nirgend zu entdecken. Der Fall des Stromes ſchien jedoch im Durchſchnitt ſehr beträchtlich an dieſer Stelle und konnte wohl auf 48 Fuß angeſchlagen werden.

Mit dem Zuge traf Herr Schoolcraft am erſten Halteplatz wieder zuſammen und fand die Mannſchaft ſehr erfreut, ihn zu

sehen. Sie hatten ihn verirrt geglaubt und Flintenschüsse gethan.

Als man des Stromes wieder ansichtig ward, befand man sich auf einer sandigen Anhöhe, deren Abdachung gegen das Ufer hin lag. Der Führer machte Halt und fragte, ob nicht vorgezogen würde, an diesem Orte zu lagern, da man weniger von den Insekten würde zu leiden haben, als im Stromthale am Ausgang der Portage. Es war aber noch Tag und der Weg zum Wasser noch ziemlich weit. Daher schien räthlicher, den Marsch fortzusetzen, um am folgenden Morgen gleich die Canots flott machen zu können. Wo der Strom erreicht ward, floß er sanft, und der Führer versicherte, daß keine Schnellen weiter bevorständen.

Erst um 5 Uhr am Morgen des 13ten konnte, des starken Nebels wegen, eingeschifft werden, und noch immer ließ sich kein Gegenstand erkennen. Der Mississippi war oberhalb des Naiwa fast zu einem Bächlein eingeschrumpft; die Ufer waren morastig und boten an Pflanzen und Bäumen nichts Auffallendes dar. Das Wasser war still und teichartig. Einige Fleckchen trugen wilden Reis. Die wilden Enten und Kriechenten schienen da ihren Lieblingsaufenthalt zu haben. Sie wurden schaarenweise vor den Canots aufgescheucht. Binnen anderthalb reichlich ausgekaufter Stunden erreichte man den Rand des Ossowa-Sees. Man hielt einen Augenblick an, um ihn zu überschauen. Das Wasser war schwärzlich und strotzte von Wasserpflanzen. Es gab viele Barse darin. Zwei Bäche strömten ein, die man als die Quellen dieses Mississippi-Armes ansehen kann. Der See wurde in 20 Minuten durchschifft und man fuhr in einen der Bäche den südlicher gelegenen ein. Er hatte keine Strömung und war ganz angefüllt mit breitblättrigen Pflanzen und einer Art gelber Sumpflilie. Man dünkte sich ganz von Moorgrund

umbreitet, und das Land ſchien eben ſo ungangbar als das Waſſer unfahrbar. So verhielt es ſich in der That. Oza Windib ruderte ſein Canoe in die Binſen und rief: Oma Mikunna, d. h. „Hier iſt die Portage.“ Wer eine ſolche Landung zum erſtenmal mitmachen ſollte, würde ſich gewiß gar ſehr nach einem trockenen Platze umſehen. Dort aber gab es keinen. Man mußte den Fuß getroſt in das Teichwaſſer und ſeinen ſchlammigen Boden ſetzen, und hundert Yards weit, oder weiter, waten, bis man feſten Grund fand. Daſelbſt gab es eine kleine waldartig bewachſene Anhöhe, über welche Fußtapfen ſichtbar waren, bis zu einer lichten Stelle, die einen ganz geſchickten Landungsplatz abgab. Kohlenüberbleibſel von früheren Feuern, Knochen von Vögeln und Zeltpfählen lagen umher und gaben zu erkennen, daß Indianer dort gelagert hatten. Es wuchſen mitten unter Pechtannen, weiße Cedern, Tamariſken und Grautannen.

Die älteren Landkarten geben nicht nur die Theilung des Miſſiſſippi, jenſeits des Caß-Sees in zwei Arme, nicht an, ſondern legen die Quelle einen ganzen Grad zu tief ſüdlich. Dieſer Fehler kann alſo nunmehr berichtigt werden.

Die Portage vom öſtlichen zum weſtlichen Arm wird auf 6 engliſche Meilen geſchätzt. Der zuvor erwähnten Erhöhung folgt eine moraſtige Strecke voll gefallner Baumſtämme und ganz von Moos benachtet, aus welcher man auf einen trocknen Pfad hervortritt.

Einer Erhöhung, die aus oceaniſchem Sande aufgelagert iſt und Fichten trägt, ſchließt ſich gleich darauf eine andere ähnliche an. Der Reiſende befindet ſich auf dem angeſchwemmten Boden, welcher das Flachland zwiſchen dem Miſſiſſippi und rothen Strom bildet. Wo dieſe Sandhügelkette berührt wird, wenn man von Lac Plaie nach dem Ottertail-See geht, führt ſie den Namen „Hauteur des terres“. Sie ſetzt ſich dann ge-

gen Nord fort, als Wasserscheide der dem Des Corbeau und der dem „rothem Strome" pflichtigen Gewässer und läuft endlich in einen Rücken aus, welcher die Portagen zwischen den beiden Missisippi-Armen durchschneidet. Noch kreuzt sie den westlichen Arm, der Itasca-Fluß heißt, in der Nähe des Kakábiconce oder der „kleinen Felsenfälle" und wird, nachdem sie sich mit dem Haupthöhenzuge vereinigt und nordöstlich von Lac Travers und dem Turtle-See erstreckt hat, auf der bekannten Portage vom Turtle-See zum rothen See wieder angetroffen. Sie geht so über in das Tafelland zwischen der Hudsonbucht und dem mexikanischen Golf und giebt den entferntesten Nebenflüssen des St. Louis Ursprung, welcher wiederum durch See Superior und die daran hängende Kette hin die beträchtlichsten Zuflüsse des St. Lawrence ernährt. Das Tafelland ist vielleicht das höchste unter dieser Breite des nordwestlichen Amerika.

Ueber das Tafelland führte wie gewöhnlich Oza Windib, und trug eines der Canots auf seinen rüstigen Schultern. Die Uebrigen folgten, Einige Canots, Andere Gepäck tragend. Die Truppe bildete eine indianische Reihe und ging eine Strecke weit mit raschen Schritten, warf dann die Last ab, und ging nach kurzer Rast wieder in Eil eine kleine Strecke weit. Jeder Absatz dieser Art heißt bei den Reisenden ein posé und bei den Indianern ein Opugidjiwunon, d. h. ein Ort, wo man die Last ablegt. Man berechnet die Portage nach posés und es gab ihrer 13. Der Pfad war blind und forderte die Schärfe eines Indianer-Auges um bemerkt zu werden. Oft konnte der Führer selber ihn kaum entdecken und suchte eine Weile umher. Ueber einen kleinen See der ein Thal etwa in der Mitte der Portage ausfüllte, gebrauchte man die Canots. Jenseits desselben war viel Unterholz hindurch, zu dessen Vermeidung man an

den

den Rändern einiger Teiche hinwatete. Daselbst zeigten sich zerstreute Zeltpfähle, die Reste früherer Indianerläger.

Das Wetter war warm und benahm den Thieren und Vögeln ihre Lebhaftigkeit. Man sah ein oder zwei Arten des Falken und der gemeinen Taube, welche über den Continent zieht. Spuren von Rothwild zeigten sich in Menge; die Thiere selbst aber sah man nicht, da man ohne die Vorsicht reiste, welche ihre Jagd erfordert. An einem der Ruheplätze pflückten die Leute reife Erdbeeren. Auf feuchten Stellen stand auch eine sehr kleine Art Himbeere in Frucht. Das häufige Schmarotzermoos gab den Grautannen, welche überall auf den Höhen vorherrschten, ein wunderliches Ansehen.

Am interessantesten ist die Gegend in geologischer Hinsicht. Granitstücke und andere Primitivschichten erinnern an die ursprüngliche Stellung dieser Massen zur Erdnatur und deuten auf jene großen Revolutionen hin, welche die gegenwärtige Gestalt der Oberfläche herbeigeführt haben. Auch die weitere Untersuchung des Bodens führt auf Umgestaltungen. Die Sandhöhen erscheinen als consolidirte Lagerungen dieser leichten Erde, von oceanischen Ueberschwemmungen herrührend, welche das Land mit so wunderlichen Höhenreihen als jetzt seine Oberfläche auszeichnen, bedeckt haben müssen. Man geräth unwiderstehlich auf die Ansicht, daß Wasser die großen Erdumwälzungen ins Werk gerichtet und auch auf den höchsten Erstrecknngen dieser Gegend gewaltet habe. Es müßte von Interesse sein, zu untersuchen, welche Einflüsse das mächtig umbildende Element da zum Weichen gebracht haben. Man müßte beobachten, in welcher Richtung die Blöcke und Schichten in den schwersten Massen abgelagert, wie viel Granitstücke von ihren Basen weggeführt, und ob auch Holz, Knochen und andere organische Ueberreste mit fortgetrieben worden. Die schwersten Blöcke finden sich an den

oberen Miſſiſſippi-Armen, während ſie der Mitte zu immer ſeltener werden und lange vor dem Ausgang des Stromes in das Delta ſeiner Mündung gänzlich verſchwinden. Dieſe Notiz muß man zuſammenhalten mit den Nachrichten der Reiſenden über den bleichen, kahlen, todten Charakter der nördlichen Formationen. Hier iſt aber der Ort nicht für dieſe Unterſuchung und unſer Reiſebericht muß fortgehen.

Mit jedem Schritt auf den ſandigen Höhen ſchien der Eifer der Wanderer und das Verlangen nach Erreichung der wahren Quelle eines ſo berühmten Stromes zu wachſen. Mit Begierde folgten ſie dem Führer den letzten Abhang hinab, und das lang erwartete Ziel — es lag plötzlich vor ihren Augen. Sie traten hervor aus einem Dickigt auf einen mit Kraut bedeckten Plan und entgegen blitzte ihnen ein durchſichtiger Waſſerſpiegel — See Itasca, die Quelle des Miſſiſſippi.

(Fortſetzung folgt.)

III.

Gützlaffs Reiſen längs der chineſiſchen Küſte.

(Fortſetzung).

5.

Abreiſe von Bankok — Reiſegeſellſchaft — die Reiſe — Tien-fezg — Hänan — Rämoh — Aemoy — Formoſa — Ting-hä — Tempel der Mä-tſu-po — Lito — chineſiſche Vorſtellungen von Europa — Strom Pehho — Tä-ku.

In dieſer Zeit der Unwiſſenheit nahm meine Krankheit auf beunruhigende Weiſe zu, als ich durch die Ankunft eines befreun-

deten Kaufmanns aus dem östlichen Theil der Provinz Canton überraſcht ward. Dieſer drang in mich, ihn nach China zu begleiten, wie ſehr ich auch, meinen Tod nähe wähnend, Abneigung dagegen zeigte, und bewog mich endlich durch überwiegende Gründe, in ſeinen Wunſch zu willigen. Ich bedung mit Capitain Simſchen, dem Eigenthümer der Dſchunke Schenli, die Ueberfahrt nach Tientſin. Die Dſchunke, welche in Siam gebaut und mit etwa 50 Matroſen bemannt war, hatte 250 Tonnen Laſt, beſtehend in Sapanholz, Zucker, Pfeffer, Federn, Kalikoes und anderen Artikeln an Bord. Als am 3. Juni die Anker gelichtet werden ſollten, hatten Herr Hunter, Capitain Dawſon und Herr Mac Dalnac die Güte, mich an Bord zu begleiten. Dort zeigte man mir ſogleich meine Cajute im Stern des Fahrzeuges; es war ein Loch, das gerade einen liegenden Menſchen und einen kleinen Koffer faſſen konnte. Unter den übrigen Paſſagieren, deren ſechs waren, befand ſich ein 60jähriger Mann, Capitain einer anderen Dſchunke, die auf dem Menam leck geworden war und nicht mehr See halten konnte, mein erklärter Feind, ein Mann übrigens, der im Opiumrauchen ſeinen Meiſter ſuchte, denn er verſchmelzte darin einen Thaler Werths täglich, ein Held in allen Arten von Schurkerei, ein Feind der Aufklärung ſeiner Landesleute, obgleich der europäiſchen Ueberlegenheit wohl kündig und fähig die Vorzüge ihrer Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu würdigen. Er hatte ſeinen Sohn bei ſich, einen naſeweiſen Jungen, den er in alle Künſte des Handels und in die Freuden des Geldſcharrens gewiſſenhaft einweihete. — Dieſer ward mein Freund und Nachbar. Mein ſchon genannter Handelsfreund hatte ſeine Cajüte dicht unter der meinigen. Gewandtheit im Betruge, Schwatzhaftigkeit, kindiſche Eitelkeit und die Gewohnheit unnatürlicher Sünden zeichneten dieſen Mann aus. Mit ihm war ſein Compagnon, ein reicher,

selbstsüchtiger, wollüstiger, aber höflicher Gesell. Keiner jedoch von Allen übertraf an Lasterhaftigkeit und Verschlagenheit den fünften der Reisegefährten, den Capitain Fo. Dieser besaß einst eine den Chinesen tributaire siamesische Dschunke und litt an der Küste von Pulo-Wä Schiffbruch. Von dieser Insel kehrte er nach Bankok zurück und erwarb durch Malerei und mechanische Arbeiten, worin er sehr geschickt war, ein hinlängliches Vermögen, um mit einigen hundert Goldpikuls an Bord unserer Dschunke nach China zu reisen, woselbst er zwei Frauen wohnen hatte. Er war dem Opium ergeben und dem Lügen, sonst aber, wie er feierlich betheuerte, mein bester Freund.

Unser Capitain Sin-schen war ein freundlicher Mann und wohl erfahren in der chinesischen Schiffahrtskunde, aber auch er zum Unglück an das Opium sehr gewöhnt. Sein jüngerer Bruder zeigte sich als einen aufrichtigen Mann und hielt sich zu mir in allen Nöthen. Einer von des Capitains Schwägern, der als Schiffsschreiber diente, nannte sich von dem Augenblicke an, daß ich an Bord trat, meinen jüngern Bruder, horchte auf die Lehren des Evangeliums und enthielt sich aller abgöttischen Gebräuche. Der Steuermann machte auf meine Vetterschaft Anspruch, indem er von demselben Blute abzustammen versicherte. Er verstand nichts von der Fahrt, hatte aber noch nie das Unglück gehabt, auf den Strand zu segeln. Seine Nachgiebigkeit und Friedliebe machten ihn zur beständigen Zielscheibe des Matrosenwitzes. Zu andern guten Eigenschaften gesellte auch er die Vorliebe für das Opiumrauchen, und hatte es in dieser Kunst weit gebracht. Sein Gehülfe, ein Zänker und Trunkenbold, war wenigstens von Allen der aufmerksamste Schiffer; nur der Opiumgenuß machte dann und wann, daß er am Steuer einschlief. Die Hauptpersonen alle, denen die Leitung des Schiffes

oblag, liebten den Rausch so sehr, daß manchmal kein einziger von ihnen im Stande war, den Dienst zu versehen.

In der Hoffnung wieder gesund zu werden, hatte ich mich mit einem großen Vorrath christlicher Bücher versehen und mit einem kleinen von Arzneimitteln, dem Ueberrest einer kurz zuvor durch die Güte englischer Freunde erhaltenen Sendung. Auch einige Karten hatte ich bei mir, einen Quadranten und verschiedene andere Werkzeuge die mir nützlich werden konnten, falls ich wieder aufkam. Ich war, schon lange ehe ich Siam verließ, als chinesischer Unterthan naturalisirt durch meine Aufnahme in die Familie des Kipo, eines Mannes aus dem Tungan-Distrikt der Provinz Fukien, hatte den Namen Schilie angenommen, zu Zeiten chinesische Kleidung getragen und galt ganz für einen Bürger des himmlischen Reiches. Jetzt entsagte ich auch der Lectüre europäischer Bücher und bequemte mich in Allem den chinesischen Sitten. Doch stritt in mir der Wunsch aus diesem Leben zu scheiden mit dem Verlangen, noch ferner dem Dienste des Erlösers meine irdischen Kräfte zu weihen.

Am dritten Tage nach unserer Einschiffung kamen wir zur Mündung des gewundenen Menam und litten sehr von den unzähligen Musquito-Schwärmen, welche in der That eine bessere Schutzwehr des Landes abgeben als die an der Mündung des Stromes aufgebauten elenden Forts. Ich war so geschwächt, daß ich nicht gehen konnte; auch keine Nahrung konnte ich hinunterbringen und lebte eine Zeit lang nur von Flußwasser. In der Nacht des 8. Juni dachte ich meinem Ende nahe zu sein; mein Athem ward schwach; ich lag in meinem Bette ohne irgend eine menschliche Hülfe, denn mein Diener Dschu, ein Mann aus Fukien, dachte und handelte wie alle Chinesen, die einen Menschen aufgeben und seinem Schicksal überlassen, sobald er nicht mehr Reis essen kann. Endlich gelang es mir, den Rest meiner

Kräfte zu ſammeln, und mich aus der Cajüte fortzuſchleppen. Kaum erreichte ich das Steuerruder, ſo befreite mich ein heftiges Erbrechen von der Gefahr des Erſtickens.

Wir gewannen am 9. Juni die Barre mit ihrem ſeichten Waſſer und mußten da einige Zeit liegen bleiben. Jedes in Siam erbaute Schiff hat einen ſiameſiſchen Großen zu ſeinem Patrone; unſer Patron war der höchſte Beamte im Königreiche. Er ſchickte einen ſeiner Untergebenen, um darauf zu ſehen, daß das Fahrzeug wohlbehalten in die See käme. Der Mann war höchlich erſtaunt, mich an Bord einer chineſiſchen Dſchunke zu ſehen und äußerte Bedenken in Betreff meiner Sicherheit. Auch meine übrigen Freunde drückten ihre Beſorgniß aus, daß mein Leben der Raubſucht der Matroſen oder der Bübereі der Mandarinen zur Beute werden möchte. Viele ſchreckliche Gefahren wurden mir prophezeiht; da war auch Niemand der mein Unternehmen gut hieß; ich hatte keinen Troſt als den Hinblick auf Gott und das Bewußtſein, daß ich meine Pflicht erfüllte.

Nach drei Tagen konnten wir, aber nur unter großen Schwierigkeiten, die Barre paſſiren. Als die Flut uns günſtig war, wurde ein Tau ausgeworfen, mittelſt deſſen das Fahrzeug mit einer Gewandtheit die den Matroſen Ehre machte, fortgeſchafft wurde.

Die Leute auf dem Schiffe behandelten mich ſehr gütig, beklagten mich um den Verluſt meiner Frau, welche die meiſten von ihnen geſehen und gekannt hatten, und bemüheten ſich, meine Leiden, auf eine freilich läſtige Weiſe, zu erleichtern. Die armen Burſchen, die nichts zu ihrem Unterhalt als Salz, Gemüſe und trockenen Reis, und zu ihrer Bedeckung nichts als Lumpen hatten, waren demungeachtet geſund und wohlgemuth, zum Theil ſogar ſehr robuſt. Sie wünſchten mir Glück, daß ich endlich von den Barbaren weg und in das himmliſche Reich käme.

Obschon meist von niedriger Herkunft konnten sie doch fast Alle lesen und hatten eine Freude daran, sich mit den Büchern zu beschäftigen, welche sie besaßen. Einige hatten auch unsere Traktate unter ihrem Büchervorrath. Ueberhaupt nahm ich mit Freuden wahr, daß die christlichen Bücher viel verbreitet wären.

Am 14. Juni kamen einige Siamesen an Bord, um mich aufzusuchen. Da ich nicht wußte was sie wollten, so verbarg ich mich vor ihnen, und gewiß, hätte ich damals die Botschaft, die sie mir bringen wollten, vernommen, so wäre es um diesen gebrechlichen Leib gethan gewesen, denn, wie ich bald nachher erfuhr, waren sie gekommen, mir den Tod meiner liebsten Tochter zu melden, welche kurz nach meiner Einschiffung gestorben war. Nachdem ich die schmerzliche Nachricht erhalten hatte, brachte ich einige Tage in meiner Cajüte zu, welche aber immer von dem abscheulichen Opiumdunst angefüllt war. So oft die Leute ihre Opiumpfeife aus dem Munde legten, ergötzen sie sich in dem ekelhaftesten obscönsten Geschwätz. Ich mußte das alles geduldig aushalten, bis ich mir Kraft genug fühlte, um mit ihnen zu reden. Als ich sie nun unumwunden zur Rede stellte, erhielt ich, zu meiner Verwunderung, von einigen derselben Entschuldigungen wegen ihres ungezogenen Benehmens in meiner Gegenwart.

Endlich waren alle unsere Passagiere an Bord und die Matrosen fingen an, den Anker aufzuwinden, als ich fand, daß die Dschunke überfrachtet war. Dies kommt oft vor, da jeder Passagier ohne Einschränkung so viel Güter aufnimmt als ihm beliebt. Der Capitain mußte nun nach Bankok zurück. Als er wieder an Bord kam wurde sogleich einiges von der Ladung ausgeschifft und am 18. Juni stachen wir endlich in See. Wir fuhren sehr langsam an der siamesischen Küste hin, um die günstige Fahrt abzupassen. Wir hielten uns östlich und gingen bei

dem Vorgebirge und der Stadt Bampläsoi vor Anker, welche größtentheils von Chinesen bewohnt und wegen ihrer Fischerei und ihrer Salzwerke berühmt ist. Die Siamesen, denen das Land gehört, hatten einige Salzinspectoren daselbst. Am 19ten erspäheten wir Ko-Krem, einst ein Piratennest. Auf dieser Insel steht ein Tempel, darin ein Bild des Buddha, in schlafender Stellung, sich befindet. Wenn die Chinesen dort ankommen, pflegen sie zu opfern, und zwar, wenn die Dschunke reiche Fracht hat, ein Ferken, wenn sie aber arm ist, eine Ente oder anderes Geflügel. Das Opfer wird, wenn es eine Weile in freier Luft gestanden, von den Matrosen verspeist. Einigen satyrischen Bemerkungen, die ich in Bezug auf diesen unsinnigen Gebrauch fallen ließ, pflichteten die Leute insgesammt bei, aber doch nicht, das Opfer stehen zu lassen.

Ich fing inzwischen an, mir mit der Hoffnung der Wiedergenesung zu schmeicheln und wandte meine Aufmerksamkeit auf chinesische Bücher. Anhaltend konnte ich mich nicht damit beschäftigen, denn meine Schwäche war noch zu groß. Meine Reisegefährten gaben sich aber viel Mühe mich aufzuheitern und zu unterhalten, indem sie mir von den Herrlichkeiten des himmlischen Reiches vorerzählten. Meine Gedanken waren mehr als jemals auf das ewige Himmelreich gerichtet und während ich mich sehnte bei Christo zu sein, fühlte ich herzliches Mitleiden mit diesen armen Geschöpfen, welche keine bessere Heimath kannten, als die irdische.

Nachdem wir Cap Leiant passirt hatten, welches die meisten Karten um 2° zu weit westlich placiren, näherten wir uns der ansehnlichen Stadt Schäntüben, welche von Chinesen, Siamesen und Cochinchinesen bewohnt wird, und an Pfeffer, Reis und Betelnüssen einen solchen Ueberfluß hat, daß sie selbst mehrere Dschunken jährlich damit befrachtet und mit den Schiffen, welche

auf dem Wege nach China gelegentlich den Hafen berühren, einen vortheilhaften Handel treibt. Ich nahm, sobald meine Kräfte einigermaßen sich wiederherzustellen anfingen, regelmäßige Gradmessungen vor und erklärte meinen neugierigen Reisegefährten die Verfahrungsart zur Auffindung der Länge und Breite. Den Capitain setzte am meisten in Erstaunen, daß ich die Sonnenhöhe mit dem Horizont des Meeres zusammenbrachte und er sagte: „So könnt ihr auch wohl die Tiefe des Wassers messen.“ Da ich ihm nun die Sundirungen nicht angeben konnte, so erklärte er mir gerade heraus, daß die Messungen ganz unnütz und eitel Barbarei wären. Ich verlor dadurch ganz sein Zutraun, setzte mich aber bald wieder bei ihm in Achtung, als ich ihm vorher sagte, daß wir in einigen Stunden Pulo-Wä sehen würden. Dies ist eine Insel, auf welcher die Briten vor 100 Jahren ein Fort erbaut hatten, sie mußten es später wieder aufgeben, als die Besatzung durch die Verrätherei einer Truppe von Budschies umkam. Während der Bürgerkriege in Cochinchina gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts hatte sich der verstorbene König Kang-Scheng dorthin geflüchtet und einige Jahre dort in großem Elende zugebracht. 1790 kehrte er in sein Land zurück, gewann einen Theil desselben wieder, vertrieb die Usurpatoren, eroberte Tunkin und führte mit Hülfe eines französischen Missionairs, Namens Adran, viele Verbesserungen ein. Kürzlich diente die Insel malayischen Piraten zum Aufenthalt, und ist jetzt verwildert und nur von einigen Fischern bewohnt.

Mit großer Schwierigkeit erreichten wir die Mündung des Flusses Käng-Ka in Camboja, bei welcher eine beträchtliche Stadt liegt, die viel mit Singapor handelt, besonders in Reis und Matten. Die Cochinchinesen befolgen eine sehr engherzige Politik. Sie lassen keine Verbesserung in ihr Land und erschweren den Handel mit China, so viel sie können. Es dünkt ihnen eine

sehr kluge Maßregel, die Cambojaner in der äußersten Armuth und dadurch in Sklaverei zu erhalten. Unter den verschiedenen Dschunken, an diesem Platze, sahen wir das Tributschiff, an dessen Bord sich der siamesische Gesandte befand. Die Siamesen erkennen die chinesische Oberherrschaft dem Namen nach und senden von allen ihren Landesprodukten Tribut nach Peking; aber sie haben ihren Vortheil dabei. Sie schicken sehr große Schiffe, und da diese als Tributschiffe keine Abgaben zahlen, so ist ein vortheilhafter Handel zu machen. Nur fällt ein Theil des Gewinnes den Chinesen zu, welchen die Führung des Schiffes übergeben ist. Auch haben seit einigen Jahren mehrere dieser Dschunken Schiffbruch gelitten.

Am 4. July erreichten wir Pulo Condore, welches die Chinesen Kwenlen nennen, eine von cochinchinesischen Fischern bewohnte Stadt. Die flache Küste von Camboja hat nichts der Aufmerksamkeit würdiges; das Land scheint zum Reisbau geschickt. Wir sahen dort die cochinchinesischen Truppen mobil, um einem gefürchteten Angriff der Siamesen auf Leknoi zu begegnen. Von 8 Dschunken mit Betelnüssen, welche von Leknoi in diesem Jahre nach Tientsin abgingen, erreichten nur vier den Hafen und eine litt noch auf der Rückfahrt Schiffbruch.

Die Küste von Thiompa ist malerisch, das Land wild bewachsen und wenig bevölkert. Cochinchinesen und Malayen wohnen dort, die Urbewohner dieser Gegend, über welche mir keine sonderliche Nachrichten zu Theil wurden, da selbst die Chinesen selten dahin handeln, während die Eingeborenen ihre Waaren in einige benachbarten und von Chinesen besuchte Häfen zu verführen schienen.

Große Schaaren von Fischen zeigten sich auf allen Seiten und hübsche Vorräthe wurden eingefangen. Einige sehr große Fische waren darunter und Jemand, der vielen Einfluß auf die

Entschlüsse der Gesellschaft übte, rieth, dieselben der Himmelsmutter Mätsupo darzubringen. Ich widersetzte mich diesem Vorhaben und bewog die Matrosen, das Opfer zu unterlassen, indem ich sie ermahnte, die Geschöpfe Gottes nicht den eitlen Götzenbildern darzubringen.

Von Pulo Condore hatten wir günstigen Wind und ließen in 5 Tagen die cochinchinesische Küste mit ihren romantischen Inseln und Vorgebirgen (worunter Padaran, Varila und Sanho sich auszeichnen), hinter uns. Viele Flüsse und Flüßchen ergießen sich längs derselben in das mit zahllosen Fischen bevölkerte und von Hunderten von Böten durchkreuzte Meer. Die Cochinchinesen sind ein armes Volk, das seit der letzten Revolution noch mehr heruntergekommen; ihre Nahrung und Kleidung ist daher sehr einfach. Obgleich der König seine und seiner Unterthanen Armuth kennt, ist er doch dem Handel mit den Europäern, dem einzigen Rettungsmittel, abgeneigt. Die Eingeborenen selbst sind frei und offen und bemühen sich sehr um die Gunst der Fremden.

Wir sahen am 10ten Tienfeng, einen hohen und rauhen Felsen. Die Freude der Matrosen war unbeschreiblich groß, als sie diesen ersten sichtbaren Punkt ihres Vaterlandes erspäheten. Tienfeng liegt 3 bis 4 Meilen entfernt von Hänan, einer ganz mit Gebirgen umsäumten, im Innern aber an Ebenen reichen Insel, auf welcher Reis und Zucker gebaut wird. Sie hat ihre Urbewohner, die in Wäldern und auf Bergen leben, denen von Manilla nicht unähnlich; die meisten aber, die dort ansäßig sind, stammen seit einigen Jahrhunderten von Einwandrern aus Fukien ab und haben sich äußerlich zwar ziemlich verändert, Spuren aber ihrer Abkunft in Sitte und Sprache erhalten; ein angenehmes Volk, stets heiter und freundlich, auch fleißig, reinlich und ausdauernd, wißbegierig und wahrheitliebend, aber mit weniger Fassungskraft begabt. Die römischkatholischen Missionaire haben

längſt die Liebenswürdigkeit dieſer Inſulaner gekannt und ſich mit gutem Erfolg bemüht, ſie zu bekehren. Viele ſind dort Chriſten geworden und wollen ſich als ſolche zeigen. Hänan iſt im Ganzen ein unfruchtbares Land und hat nichts zur Ausfuhr als Bauholz, Reis und Zucker, welcher letztere beſonders nach dem nördlichen China geht. Außerdem gehen die einheimiſchen Kaufleute nach Tunkin, Cochinchina, Siam und auch nach Singapor. Auf ihren Reiſen nach Siam fällen ſie Holz längs der Küſte von Thiompa und Camboja, und kaufen zu Bankok noch einiges dazu, um Dſchunken daraus zu zimmern. Der Bau und die Einrichtung einer Dſchunke koſtet nur ein Paar Monat, obgleich ſie Segel, Tauwerk und Anker, alles ſelber machen. Sobald die Dſchunken fertig ſind, nehmen ſie ſolche Ladung ein, als ſie in Canton oder bei ſich zu Haus los werden können, verkaufen auch die Dſchunke wieder und theilen den Gewinnſt. Andere Dſchunken mit Reis und Knochen zum Dung beladen, werden gewöhnlich nach Hänan geſchickt.

So bald wir das erſte Vorgebirge des chineſiſchen Continents erblickten, beeiferte ſich der Capitain, reichliche Opfer darzubringen und die Matroſen waren nicht faul, dieſelben zu verſchmauſen. Zahlreiche Böte in allen Richtungen belebten die Scene. Im Angeſicht der Lima-Inſeln hatten wir Windſtille und litten ſehr von der glühenden Hitze, aber die Strömung trieb uns nach unſerm Beſtimmungsort, dem Hafen Sokeh, im Departement Schaoſchaufu, dem öſtlichſten der Provinz Canton, an der Grenze von Fukien. Dieſer Diſtrikt hat eine weite Erſtreckung und dichtgedrängte Bevölkerung; die Zahl der Einwohner läßt ſich auf 3 bis 4 Millionen ſchätzen. Tinghae, Ampoh, Hae-io, Kitio und Dſchaping ſind die bedeutendſten Häfen *).

*) Herr Gützlaff hat die Namen nach dem Fukien-Dialekt in ſeinem Manuſcript angegeben; daher ſie nicht nach der Ausſprache

Das Volk ist im Allgemeinen schmutzig, niedrig, habsüchtig, aber doch freundlich und den Fremden gewogen. Die Noth zwingt sie oft zu Auswanderungen. Mehr als 5000 Menschen verlassen jährlich den heimischen Boden und ziehen nach den verschiedenen Colonien des indischen Archipelagus, nach Cochinchina, nach Hänan, oder erwerben sich ihren Unterhalt durch Matrosendienste. Ihr Dialekt ist dem ihrer Nachbarn vom Distrikt Fukien verwandt; ihre Sitten aber sind sehr abweichend. So verschieden ihre Sitten, so übereinstimmend sind ihre Zwecke und daraus ist eine Nebenbuhlerschaft entsprungen, die oft schon in offenbare Feindseligkeiten ausartete. Die von Fukien haben indeß das Uebergewicht gewonnen und wenden nun ihren ganzen Einfluß an, um den Handel ihrer Nebenbuhler zu vernichten.

Unsere Matrosen waren aus dem Distrikt und hätten gern ihre Familien nach der langen Trennung wiedergesehen, aber unsere Dschunke durfte nicht in den Fluß Sokä einlaufen, sondern mußte in dem Hafen Nän-ao (oder Nämoh) vor Anker gehen. Da kamen viele Passagierböte aus allen Gegenden und führten unsere Leute in ihre verschiedenen Wohnörter. Da in Siam der Reis sehr wohlfeil ist, so hatte jeder ein oder zwei Fäßchen zum Geschenk für seine Familie eingekauft. Das höchste

---

der Mandarinen hier stehen. Beim Uebertragen in deutsche Laute haben sie auch wohl wieder gelitten. Doch ist unmöglich eine bestimmte Richtschnur anzunehmen, und in unseren geographischen Büchern herrscht ja überall, hinsichts der fremden übertragenen Namen, viel Verwirrung. Tinghae (nach der Anmerk. im Original) Sching-hä-hien und Dschia-ping ist Dschao-ping-hien, Hae-io und Kitio sind vielleicht Hae-dschäng-hien. Sokeh (oder Schänkio) ist ein kleiner Hafen nächst der Mündung des Dschao-ping-Stromes. Ampoh ist einerlei mit Ganpo.

Red.

Ziel ihrer Wünsche und ihrer Bestrebungen ist — Reis; sie würden nichts anderes an dessen Stelle setzen, ohne für Hungerleider zu gelten und sich zu halten. Was ihrem Gericht etwa an der hinlänglichen Quantität Reis abgeht, ersetzen sie durch Wasser. Sie fragten mich, ob denn die Barbaren im Westen auch Reis äßen. Ich zögerte mit der Antwort. „O! riefen sie aus, was muß das für ein unfruchtbarer Boden in den Ländern der Barbaren sein, der nicht die ersten Bedürfnisse des Lebens hervorbringt. Es ist doch zu verwundern, daß dort die Leute nicht längst Hungers gestorben sind!" Es half nicht, daß ich mir Mühe gab ihnen begreiflich zu machen, wie wir so viel andere Speise hätten, eben so gute und zum Theil noch bessere. „Nein! sagten sie, der Reis allein ist die wahre nahrhafte Speise der Menschen."

Es war der 17. Juli als wir im Hafen Namwoh den Anker auswarfen. Die gleichnamige Insel ist ein meist dürrer Fels, der aus zweien, durch einen schmalen Isthmus verknüpften Erhebungen unter 26° 28′ Nordbreite und 116° 39′ Ostlänge besteht. Es ist ein Militairposten und besitzt ein Fort. Der Handel des Platzes mit dem Volk von Fukien und Canton ist beträchtlich. Der Hafen ist tief und geräumig, die Einfahrt aber schwierig und gefährlich.

Viele kleine Fahrzeuge, besonders von Tinghae beleben die seichte Mündung des Sokä. Die Stromgefälle und Zölle sind dort sehr hoch, werden aber von den Schiffern auf mancherlei Art umgangen, denn diese wissen die Mandarinen so gut, wie die Mandarinen den Kaiser zu betrügen. Tinghae ist eine große, ziemlich wohlgebaute, meist von Kaufleuten, Fischern und Matrosen bewohnte Stadt, zu deren Unterhalt der Anbau des umliegenden Bodens nicht zureicht und mancher andere Weg daher eingeschlagen wird. Wie der Stadt nicht an Kaufleuten fehlt

es dieſen nicht an Capital, dem ganzen Handel aber ſehr an Rechtſchaffenheit.

Sobald wir Anker warfen kamen außerordentlich viele Böte um uns her und hatten Weiber an Bord, welche von ihren Eltern, Gatten, Brüdern gebracht und angeboten wurden. Meine Ermahnung, ſich nicht den unzüchtigen Gelüſten zu überlaſſen, hielt die Matroſen nur ſo lange zurück, als ich auf dem Deck war; kaum kehrte ich den Rücken, ſo begann eine Sodomswürdige Scene. Uneingedenk ihrer darbenden Familien gaben ſie das Letzte hin, um ihrer Sinnlichkeit zu fröhnen. Trunk und Opiumgenuß geſellten ſich zu den übrigen Ausſchweifungen, und die herzueilenden Verkäufer dieſer Gifte thaten das ihrige, unſer Schiff zu einer Höhle des Verbrechens zu machen. Als den Matroſen das Geld ausging, fingen ſie an zu wüthen und lauerten auf Gelegenheit, um durch Liſt oder Gewalt ihren Mangel zu erſetzen. Sie ſahen meine Koffer feſt verſchloſſen und hofften Silber oder Gold darin zu finden. Sie machten den Anſchlag, mir den Kopf mit einer Axt zu ſpalten, die Koffer zu erbrechen und mein Geld unter ſich zu theilen; ſie hatten dafür auch einen Entſchuldigungsgrund, nämlich: daß ich mit dem Gelde nicht umzugehen wüßte, während ſie den beſten Gebrauch davon machten. Es waren lauter Opiumraucher, welche dieſes Complot ſchmiedeten; an der Spitze ſtand ein alter Matroſe, mein, wie er ſich nannte, ſehr guter Freund. Als ſie aber an die Ausführung ihres Planes gehen wollten, trat ein bejahrter Mann zu ihnen, und verſicherte, daß er meine Koffer vor wenigen Tagen offen geſehen und nichts darin bemerkt habe als Bücher, welche ſie, auch ohne mir den Kopf zu ſpalten, mit Freuden erhalten würden. Er rief noch Andere zu Zeugen und als mehrere die Ausſage des Alten beſtätigten, gaben ſie ihr Vorhaben auf.

Mitten unter diesen Abscheulichkeiten zeigten sich doch auch einzelne Spuren von Empfänglichkeit. Es war ein Jüngling auf dem Schiffe, welcher meinen Ermahnungen Gehör gab, begierig nach den ewigen Dingen fragte und sich von Scham und Schuldgefühl durchdrungen bekannte. Ich hatte zahlreiche Besucher. Sie hielten mich für einen Piloten oder Bootsmann und erwiesen mir viele Höflichkeit. Ich vertheilte manche Bücher und knüpfte einige Verbindungen an.

Die Rückkehr unseres Capitains, welcher an das Land gegangen war, machte endlich den Ausschweifungen ein Ende. Er war ein Mann von festen Grundsätzen und schaffte sogleich reines Haus. Doch ward seine Wachsamkeit ein Paarmal getäuscht. Sobald die Unordnungen aufgehört hatten, fanden meine Vorwürfe offene Ohren. Die Chinesen haben es an der Art, sich willig zur Rede stellen zu lassen und selbst Lobsprüche auf ihre Tadler zu häufen.

Ich sah Eingeborene, welche dem Hungertode nahe waren und gierig und mit Danksagungen nach jedem Körnlein Reis griffen, das man ihnen zuwarf. Gesunde, kräftige Männer klagten über Arbeitslosigkeit. Manche hatte die Noth getrieben, sich auf Piraterei zu legen und Nachts im Hafen die Dschunken zu überfallen und zu plündern.

Nach Verlauf von 14 Tagen entstand eine allgemeine Ungeduld fortzukommen, denn das Geld der Mannschaft war ausgegeben und Langeweile riß ein. Als wir unter Segel gingen, prophezeihete ein alter Mann Stürme; wir ließen uns aber nicht schrecken, und mit uns zugleich verließen viele nach dem nördlichen China bestimmte Dschunken, die Zucker geladen hatten, den Hafen.

Am 30. Juli passirten wir Aemoy das Hauptemporium der Provinz Fukien, dessen Kaufleute mehr als 300 große Dschunken

ken beſitzen und einen ausgebreiteten Handel nach allen Theilen Chinas und auch nach dem indiſchen Archipelagus betreiben. Sie erhalten ſich der ſchweren Abgaben und Zölle ungeachtet, indem ſie die Aufmerkſamkeit der Mandarinen täuſchen. Die Freiheit, mit Europäern zu handeln, würde von ihnen voll Freuden begrüßt werden und dem Cantonhandel ſelbſt ohne Zweifel förderlich ſein.

Wir hatten am folgenden Tage günſtigen Wind, bis wir nach Tiewän (Formoſa) gelangten. Die Lage dieſer Inſel iſt blühend, ſeit ſie im Beſitz der Chineſen iſt, welche von Teng-än in Fukien dahin überſiedeln und Handel treiben oder Reis, Zucker und Kampher bauen. Formoſa hat mehrere Häfen, die tief und geräumig, aber an ihrem Ausgange ſeicht ſind. Kleine nach Aemoi gehörige Dſchunken werden im Handel angewendet; ſie gehen nach allen weſtlichen Häfen der Inſel und dann mit Reis beladen nach Hauſe zurück, oder mit Zucker nach Nord-China hinauf. Die Schnelligkeit, mit welcher dieſe Inſel coloniſirt worden und die Leichtigkeit ſich dort zu emancipiren, haben die chineſiſche Regierung vermocht, beſchränkende Maßregeln zu treffen und für die Auswanderung dorthin nur ſpecielle Erlaubniß zu ertheilen. Die Coloniſten ſind reich und unabhängig; ſie ſtiften oft Empörungen an, welche ſchwer zu unterdrücken ſind, weil die Aufrührer ſich in die Gebirge zurückziehen und aufs hartnäckigſte vertheidigen. Nirgend ſind in China Hinrichtungen häufiger, nirgend von weniger heilſamen Einfluß. Wiſſenſchaften werden geliebt und oft ſchicken die Bewohner von Fukien ihre Söhne nach Formoſa zur Erlangung der Grade.

Im Canal von Formoſa ſind Nordwinde mit hoher See häufig. Auch wir hatten widrigen Wind als wir gen Tinghae, im Departement Fuſchaufu, kamen, und mußten den Kurs ändern. Aus Furcht von einem Sturme überraſcht zu werden,

gingen wir bei der Insel Mäo (oder Mäaw), auf welcher einst die Göttin Mätsupo gelebt haben soll, vor Anker und blieben dort einige Zeit liegen. Die Häuser an der Küste sind wohlgebaut; das Volk schien arm aber rechtschaffen und hauptsächlich mit Fischfang und Kürbisbau beschäftigt. Das Land ist sehr felsig. Einige Meilen von der Küste entfernt liegen die Theeberge, wo Tausende von Menschen Beschäftigung finden. Die Stadt Fuschaufu, die Residenz des Gouverneurs von Fukien und Schie-Kieng ist groß und gut gebaut, ihr Fluß ist für kleine Schiffe fahrbar. Der Hafen von Tinghae ist tief und sehr geräumig. Wir sahen viele Dschunken mit Salz und einige mit Fischen beladen.

Als wir aber im Begriff standen den Hafen zu verlassen, erhob sich ein neuer Sturmwind und zwang uns, gleich wieder den Anker auszuwerfen; doch wurde ein günstiger Fleck ganz in der Nähe verfehlt und dafür ein höchst gefährlicher Punkt dicht an Klippen gewählt. Der Sturm nahm am nächsten Tage zu und drohete, uns in die schäumende Brandung zu schleudern; die Dschunke war der ganzen Gewalt des Meeres und Windes Preis gegeben, und wir erwarteten von Augenblick zu Augenblick ihre völlige Zertrümmerung. Der Regen goß stromweise hernieder und das Schiff stand über und über voll Wasser. Eine ägyptische Finsterniß bedeckte uns mehrere Tage lang. Fast ich allein nur wagte das Verdeck zu betreten; die Chinesen haben die Gewohnheit, während eines Sturmes sich in ihren Cajüten zu verkriechen. Auch diesmal vertrieben sie sich die Angst durch Schlaf und Opiumrauch. Bei dem allen aber machten sie doch ein Complot, besonders mit Rücksicht auf die Schätze, welche sie noch immer bei mir vermutheten, die Dschunke sinken zu machen, des Gutes sich zu bemächtigen und in einem kleinen Boote an die benachbarte Küste zu fliehen. Ich erfuhr jedoch

davon, trat sogleich aus meiner Cajüte und stellte mich mit der gewohnten Unbefangenheit zu ihnen; theils dies, theils die Annäherung einer anderen Dschunke, die eben von Canton kam, mochte sie in ihrem Vorhaben schwankend machen. Es zeigte sich ganz unverkennbar, daß diese Helden der Spitzbüberei im Grunde Feiglinge waren. Sie zitterten und bebten vor dem nahen Ende, denn wirklich schwebten wir 10 Tage lang zwischen Leben und Tod. Nach Verlauf dieser langen Zeit kehrte die Sonne wieder und kleidete den Himmel in Glanz.

Der Tempel der Mätsupo ist nicht sehr prächtig, obgleich er viel gekostet hat. Er hat viele Priester, welche sich sehr gut stehen, weil die Zahl der Pilger stets groß ist. Als wir eben unter Segel gehen wollten, kam ein Priester zu uns an Bord mit Weihrauch und Wachsstöckchen die der Göttin geweiht, und dadurch zu Zaubermitteln gegen die Gewalt der Stürme gemacht waren.

Er hielt eine Lebensbeschreibung der Göttin hoch in der Hand und forderte die Mannschaft mit vieler Beredsamkeit zu reichen Opfern auf. „Wir sind schon geheiligt", entgegnete ihm der Priester von unserer Dschunke, „und brauchen des Guten nicht noch mehr. Gehe zu Anderen, die der Frömmigkeit bedürfen." Ich benutzte die Gelegenheit, ihnen die Thorheit ihres Götzendienstes vorzuhalten und erinnerte sie daran, wie während des Sturmes ihr Götzenbild schwankte und wenn sie es nicht festgehalten hätten, in das Meer gefallen wäre. „O, sie war erzürnt!" sagte der Priester. „Nein, sie ist ohnmächtig", entgegnete ich. „Fort mit einem Bilde, das sich selbst nicht beschützen kann — werft es in den Ocean und laßt uns sehen, ob es Macht hat, sich selbst herauszuziehen."

Von den Theepflanzungen kamen Leute an Bord unserer Dschunke, welche sich durch höfliches Betragen und Sitteneinfalt

empfahlen. Ich unterhielt mich viel mit ihnen und hatte Freude an ihren richtigen und scharfen Antworten.

Unser Capitain ließ sich, als wir bei Nämoh lagen, durch die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens locken, und übergab die Leitung seiner Dschunke einem Onkel, einem belesenen und des Schreibens recht kundigen ältlichen Manne, der den Umgang mit Europäern liebte. Schade nur, daß er nichts vom Seewesen verstand und eine unredliche Gesinnung hatte. Sein jüngerer Bruder kam mit ihm, ein unerfahrener, aber hochmüthiger Geck, der mit einem abscheulichen Husten und dem Aussatz behaftet war. Zum Unglück hatte ich diesen zum Tischgenossen, der uns die Mahlzeiten ganz verleidete. Unsere tägliche Kost war sehr bescheiden und bestand hauptsächlich in Reis und in trockenem oder gesalzenen Gemüse. Gab es einmal etwas Besseres, so schlang er mit solcher Gierigkeit, daß mir kaum die dürftige Nachlese blieb.

Einmal bildete sich eine große Parthei gegen mich. Meine Bücher, sagten sie, brauche man nicht zu Tientsin, es gäbe da Priester genug, die schon längst für alle Bedürfnisse des Volks gesorgt hätten. Und was meine ärztlichen Geschicklichkeiten anlange, so seien auch Hunderte von Doktoren da, welche sich lieber der Armen und Kranken annehmen, als mir dies überlassen würden. Und übrigens stehe sehr zu befürchten, daß ich den Schurken in die Hände fiele, deren es eine große Menge in ganz China gebe. „Ich bin ein Diener Schangtie's (des höchsten Herrn)", sagte ich, „und fürchte in keiner guten Sache der Menschen Grimm." Da schwiegen sie. „Wenn die umbildende und bessernde Kraft der Vorschriften des himmlischen Reichs sich wirklich in Euch bewährt, fügte ich hinzu, wie kommt es doch, daß so viele Laster unter Euch herrschen, während hingegen das Evangelium Christi seine Gläubigen vor Sünde und

Bosheit bewahrt?" Sie entgegneten: „Wir sind freilich Sünder und ohne Rettung verloren." Da fragte ich sie: „ob sie denn die von mir erhaltenen Bücher gelesen hätten, worin steht, daß Jesus für die Welt gestorben sey?" „Ja, das haben wir, aber wir finden, daß vieles darin nicht wahr ist." Nun nahm ich eines von den Büchern der Schrift vor und ging es Spruch für Spruch mit ihnen durch, um ihnen zu zeigen, daß das Evangelium nicht bloß für dieses Leben, sondern auch für das zukünftige nützlich sei. Da schämten sie sich und machten mir seitdem keine Einwürfe mehr, sondern ließen mir zu, daß die Grundsätze der Schrift richtig und zum Heil menschlicher Herzen dienlich wären.

Angesichts der Schauschenn-Inseln (unter 29° 22' Nordbreite) hatten wir wieder Windstille. Die Matrosen brachten alsbald einiges Goldpapier zusammen, formten eine kleine Dschunke daraus und warfen diese nach einer feierlichen Procession mit Trommelschall in die See. Das Wetter ließ sich aber nicht irre machen, sondern war es zuvor still und heiß, so wurde es jetzt drückend schwül.

Die Stadt Schauschenn ist in Verfall seit keine europäische Schiffe mehr den Hafen besuchen. Ein wenig westwärts liegt Ningpo, das Haupt-Emporium der Provinz Schikieng. Die Landesüblichen Fahrzeuge dort halten gewöhnlich 200 Tonnen Last und haben 4 oblonge Segel aus Tuch. Sie gleichen denen der Provinz Kiengnän und handeln meist nach dem nördlichen China. Der bedeutendste Ausfuhrartikel ist Kupfergeld, das auf halbe Geltung gekommen.

Wir erreichten am 20. August die Mündung des Flusses Yang-tsze-kiäng, an dessen Ufern eine Stadt steht, Namens Sienghae (Schäng-hae-hien), das Emporium von Nanking und der ganzen Provinz Kiengnän und vielleicht, so weit vom innern

Verkehr die Rede ist, die wichtigste Handelsstadt des ganzen Reiches. Sie ist geschmackvoll gebaut, hat zahlreiche Tempel, nette wohnliche Häuser, und höfliche, fast kriechende Einwohner. Wie in Nanking sind die Kaufleute meist Alle aus Fukien. Mehr als tausend Schiffe gehen mehrmals jährlich mit Seidenwaaren und anderen Fabrikaten von Kiengnän nach dem Norden und bringen Erbsen und Droguerien zum medicinischen Gebrauche zurück. Einige Dschunken, auch Fukiniern zugehörig, gehen nach dem indischen Archipelagus und führen reiche Ladungen heim.

Mit großer Mühe erreichten wir den äußersten Punkt des Caps Schänteng und warfen, weil der Wind noch immer entgegen blieb, bei Lito (Insel in der Bucht Säng-Kau) Anker. Daselbst ist ein tiefer und geräumiger Hafen, von Felsen umgeben und voller Sandbänke auf der linken Seite. Es war der 23. August. Das Wetter hatte mehrere Schiffe in den Hafen getrieben. An einem Ende desselben liegt eine kleine Stadt. Das Land der Umgegend ist steinig und bringt wenig hervor. Die Häuser sind aus Granitsteinen, mit Schilf gedeckt und innen schlecht möblirt. Die Leute sahen sauber aus und zeigten sich höflich aber nicht sehr begabt. Obgleich mit der Schriftsprache nicht vertraut sprachen sie doch den Mandarinen-Dialekt besser, als ich ihn sonst wo gehört habe. Sie schienen sehr arm und auf wenige Subsistenzmittel beschränkt, aber fleißig und an harte Arbeit gewöhnt. Ich besuchte sie in ihren Wohnungen und wurde gastfrei aufgenommen, auch bei den angesehensten Leuten des Ortes zu Tische gebeten. Als ein Fremder erregte ich Aufsehen; ich befriedigte denn auch ihre Neugier zur Genüge und setzte ihnen aus einander, weshalb ich in ihr Land gekommen wäre. Sie machten mir Gegenvisiten und titulirten mich, Einige Siyang-tszi (Kind des westlichen Meeres), Andere: „den

ausländischen Chinesen." Die Meisten aber schienen um mein Geburtsland sich nicht sonderlich zu kümmern.

Aepfel, Weintrauben und andere Früchte fanden wir in Ueberfluß und erquickten uns sehr an dem Obste, nachdem Reis und eingesalzenes Gemüse so lange unsere einzige Kost gewesen. Auch Fische gab es reichlich und sehr wohlfeil. Die Einwohner essen anstatt Reis hauptsächlich viel Barbadoes-Hirse, welche sie Kaubieng nennen. Zum Zermalmen der Körner haben sie Mühlen, die von Eseln getrieben werden. Vom Liäng-Korn giebt es unterschiedliche, in Geschmack und Gestalt sehr abweichende Arten.

Einiger Absatz fand Statt, doch zu einem regelmäßigen Handel waren die Leute des Orts zu arm. Bemerkenswerth ist, daß hier, nahe dem Geburtsort des Confucius, die Lehren dieses Weisen verschmähet, ja, wenn die Rede darauf kommt, sogar mit Geringschätzung behandelt werden. Die Matrosen, sonderlich diejenigen, welche so eifrig nach dem Tempel der Mätsupo gewallfahrt waren, überließen sich hier wieder dem Umgang mit feilen Personen, dem Abschaum der Menschheit. Sie fühlten aber bald die Folgen ihrer Ausschweifungen, denn einige mußten nicht nur ihren kleinen Waarenvorrath daran setzen, sondern wurden auch von ekelhaften Krankheiten befallen. Häufig bejammerten sie ihr Elend, aber es sei ihnen unmöglich, sagten sie, sich zu bessern. Manche von ihnen fühlten nach dem Rausche heftige Gewissensbisse, so Capitain Jo. Er bekannte seine Sünden und nahm ein Götzenbild mit in seine Cajüte, um davor sein O-mi-to-fu (Omida-Buddha) zu beten. Aber er kam nicht zur Ruhe.

Dieser Mann unterhielt sich gern mit mir. Unter Anderem gab er sich Mühe, meine geographischen Ansichten, die er für ganz falsch hielt, zu berichtigen und entwarf, da er zeichnen

konnte, eine Weltkarte, auf welcher Afrika neben Sibirien lag und Corea ganz nahe bei einem unbekannten Lande, welches er für Amerika etwa nahm. Er hatte sonst viel Verstand, und hätte bei besseren Einsichten ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft abgeben können.

Die Schiffe der letzten englischen Gesandtschaft müssen Lito berührt haben; ihr Andenken war noch frisch bei den Eingeborenen. Sie kamen oft auf diese majestätischen Schiffe zurück, denen es ein Leichtes gewesen, rings um sich her Verderben zu streuen und zitterten noch vor Bewunderung und Furcht, wenn das Wort Kipänn-Schiff, wie sie die europäischen nannten *), nur ausgesprochen wurde. Sie fragten viel, doch wußte ich nichts Genaueres über die Expedition zu sagen und konnte ihre Neugier nur dadurch einigermaßen zufriedenstellen, daß ich ihnen den Charakter der Europäer schilderte. „Hätten sie Euch Schaden zufügen wollen", sagte ich, „so würden sie es gleich gethan haben. So aber kamen und gingen sie friedlich. Ihr müßt sie als Freunde der Chinesen ansehen." Meine Darstellung fruchtete wenig. „Sie waren keine Kaufleute" ward mir erwiedert; „als solche würden wir sie freudig empfangen haben. Aber sie kamen mit Kanonen, und da Menschen nichts ohne Zweck thun, so müssen sie einen Zweck gehabt haben, und dieser Zweck muß gewesen sein, unser Land zu erobern. Die Mandarinen, welche dem Kaiser ihre Ankunft schnell zu melden unterlassen hatten, wurden schwer bestraft. Daraus ist zu erkennen, daß diese Europäer eine gefährliche Absicht müssen gehabt haben."

Die meisten Chinesen halten Europa für ein kleines Ländchen, worin einige Kaufleute wohnen, die mancherlei Sprachen

*) Der Name Kipänn ist unerklärlich, wenn nicht aus Capitain oder sonst einem fremden Worte verderbt.

Red.

reden und hauptsächlich durch den Handel mit China subsistiren. Alle meine Erzählungen von Europas Umfang und vom europäischen Leben waren vergeblich. Der alte Volksglaube war zu tief eingewurzelt.

Wissen wollten sie aber gern, woher alle die Thaler kämen, welche nach China gebracht würden, und als ich ihnen sagte: Aus der westlichen Welt! bekamen sie Lust dorthin zu gehen, denn Gold und Silber, dachten sie, müßte dort so gemein sein wie in China der Granitstein. Da erzählte ich ihnen weiter, sie würden, wenn sie dorthin reisen wollten, viele Tage lang kein Land zu sehen bekommen, sondern nichts als Luft und Wasser. „Nein", sagten sie, „dann mögen wir nicht. Denn wo sollen wir Zuflucht finden und Anker werfen, wenn uns Stürme überraschen? Wo sollen wir hin, wenn wir etwa Schiffbruch leiden?" Obgleich sie nun den Gedanken an einen Besuch in Europa gleich wieder aufgaben, begehrten sie doch noch immer weiter von den vielen Thalern zu hören und baten mich, ihnen die Kunst zu lehren, wie man aus Zinn oder Blei Gold mache. Denn Viele glaubten, daß die Engländer das wirklich könnten. Sie bildeten sich ein, daß ich durchaus alle Wissenschaften inne hätte, die der Religion ausgenommen, und waren sehr unzufrieden, daß ich behauptete, das verlangte Geheimniß nicht zu besitzen und es überhaupt keinem Menschen auf Erden zutraute. Sie glaubten mir nicht und meinten, da die Engländer reich wären und große Schiffe und Factoreien zu Canton hätten, und doch sonst auf keine Weise zu so vielem Reichthum gelangt sein könnten, so müßten sie nothwendig Gold aus schlechteren Metallen zu bereiten verstehen. Auch in Siam fand ich diese Meinung herrschend und wurde von Manchem entsetzlich gequält, ihnen das unschätzbare Geheimniß anzuvertrauen. Auch wurde mir Silbererz geschickt, mit der Bitte, das edle Metall herauszuziehen und in

Dollars umzuwandeln. Daß ſie ſo viele Anſchläge auf mein Leben machten, ſchien daher zu rühren, daß ich mich gegen jeden von ihnen freigebig und honnett betrug, und niemals Handel trieb. Sie vermutheten deshalb wohl, daß ich Silber und geſchlagene Münzen machen müßte, um immer Geld genug zur Beſtreitung meiner Ausgaben zu haben.

Nach mehrtägigem Aufenthalt zu Lito gingen wir wieder unter Segel, kamen aber des noch immer widrigen Windes wegen nur langſam fort und ankerten erſt am 2. September in dem tiefen und geräumigen Hafen Ki-ſchäu-ſo. Die Stadt, deren Namen er trägt, liegt anmuthig und iſt von wohlangebauten Feldern umgeben. Höfliche und fleißige Leute bewohnen ſie. Man macht dort eine Art Stoff aus Baumwolle und Seide gemiſcht, welcher ſehr ſtark iſt und überall in China guten Abſatz findet. Der Handel mit alle den Dſchunken, welche auf ihrem Wege nach Tientſin hier anlangen, hat die Einwohner reich gemacht. Viele Dſchunken lagen mit der unſrigen zugleich im Hafen und der Handel war ſehr belebt. Es gab an der Küſte Lebensmittel aller Art für einen wohlfeilen Preis. Das Volk ſchien das Reiten ſehr zu lieben. Damen hielten während unſerer Anweſenheit ein Wettrennen zu Pferde und entwickelten außerordentliche Geſchicklichkeit. Der Ruf der engliſchen Kriegsſchiffe hatte auch hier Schreck und Erſtaunen verbreitet. Ich bemühte mich ſoviel ich konnte, ihre irrthümlichen Meinungen über die Abſichten der Europäer zu berichtigen.

Die Herrſchaft des Laſters ſchien nicht geringer als in Lito. Die Matroſen ließen ſich Geld auf Vorſchuß geben, und hatten noch ehe wir den Hafen verließen, keinen Heller mehr übrig. Ich hatte ihnen das Ende, welches ihre Tollheit nehmen würde, prophezeiht und nun kam die Erfüllung. Sie geriethen in Verzweiflung, und da ſie ſonſt nirgend ihre Wuth auslaſſen konn-

ten, so quälten sie mich aufs peinlichste. Der nächste Tag brachte trauriges Wetter. Ich wurde durch heftige Donnerschläge aus dem Schlafe geweckt; kaum war ich munter, so schlug ein Blitz in unsere Dschunke. Es war ein fürchterlicher Schlag. Der Mast war von oben an bis auf den Fuß zerspalten. Ein Glück, daß der Rumpf des Fahrzeuges unbeschädigt blieb! Die Matrosen waren außer sich vor Furcht. Sie wagten nicht ihre niedergeschlagenen Augen zu erheben. Mich sahen sie nun als den Diener Schangties an und glaubten, daß ich unter seinem Schutz stehe. Ihre Spöttereien hörten von Stund an auf, und machten Ehrfurchtsbezeugungen Raum. Die Elemente schienen sich inzwischen gegen uns verschworen zu haben. Wind und Flut blieben widrig, so daß wir fast nicht vom Flecke kamen.

Nicht weit von Kischänso liegt Känschau, einer der bedeutendsten Häfen von Schänteng. Dort pflegen die Handelsschiffe unweit der Küste vor Anker zu gehen, und ihre Supercargos auf einem kleinen Fluß nach der Stadt zu schicken, wo indische und europäische Waaren aller Art ihren Markt finden, und zu ziemlich mäßigen Preisen zu haben sind. Die Zölle sind ganz niedrig, und die Mandarinen haben nur schwache Controlle über den Handel. Das Volk von Schänteng kann im Allgemeinen für rechtschaffener gelten, als die Bewohner der südlichen Provinzen, obgleich es von diesen mit Verachtung und als ein niederer Menschenschlag behandelt wird.

Am 8. September passirten wir die nahe der Küste an der Grenze der Provinzen Schihle und Schänteng gelegene Festung Tingsching, welche von einer hohen Mauer umschlossen ist, und ziemlich groß schien. Wir sahen in der Nähe einige treffliche Anpflanzungen und überhaupt eine lebende Gegend voll grüner Punkte, wie das ermüdete Auge in Schänteng sie vergeblich sucht. Der 9te brachte uns in große Gefahr. Als wir bei

der Mündung des Peho oder Pih-ho (weißen Flusses) eben vor Anker gegangen waren, erhob sich ein gewaltiger Sturm, der ungefähr 6 Stunden anhielt. Der Wind kam aus Norden und brachte eine unerträgliche Kälte mit. Mehrere Dschunken, die mit uns zugleich von Lito abgesegelt waren, gingen zu Grunde, wir aber blieben behütet. Obgleich wir bis zur Küste noch 30 englische Meilen hatten, konnte man doch bequem über die vor ihr liegende Sandbarre bis hinüber waten, so weit hatte der Sturm das Meer vom Lande weggepeitscht. Die Matrosen zerstreuten sich rings, um Krebse, die überall umherkrochen, zu fangen. Als nach einigen Tagen ein günstiger Südwind wehete, und das Wasser stieg bis es endlich seine vorige Stellung wieder einnahm, kamen in kurzer Zeit sehr viele Böte aus der Flußmündung hervor, um die Dschunke hinein bugsiren zu helfen. Wir kamen der Küste sehr nahe, ehe wir Land sahen, denn es lag fast nicht höher als die Meeresfläche. Das erste, was uns in die Augen fiel, waren zwei kleine Forts, nahe bei der Mündung des Flusses. Die Eingeborenen, welche an Bord kamen, hatten eben so rohe Sitten als armselige Kleidung. Wir lagen kaum vor Anker als einige Opiumhändler von Tienstin herbeikamen; seit der Thronerbe, erzählten sie, durch Opiumrauchen sich den Tod zugezogen, seien so strenge Verbote gegen dessen Gebrauch ergangen, daß in der Stadt nicht ohne Gefahr damit gehandelt werden könnte; sie kämen deshalb heraus, um aufzukaufen, was etwa von Opium an Bord der Dschunke wäre.

Bei der Einfahrt in den Peho hat man nichts vor Augen als Armseligkeit, und das ganze Land umher ist eine Wüste. Wenn die Südwinde wehen, wird oft die Küste weit überschwemmt, und weiter innen ist auch nichts Sehenswerthes; Salzhaufen wechseln mit den vielen Hügeln ab, welche die Wohnungen des Todes bezeichnen.

Die Forts sind viereckig und von einfacher Mauer umgeben; sie verrathen nicht viel Kenntniß von der Fortificationskunst. Man erzählte uns, daß ein Detachement Soldaten zu Fuß und Roß an die Küste geschickt worden wäre, als die Schiffe der letzten englischen Gesandtschaft dem Peho gegenüber lagen, um einen etwaigen Angriff abzuschlagen. Der Eindruck, den diese Schiffe gemacht haben, ist noch nicht verwischt. Ich hörte oft ganz unverholene Bemerkungen über die Wildheit und Eroberungssucht der Barbaren, untermischt mit Lobeserhebungen über die milde Regierung der Engländer zu Singapor. Das Volk konnte gar nicht fassen, wie eine Handvoll Fremder, die nicht den Einfluß des himmlischen Reiches gefühlt hätten, dennoch einen Bildungsgrad erreicht hätten, welcher dem Reiche der Mitte nur wenig nachgäbe. Sie freuten sich, daß das Wasser an der Mündung des Peho zu seicht sei, um Kriegsschiffe zuzulassen (was übrigens falsch ist, da beim Südwind Wasser genug für die größten Schiffe da ist), und daß er einen zu schnellen Lauf habe, um für englische Schiffe fahrbar zu sein. Ein Anwesender bemerkte dagegen, daß die Barbaren Feuerschiffe hätten, welche auch ohne Hülfe des Schlepptaues den Fluß hinaufkommen könnten. Diese Nachricht setzte sie in große Verwunderung und Furcht. Ich beruhigte sie indessen durch die Versicherung, daß diese sogenannte Barbaren allerdings sehr tapfer wären, aber niemals Jemanden angriffen, der sie nicht gereizt hätte, und auch gegen das himmlische Reich, wenn dies sie nicht selbst herausforderte, nichts feindliches unternehmen würden.

Unsere zahlreichen Gäste zollten mir keine besondere Aufmerksamkeit, sondern begegneten mir wie allen übrigen Passagieren. Die meisten Bewohner der Küste sind arme Fischer und leben fast nur von Barbadoes-Hirse, die wie Reis gekocht und, nach dem Vermögen, mehr oder minder mit Wasser verlängert

wird. Sie essen sehr schnell, und stopfen sich den Mund ganz voll mit Hirse und Gemüse, wenn sie es haben können. Nur wenige reiche Leute, Ansiedler aus den Provinzen Kiangnän, Fukien und Canton treiben den Luxus so weit, Reis auf ihren Tisch zu bringen.

Die Ortschaft Täku, in deren Nähe wir vor Anker lagen, säumt den Peho mit schönen Gebäuden; nur am Ufer des Flusses entlang siedeln sich die Bewohner dieser dürren Gegenden an. Die Häuser sind meist niedrig und viereckig und haben hohe Mauern nach der Straße zu; sie sind ganz geeignet die strenge Winterkälte abzuhalten, aber mit weniger Rücksicht auf Bequemlichkeit eingerichtet. Alle Häuser, auch die der Reichsten, sind aus Lehm gebaut, und nur die Mandarinen haben Ziegelhäuser; niedrige Leute haben nur ein einziges Zimmer in ihrer Hütte, welches als Wohnstube, Küche und Schlafgemach zugleich dient; den ganzen Winter bringen sie in diesen schlechten Höhlen zu, und halten alle Oeffnungen, um es warm zu haben, fest zugestopft. Die Reichen schenken bisweilen aus Wohlthätigkeit kleine Portionen gekochter Hirse an die Nothleidenden, und der Kaiser läßt Jacken austheilen, um ihre Blöße zu decken. Ich unterredete mich viel mit den Leuten des Landes und fand sie roh aber tüchtig, arm aber vergnügt, lebhaft aber auch streitsüchtig. Die Volksmenge ist sehr groß. Viele sterben, wie es heißt, Winters vor Kälte. Der Arbeitslohn ist, der Uebervölkerung wegen, sehr niedrig und die Lebensmittel sind theuer; das meiste wird weither aus anderen Distrikten und Provinzen gebracht, und ist daher kaum zu bezahlen, wie z. B. Geflügel. Das einzige Glück für diese armselige Gegend ist, daß sie in der Nähe der Hauptstadt liegt, und daß große Quantitäten Silber, der bedeutendste Ausfuhrartikel, aus allen Theilen des Reiches dahin zusammenfließen.

Einige Mandarinen von Täku kamen an Bord der Dschunke; ein Herold ging ihnen voran, um ihren Rang anzukündigen. Sie brachten uns die Erlaubniß, in den Fluß hineinzufahren; doch mußte diese Erlaubniß durch Geschenke erkauft werden, und das Handeln darüber nahm einen ganzen Tag hin. Ehe wir den Platz verließen, gab ich den Passagieren und Matrosen einen großen Schmaus. Einer von der Gesellschaft ermahnte mich, „der Göttin Mätsupo bei dieser Gelegenheit einige Opfer zu bringen, damit sie uns ihre Gunst schenken möge." „Nein", sagte ich, „es wäre sonderbar, wenn sie meine Opfer nöthig hätte, und ich habe sie auch niemals etwas davon kosten sehen." „Ei", erwiederte er, „die Matrosen werden schon sorgen, daß nichts umkommt von dem, was sie verschmäht." „So ist es ja besser, lieber gleich den Matrosen zu geben, was für sie bestimmt ist, und die Mätsupo wollen wir, wenn sie eine Göttin ist, von Ambrosia leben lassen statt der gemeinen, irdischen Speise, die Ihr derselben vorzusetzen pflegt; ist sie aber nichts als ein Bild, so werft sie lieber in die See, damit die Dschunke nicht eine unnütze Last habe." „Das sind Ansichten der Barbaren", nahm wieder mein Gegner das Wort, „diese haben so sehr in Euren Brust Wurzel geschlagen, daß Ihr die Gesetze des himmlischen Reiches mit Füßen tretet". „Barbaren Gedanken, gute Gedanken! Wenn Ihr Euch fürchtet, das Götzenbild in die See zu werfen, so will ich es thun und stehe für die Folgen ein. Ihr habt die Wahrheit gehört, daß nur ein Gott ist, wie nur eine Sonne am Himmel; der wird Euch strafen, daß Ihr seine Macht nicht anerkennt und den eiteln Götzen dient. Bessert Euch oder Ihr seid verloren!" Der Mann ward verwirrt und schwieg. „Gut", sagte er, „laßt die Matrosen essen und Mätsupo hungern!"

Als wir Anker lichten wollten, kamen gegen 30 Mann an Bord, um die Dschunke bugsiren zu helfen; sie hatten wenig Kleidung und schienen großen Mangel zu leiden; einigen trocknen Reis, den man ihnen gab, verschlangen sie mit Begierde. Sobald wir nicht Wind genug hatten, schleppten diese Männer, unterstützt von einigen unserer Matrosen, das Fahrzeug stromaufwärts, obgleich die Strömung heftig war, weil der Peho nicht regelmäßige Ebbe und Fluth hat, sondern beständig mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit sich in das Meer ergießt.

Die großen Salzhaufen am Peho-Ufer entlang ziehen unfehlbar die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Es sind ungeheure Massen, die hinlänglich scheinen, das ganze Königreich zu versorgen. Während der Regierung von fünf Kaisern hat man sie aufgehäuft und thut noch immer dazu. Nahe bei der Seeküste wird das Salz in Fässer gethan und von da in die Nähe von Täku geschafft, wo es auf Lehmhügeln aufgethürmt und mit Bambumatten bedeckt wird. Nachdem es eine Zeit lang so gelegen, wird es in Säcken nach Tientsin gebracht und lange aufbewahrt, ehe es zum Verkaufe kommen kann. Dieser Erwerbszweig beschäftigt unaufhörlich über 800 Böte und Tausende von Menschen und macht Manche sogar reich.

Viele Dörfer liegen noch an den Ufern des Peho, die alle aus demselben Material und in demselben Styl erbaut sind, wie Täku. In ihrer Umgegend sieht man große Felder von Barbadoes-Hirse, Hülsenfrüchten und Rübchen; die Frauen, die hier größerer Freiheit als in den südlichen Provinzen zu genießen scheinen, sorgen mit vielem Fleiße für den Anbau und die Bewässerung. Sogar die ärmsten Frauen waren wohlgekleidet. Aber durch die große Einzwängung der Füße hatten sie einen unsichern Gang und konnten fast nicht ohne Stöcke fortkommen.

Die

Die junge zuwachsende Bevölkerung der Gegend schien beträchtlich. Das nützlichste Thier ist der Esel, der dort klein und mager ist, aber beim Ackerbau am meisten gebraucht wird. Ihre Geräthschaften sind sehr einfach, beinah roh zu nennen. Man sieht, obgleich das Land seit Jahrhunderten bewohnt ist, doch wenig Fahrwege für ihre elenden Wagen, und oft kaum einen schmalen Fußsteig.

Ich sah über vielen Thüren die Inschrift Tsiu-tien (Weinschenke) und erfuhr, als ich danach fragte, daß der Genuß berauschender Getränke, besonders eines aus Suh-lieng-Korn bereiteten Branntweins sehr verbreitet wäre. Uebrigens ist zum Erstaunen, daß kein Wein bereitet wird aus den herrlichen Trauben, welche in Menge am Peho-Ufer wachsen und die beste Frucht des Landes sind. Aepfel und Birnen giebt es auch, und manch anderes Obst, aber nicht so viel und nicht so gut als in Europa.

Wir fuhren den Fluß sehr vergnügt hinauf; die Leute, welche unsere Dschunke zogen, aßen bedeutende Quantitäten Reis, und waren sehr thätig im Dienst.

Mit uns fuhren noch mehrere Dschunken, und zwischen unsern Leuten und einigen aus Fukien brach ein Streit aus, welcher, da die Unsrigen schon zu den Waffen griffen, gefährliche Folgen hätte haben können, wenn nicht zum Glück einige bejahrtere Männer Frieden gestiftet hätten. So hatte ein Zwist, der sich vor Jahren zwischen zwei Dschunken entspann, alle Bewohner von Fukien und Schaoschau, die in der Nähe waren, entflammt und einander kriegerisch gegenübergestellt. Die meisten beschränkten sich aber auf lautes, lärmendes Wortgefecht, und die Mandarinen, welche von solchen Händeln schon Nutzen zu ziehen wissen, traten eifrig ins Mittel und brachten die Kämpfer, indem sie die beiderseitigen Geldbeutel schröpften, zur Ruhe.

Ein ähnlicher Ausgang war im gegenwärtigen Falle zu befürchten und dies flößte den Partheien einige Versöhnlichkeit ein; der Friede ward endlich ganz gesichert durch die Ankunft einiger Kaufleute und die Aussicht auf einen guten Handel, welche alle Interessen spannte. Unsere Leute waren so voll von dem Zwecke ihrer Reise, nämlich Geschäfte zu machen, daß sie, wenn fremde Kaufleute sich nicht einfanden, unaufhörlich unter einander selbst handelten; zum Unglück aber wollte sich ihr Beutel nicht immer in demselben Maße füllen als ihr Waarenvorrath abnahm.

Am 22. September Nachmittags kamen wir einem Hain am linken Ufer des Peho vorüber, den der Kaiser Kienleng einst besucht haben soll. Daselbst stehen noch einige Häuser.

Wir bemerkten am gegenüberliegenden Ufer einen Laden, an dessen Aushängeschild in großen Lettern zu lesen war: „Hier werden Götterbilder und Buddhas aller Art neu angefertigt, so wie auch reparirt."

(Fortsetzung folgt).

IV.

Miscellen.

1.

Etwas über Italien.

(Aus dem Privatschreiben eines norddeutschen Reisenden).

Florenz, den 1. Mai. — — Das Technische der berühmten venetianischen Pferde betreffend, so sind sie aus sehr vielen gegossenen Stücken oder Stückchen zusammengesetzt, so daß man, nachdem die obere verhüllende Goldbronze sich an vielen Stellen abgescheuert, die zackigen Näthe überall erkennt. Wahrscheinlich wurden nun diese Stücke zusammengelöthet, und das Kunstvolle einer solchen Arbeit kann wohl nicht genug angestaunt werden, und ist theilweise mit dem Verfahren jener beiden griechischen Bildhauer zu vergleichen, die meilenweit von einander getrennt, an Einer Bildsäule arbeiteten. Die gegen die Außenpferde geschmiegten Köpfe der beiden inneren Pferde haben sehr viel Grazie, sämmtliche Schweife sind auffallend kurz, fast wie bei den englischen Rossen, der hintere Huf beinahe so zottig, wie bei den friesischen Pferden. Wie sehr sie sich aus der Beute der Kreuzfahrer in Constantinopel müssen hervorgehoben haben, beweist,

daß nur dies eine Kunstwerk die Aufmerksamkeit der Venetianer erregte, und man Tausende von andern Metallmälern, der leichteren Theilung wegen, lieber in Erzklumpen umgoß. Da trifft denn der Fluch freilich noch etwas schwerer, als über das, was späterhin venetianische Bomben bei den Ruinen der athenischen Akropolis gethan, während ein bekannter Papst aus den Metallbalken des römischen Pantheons doch wenigstens die Kanonen der Engelsburg gießen ließ, von deren alter Moles Hadriani einst die belagerten Römer die herrlichsten Statuen auf die stürmenden Gothen herabschleuderten. Aber was soll man sagen, wenn selbst neuerdings die Soldaten derjenigen beiden Nationen, welche so gern den Reihen jedes Bildungszweiges führen möchten, wenn selbst Engländer und Franzosen, um die Zeit der Schlacht von Navarin, während des Müßiggangs einer Landungsfrist auf die Akropolis stiegen, und von den schönsten Köpfen eine Nase oder ein Ohr sich abschlugen, um sie als Erinnerung in der Tasche mit nach Hause zu führen. Da erscheint denn jener Engländer uns immer noch sehr liebenswürdig, welcher vor mehreren Jahren auf dem Weichbilde Roms sich den Sybillentempel kaufte, und Anstalten traf, ihn Stück für Stück nach London hinüberzuführen, bis die Regierung eingriff.

Die beiden berühmten Säulen des St. Marko-Platzes, deren dritte Schwester bei der Landung in die Tiefe sank, sind ungeachtet ihrer Höhe zwar aus einem Stück, aber doch nicht völlig gleich dick und gleich hoch, die eine mehr cylindrisch, die andere in der ausgeschweiften Kunstform. Der Engländer, welcher einst auf der einen in Folge einer Wette eine Bowle Punsch getrunken haben soll, wählte in seiner Art sich den königlichen Standpunkt eben so kühn, wie sein kriegerischer Landsmann gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, welcher nur gewalt-

ſam, im Angeſichte des Feindes, durch die Dardanellen ging, um auf der andern Seite eine Taſſe Thee zu trinken.

Den Ruf, welchen die Rialto-Brücke in der Welt ſich gewann, verdankt ſie wohl mehr den Börſengeſchäften, welche man ehedem auf ihr betrieb, als ihrem architektoniſchen Eindruck, der überdies noch durch die Doppelreihen der auf ihr hinziehenden Wechslerbuden geſtört wird. Der eine große Bogen iſt in der That ſchön, wird indeß in widerlichem Schmutze gehalten, und durch die etwas melancholiſche Umgebung eben nicht hervorgehoben. Wenn man beſonders das Arſenal preiſen hört, und es namentlich über das Berliner Zeughaus ſtellt, ſo ſollte man dieſe völlig verſchiedenartigen Gegenſtände einander nicht gegenüber ſetzen. Denn dort haben wir es mit einer kriegeriſchen Architektonik zu thun, der ſich wahrſcheinlich unter den Werken der neueren Zeit noch nichts vergleicht, während hier alles auf einer großartigen Anlage der inneren Räume und der hiſtoriſchen Bedeutung ihrer Füllung beruht. Denn der Eingang in das venetianiſche Arſenal iſt höchſt einfach und ſchlicht, nur daß die beiden koloſſalen Löwen zur Seite — einſt der Schmuck des atheniſchen Piräeus — auf den Sinn der Stätte ſo kühn wie edel hinführen. Es ſind dieſe Löwen von den geflügelten venetianiſchen überholt und bezwungen worden, und ſo laſſen ſie ſich denn die untergeordnete Stellung als Wächter fremder Kriegsſchätze ruhig gefallen. Bei dem Löwen der Säule auf dem St. Marko-Platze iſt in ſeiner aufgeregteren Stellung der Schweif mit das Sprechendſte, und wiewohl bei dem königlichen Thiere nicht ohne Bedeutung, ſo ſcheint er doch hier über der geſunkenen Stadt wie eine Zuchtruthe zu ſchweben. Die Ausſicht vom nahen Campanile der Markuskirche, deſſen Stellung unangenehm in das Viereck des Platzes eingreift, nach deſſen Muſter ſich aber faſt alle übrigen Hauptthürme emporzogen, ſo daß man

aus der Form ihn schon herauserkennt, ist in der That unvergleichlich schön. Von den Schneekronen der nordischen Alpen bis zu den idyllischen Gruppen, wo Kinderchen auf dem Quadernplatze ihre Tauben füttern, von der Majestät naher Kriegsschiffe bis zu dem heiter beschwingten Gondolieren-Volk durchläuft man hier eine kaum zu ermessende Fülle von Gegenständen; Und der Träger des Gesammten wird hier statt der Flur ein grünschimmerndes, überall eingedrungenes, allumfangendes Meer, empfänglich für den Lichtglanz des mächtigen Bildes, aber unbeständig und ernst, oft brausend die Schätze seines Schooßes umstürmend, dann wieder gefällig den Spiegelrücken ihrem Bilde hinhaltend. Die Häusermasse ist ungeheuer, welche theils in einem zusammengedrängten Gewinde, theils in einzelnen prangenden Gruppen aus diesem Wasser sich erheben, welches nach der Ost- und Südseite in den Meerhorizont sich verliert, im Norden das Gebirge umschließt, im Westen dagegen durch ferne blühende Paradiese begrenzt wird.

In den herrlichen Kirchen der Stadt geht Alles von byzantinisch orientalischer Pracht aus. Die Liebe für das Morgenland erklärt man sich leicht in der von hier aus ihre Schätze häufenden Stadt — bis nach dem dreißigjährigen Kriege Palladio's Geist zur Einfachheit und zu stillerem Adel zurückführte. Die Kuppel behielt er bei (ganz Venedig hat keine rein gothische Kirche), stützte sie durch einfache Pilaster und Säulen, und verwies neben seiner architektonischen Schmückung in Capitälern und Vorsprüngen alle wuchernde Pracht aus den hier leer und ruhig gehaltenen Zwischenräumen. Die St. Marko- und einige andere Kirchen haben kaum so viel Räume sich ausfindig machen können, als ihre Goldmarmor und Mosaikpracht verlangten, und während in manchen Kirchen dies etwas Bunterheitertes, ja Scheckiges gegeben, so behielt es in St. Marko bei dem dunk-

leren Kuppellicht wenigſtens etwas Ernſtes, ja, die Pracht redet faſt ſchauerlich ſchön in dieſen Hallen, unter dieſem recht eigentlich goldbedeckten Himmel. Palladio hat einfache, edle Grazie gebracht, wenn auch die tiefe Charakteriſtik der St. Markus-Kirche etwas Unerſetzliches bleibt, er iſt freundlich und heiter, weit von der düſtern Schwermuth gothiſcher Kirchen getrennt, und hat die Baſilikenform wohl auch deshalb verworfen, weil durch die Kuppel das Licht in der freundlichſten Einheit geleitet werden kann.

Venedig iſt die Stadt künſtlicher Moſaiken, und ſo verwöhnt ſich auf dieſem Tempel-Eſtrich der Fuß, daß er auf nichts Anderes mehr treten möchte. Wir fanden ferner dieſe Moſaik vortrefflich in den Mänteln der alten Gondoliere, welche hier die Sinecuren-Stelle erhalten haben, den Gondeln mit einem eingeſchlagenen Haken (garda la pupa) ihre ſtille Bucht anzuweiſen. Weit künſtlicher ſetzt ſich indeß dieſe Moſaik in den Gerüchen der engen venetianiſchen Straßen, namentlich auf dem Fiſchmarkt, zuſammen, und auch hier noch bildet der Sepiafiſch ein ſehr zierliches opus spicatum, etwa wie ſich die Gruppe des Archimedes zu Raphaels berühmter Schule von Athen verhält.

Wer übrigens nach Venedig kömmt, hat neben der alten venetianiſchen Schule der Paolo Veroneſe, Tintoretto, Vaſari, Vercellio, Palma vecchio u. ſ. w. auch noch eine zweite durchzumachen, die ihm noch viel weniger erlaſſen wird, und ſich belehrend durch Straßen, Plätze, Kanäle, Hallen, Paläſte und Kirchen zieht. Das nec cuique fas est adire Corinthum ſollen ja ſelbſt Sokrates und Demoſthenes empfunden haben, das adire Venetias empfinden täglich Tauſende von jenen äonenweit entfernten Naturen. Das alte: praxis est multiplex, und das moderne: le monde veut vivre, hat ſich beſonders bei dieſem müßigen und eßluſtigen Inſelvolke in ein vulkaniſches Netz gekleidet, welches aber nicht bloß die verſtohlen Liebenden, ſondern

auch die Kreuzer, Bajocs und Paolis der ehrlichsten, harmlosesten Kerle fängt. Besonders empfanden wir es schwer, wenn selbst die Paläste, die Stätten alter uneigennütziger Pracht, als von den Herren verlassen, und gewinnsüchtigen Dienern preisgegeben, diese Goldnetze spinnen. Wir traten in einen Palast, wo nicht bloß jeder Saal von einem besonderen Aufseher ausgelegt wird, sondern es besteht daneben auch noch der Thürschließer und Ladenöffner, ja für den Schall eines Echo's, welches die Akustik eines solchen Raumes bildet, wollte ein stark auftretender Diener sich bezahlt machen, als ob die in Liebe längst verschmachtete Echo noch so schwer zu unterhalten wäre. Diese Vereinzelungen der Sehenswürdigkeit sind in der That wiederum eine eben so schätzbare Arbeit, wie die Mosaik und venetianischen Kettenschnüre und dabei äußerst belehrend, indem sie auf den Werth des jedesmal Gesehenen nicht genug können aufmerksam machen. Es wäre Schade, wenn hier die Generation des nächsten Jahrhunderts, wie billig weiter gehend, nicht jeden Pilaster und jede Säule den Fremden besonders zeigen wollte, bis dann zuletzt ein Oberaufseher für die Harmonie des Ganzen bezahlt bekäme. Wir fanden in dieser Zeit in den Kirchen die großen Altargemälde verhangen, ja die edelsten Columnen in einem bequemen, rothschreienden Dammastrock genäht, und dachten schon, daß es der Anfang jener Kultur sein sollte, bis uns Jemand belehrte, es sei das die Fastenfeier. Ich wußte wenigstens bisher nicht, daß auch die Kunst in diesen Entbehrungsgürtel müsse geschmiedet werden, damit die Feier gewinne.

Es ist neuerdings in einem in Berlin vielgelesenen Buche diese weit verbreitete Schattenseite des italienischen Lebens in ein nur zu volles Licht gestellt worden; für den ist hier keine Rettung, welcher, das grobe Mittel vom Zweck nicht scheidend, den etwa voraufgegangenen ärgerlichen Auftritt beim Eintreten in

eine Kirche oder Gallerie nicht längst vergessen hätte, der am Ende gar, nach Sybaritenart, klagt, wenn ein einziges Rosenblättchen seines Kopfkissens sich umgelegt. Italien hat viel Unbequemes, besonders friert man sehr, denn keine Thür ist dicht, die Betten äußerst dünne, nicht bloß Oefen fehlen auf dem Lande, in Vorstädten großer Orte vertritt Papier noch die Fensterscheiben. Wie nur überhaupt Jemand, der von allen Gewohnheiten bei einer weiten Reise sich lossagt, noch auf Bequemlichkeit rechnen will! Kein Gasthof ist bequem. Eben darin liegt das Wohlthuende und Erfrischende eines solchen Weges, daß er die Spießbürgerlichkeit des Gewohnten allmälig in Grund und Boden rennt. Anfangs geht es noch so ziemlich, bald fällt ein Stück nach dem andern ab, man muß anders aufstehen, anders schlafen gehen, die neue Küche, das täglich wechselnde Getränk wollen eben so wenig anstehen, als hier und da die Kleidung unter dem sich verändernden Himmel, die Fläche wird Gebirge, das Land Wasser, die bekannten Sprachtöne hören auf, und in den gewandelten Städten kann man Anfangs weder eine Thür noch ein Fenster aufmachen, weil überall ein veränderter Mechanismus ist; der Kaffee kommt in Gläsern, und was man in Gläsern gewohnt war, wieder in Tassen. So ein Zustand bringt dann in Verzweiflung, wie jenen feisten merkantilischen Reisegefährten Oehlenschlägers, welcher in seinen Hemdsärmeln schwitzend, jede Gasthofstunde zur stillen Belustigung der Italiener mit Seufzern und Flüchen so regelmäßig füllte, als wären es Hexameter und Pentameter.

Die noch durchweg sich erhaltende Abnormität dieses Jahres warf uns auch, nachdem wir Venedig verlassen, noch überall aus unseren Frühlingsträumen, und nachdem wir in Triest die ersten Blüthespuren, besonders an den Mandelbäumen, gesehen, sind wir doch erst mit Ende Aprils in ein volles Grün getreten. So blieb denn,

während die Kunst in den Städten uns so reich bedachte, Italien das Bild seiner Landschaften uns lange schuldig; wir durften in der Lombardei höchstens es ahnen, was zwischen den schön bestellten Feldern die in den Baumalleen gegenwärtig noch als dürres Gesträuch sich hinwindenden Weinranken bedeuten. Ohne Weinberge giebt hier der Boden in Korn, Obstfrucht und Trauben zugleich gegen unseren deutschen Norden den dreifachen Ertrag, und schmückt sich dabei mit seinen Reben wie zum heitern, weit durch die unabsehlichen meerartigen Ebenen hineilenden Freudentanz. Vicenza ließ uns zuerst durch den Säulen- und Statuenvorgrund eine italische Landschaft dieser Art ahnen; hier in Florenz sahen wir es auch unverkümmerter welchen Bund der Marmor mit seinen dunkeln Lorbeeren schließt, und wie beide es gleicherweise verdienen, den Sinn des Unsterblichen zu tragen. Eine Luft wie an den Ufern des Arno hatten wir noch nicht geathmet, einen blauen Felsenhorizont, wie er das Sternenheer von Landhäusern überschwebt, und von den Cypressen-Obelisken getheilt wird, noch nicht gesehen. Aber — denn dem nordischen Vaterlande bleibe auch seine Ehre — unter all diesen Herrlichkeiten sehnten wir uns in der Gleichförmigkeit dieses Alleen- und Gartenlandes nach dem kräftigen Dunkel deutscher Eichen- und Buchenwälder, nach dem frischen erheiternden Wiesengrün. Für eine mächtige, phantasiereiche Baumschlagparthie findet der Maler unter diesen Cypressenspitzen, Myrthen- und Luxusgesträuch, unter den falben Oelbaumreihen kein üppig wucherndes Feld. Der mächtige kühne Naturgeist ist zierlicher und geschmeidiger geworden, und besonders ist es dem Menschenwerke gelungen, dessen Kraft überall zu theilen, ja hier und da sich ihm an die Spitze zu stellen. Deshalb thut von Zeit zu Zeit eine großartige, wilde Felseneinsamkeit, wie sie namentlich der Apenninenkamm uns gewährte, unbeschreiblich wohl.

Sie kann wenigstens hier und da noch einige andere Abentheuer gewähren, als die beiden in den Ebenen seit alter Ritterzeit allein noch übrig gelassenen, welche nach Steffens nur in den uns mit Dorfhunden und kalekuttischen Hähnen herbeigezogenen Mißverständnissen bestehn.

Am 26. und 27. April packte uns in den Apenninen unweit Cangano ein so mächtiger Sturm, daß schaarenweis die entgegenkommenden oder nacheilenden Menschen mit e molto pericolo von der Fortsetzung des Weges zurücktrieben, die Vetturinen erbleicht bei der nächsten osteria ihre Rosse ausspannten, indeß andere auf schroffem Kamm sich zur Verstärkung der Last gegen den emporhebenden Sturm mit übergespannten Stricken an ihre Wagen hängten. Freilich sind diese Fuhrwerke auch so ganz geschaffen, daß sich der Wind in ihnen, wie in einem Segel verfängt, und die nach oben geführte Last des Gepäckes giebt noch dazu einen unsicheren Schwerpunkt. Die Frist von wenigen Stunden führt indeß aus der Schneeregion in das milde Arnothal, aber auch hier lodert heute am 1. Mai in dem Tafelzimmer des Gasthofes wohlthuendes Kaminfeuer. Selbst vor den zwei dunkeln, schweren Regentagen ging noch alles in Mänteln, und der vorgestern in mildem Gebirgsgrün so seicht rinnende Arno, daß ein zwischen den Brücken durchtrabendes Eselchen bis kaum an den Leib genetzt ward, wühlt heute, zur stattlichen Breite angeschwellt, die schmutzigsten lehmfarbigen Wellen. Ueberhaupt riefen wir noch fast täglich, die Mäntel in den Zimmern an uns ziehend: „es ist sehr kalt in Italien!“ In einem Lande, wo keine Thüre und kein Fenster dicht ist, so daß Zugluft und Vorhänge immerfort ihre geheime Zwiesprach halten, sehnt man sich nach einen stattlichen Petersburg, woselbst im Winter schon im Flureingange die durch Röhren regelmäßig geleitete Sommerluft uns wie mit Orangenduft

übergießt, während der Fuß auf den zottigen Vließen behäglicher als auf dem Sammtgrün der Auen ſich ergeht, ja hinter den Doppelſpiegelſcheiben der edelſte tropiſche Sommer lacht. Der Dichter hätte vorall ſeiner Mignon unter den Attributen der Sehnſucht einen ſtattlichen Leibpelz umhangen müſſen, und ſtatt des Flatterhaars hätten die breiten männlichen Filzhüte der lombardiſchen Mädchen vielleicht angemeſſener geſtanden. Dann wird zugleich jene, höchſtens dem Jupiter aus ſeiner Vogelperſpektive wohlgefällige, Kopfattitüde merklich erſchwert, welche neuerdings noch ſo vielen Beifall findet, daß ein mit dem Dichter in Briefwechſel ſtehendes ewiges Kind, ſie wiederum vor Jupiter-Göthe entwickeln möchte. — Was die Natur dieſes Frühjahrs in Italien noch nicht gewähren konnte, das gleicht nun freilich die hier in den Tag und das Leben vorgedrungene Kunſt reichlich aus. So haben wir denn aus dem Freien in den Raum der Städte uns zunächſt vorzugsweiſe zurückzuziehen, welche ja in Italien die wichtigſte Rolle der Erde ſpielen. In der Lombardei ſind ſie namentlich noch die ehrwürdigen Blüthentrümmer einer einſt unvergleichlichen Kraft. Verona's Mauern — wir möchten dieſen Ort dem deutſchen Nürnberg vergleichen, wie ja andere mit Recht Florenz mit Dresden — ſie reden noch davon, als könnte jeden Augenblick eine hohenſtauſiſche Macht ſich an ihren Zinnen brechen. Es ſind aber dieſe Beziehungen ja nicht allein, es hat ſich die ſogenannte claſſiſche Zeit nun einmal in eine Bedeutung geſchwungen, daß ſie in gebildeten Staaten das Leben der Tauſende beſchäftigt, daß ſie beſonders dem aufſtrebenden Geſchlecht als ein Sicherheitspfand übergeben wird, von dem aus nun jede anderweitige Bildung ſich zwangloſer und geordneter verfolgt. Freilich erſtreckt ſich dieſe erſte Anleitung bei der Mehrzahl nur auf die Kenntniß einiger hochſtehender Schriftſteller, bleibt gemeinhin enges Bü-

cherweſen, wenn nicht bloß ſprachliche Uebung und wirkt nur mittelbar. Da iſt es denn freilich ein nur Wenigen vergönntes Glück, ſich von dieſen Büchern die Bahn zur wirklichen Erſcheinung zu führen, die Wörter der Schule im Leben ſelbſt zu belauſchen, wo dann der todte Begriff eine farbenreiche, regſame und nunmehr nimmer zu verlierende Anſchauung geworden. Wie glücklich ſchwärmte Göthe, als er den Kreiſen engherziger Sippſchaft entflohen, auf dem Wege von Venedig nach Rom an einſamer Straße den erſten, antiken Tempel ſah; fröhlich vergnügt verweilte Herder tagelang an einer ſolchen Stätte und Winkelmann ging mit der Erſcheinung der erſten alten Marmor allmälig der Sinn eines in dieſer Weiſe noch nie gelebten deutſchen Lebens auf. Die Trümmer alter Römerwelt haben ſich durch die merkwürdigſten Geſchicke getragen, zum Theil weit in unſeren Norden gezogen, wo ſie als vereinzelte Merkwürdigkeit, unendlich weit dem Leben entfremdet, aus Muſeen und noch verborgeneren Stellen die Vorübergehenden anreden. Freilich hat auch das andersgewordene Italien die unmittelbare Verbindung mit jener Welt längſt zerriſſen, ja, iſt ihr beinahe ſo unähnlich geworden, als ſeine Nachbarvölker; indeß bleibt es immer die Weihe eines Bodens, welcher hier und da ſein uraltes Eigenthum ſich feſtgehalten, und es unter anderweitiger Zerriſſenheit und Zerſtreuung dem einſamen Wanderer noch als ein Urſprüngliches ergreifend hinſtellt. Schon daß jede bedeutende Stadt ſich an einen alterberühmten Namen lehnt, welchen ſie ſich nicht will verkümmern laſſen, dient hier zu einem erſten Ankerpunkte, wenn auch Padua ſeinen Livius und Mantua ſeinen Virgil durch wenig mehr als ein paar Bildwerke in Stein und bei dem letztern durch die Benennung eines Platzes hat ehren können. Waren indeß beſondere Umſtände günſtig, erhielt ſich in dem einen und andern Orte ein umfaſſendes, mächtiges Denkmal, ſo kommt

selbst der Eigennutz mit zu der Verehrung und was die Fremden von allen Seiten schon an sich herbeizieht, erfährt von dem Orte selbst seine erhaltende Pflege. So das berühmte Amphitheater zu Verona. Wir trugen den Wunsch, es vor dem Colosseum zu sehen, theils, weil es vollständiger erhalten, theils weil des letzteren mächtiger Umfang den Eindruck des ersteren zu sehr geschwächt hätte. Eine Vorbereitung, auf die wir nicht gerechnet, gab uns hier Palladio's Versuch, für eine Privatgesellschaft in Vicenza 1580 ein antikes Theater, freilich nur in Holz, auszuarbeiten. Die Unternehmung ist in ihrer Art eine der merkwürdigsten, das Ganze ist vollständig, selbst die Decorationen wurden nach drei Gängen gegen die Siena gerichtet, in sehr glücklicher Perspektive nachgebildet und es fehlt über den Sitzreihen nicht an verzierenden Statuen und Nischen. Die Höhe des Ganzen möchte sich etwa auf 60 Fuß belaufen und der obere Raum war bedeckt. Von dem Amphitheater in Verona sind die sämmtlichen Sitzreihen noch vorhanden, scheinen uns aber fast durchgängig restaurirt, wovon auch eine Inschrift spricht, nur bei den höchsten Reihen verräth der von Regentropfen gelöcherte, ausgewitterte Stein, die Aechtheit. Von der äußersten Ringmauer erhielt sich nur ein etwa 50 Fuß langer Theil, den man späterhin mit Eisenstäben verband. Die sogenannten Präcinctionen, d. h. Abtheilungen zwischen den Sitzreihen, die Verbindung unter den Zuschauern zu vermitteln, und den Treppen mehr Absätze zu geben, finden sich nicht in der Anlage des Baues, so daß er jedenfalls unter die bedeutenderen römischen Unternehmungen nicht zu zählen ist. Ein Erdbeben stürzte vor geraumer Zeit das obere Stockwerk der Ringmauer, die Fundamente sind aber wohl erhalten und setzen durch ihre ungeheuren Steinmassen (wir zählten bei der einen die Länge von 6 Ellen) in Erstaunen. Die unteren Eingangspforten stehen um mehrere

Fuß in die Erde versenkt. Die auf der Arena gegenwärtig sich vorfindenden mit Stein ausgelegten Wasserbehälter sind späteren Ursprunges und konnten für das Amphitheater selbst keinen Zweck haben.

Ein sehr unglücklicher Einfall — wie denn bei solcher Gelegenheit unsere Zeit es daran nicht fehlen läßt — mußte es uns bedünken, daß die Veroneser den alten ehrwürdigen Raum einem armseligen Brettertheater Preis gegeben haben, gerade als wollte es, kaum ein Zwölftel der Arena füllend, unsere Armseligkeit auf diesem Gebiet so recht ins Licht stellen. Wir hätten um keinen Preis einer Vorstellung hier beiwohnen mögen. Immer wird sie sich wie ein Hokerweiberkram zu römischer Volksversammlung, wie eine Dorfschulzenprügelei zu den messenischen Kriegen (Schlözer hält beide für ein und dasselbe) verhalten haben, und wir begreifen nicht, wie ein weitgerühmtes Kunstvolk eine Berührung dieser Art, eine bettlerische Papp- und Papiersudelei unter den Tageshimmel getragen, zwischen diesen noch so mächtig redenden Steinmassen nicht anwiderte. Wie doch nur eine große edle Stadt und zumal in einer so großartigen Naturumgebung, als die Aussicht oben auf dem Theater gewährt, solche Blöße geben konnte! Der bettlerische Kram unserer in so vieler Hinsicht zersplitterten, verengten Zeit, deren Größe man auf ganz anderen Gebieten suchen muß, als bei den Unternehmungen dieser Art, drängt sich ohnehin genug auf, warum pflanzt kecker Vorwitz ihn hier so unmittelbar in die Nähe ehrwürdiger alter Vorbilder? Ein weit minder bedeutsames Denkmal aus der Römerzeit ist ein Triumphbogen des Kaisers Galian, mit erhaltener Inschrift als solche sich bezeichnend, dessen unterer Theil um etwa 5 Fuß verschüttet liegt. Einfache edle Arbeit, in einer schönen Gegend der Stadt. Von Theodorichs des Großen Palast auf der Höhe sieht man nur noch wüste Trümmer.

2.

Der magnetiſche Pol.

Capitain Roß erzählt: „Nachdem wir eine Strecke von ungefähr 12 (engl.) Meilen in gerader Linie zurückgelegt, machten wir am 30. Mai Morgens, unter 69° 46′ 25″ Nordbreite und 95° 40′ 11″ Weſtlänge Halt. Wir befanden uns jetzt 13 Meilen von der berechneten Stelle des magnetiſchen Pols. Das Land iſt an dieſer Stelle, nach der Küſte hin, ſehr flach; eine Meile tiefer landeinwärts findet man indeß Bergrücken von 50 — 60 Fuß Höhe. Wünſchenswerth wäre es geweſen, daß ein ſo wichtiger Fleck etwas Ausgezeichneteres oder Bemerkbareres gehabt hätte. Die Natur hatte hier indeß kein Denkmal gegründet, um den Platz zu bezeichnen, den ſie zum Mittelpunkt der Wirkſamkeit einer ihrer dunkeln und mächtigen Kräfte auserſehen hatte. Wir fanden indeß hier einige Esquimaux-Hütten, die erſt vor kurzer Zeit verlaſſen worden wären. Wir begannen nun ſogleich die nöthigen Beobachtungen und ſetzten ſie an dieſem und während des größten Theils des folgenden Tages fort. Der Ort unſers Obſervatoriums war ſo nahe dem magnetiſchen Pole gewählt, als ich mit den beſchränkten Mitteln, welche mir zu Gebote ſtanden, dieß zu beſtimmen vermochte. Die Neigung war, ſo viel meine Neigungs-Magnetnadel angab, 89° 59′, ſo daß wir uns innerhalb einer Minute von dem Vertical-Stande befanden, während die Nähe des magnetiſchen Poles, wenn er nicht wirklich da war, wo wir ſtanden, durch die Bewegung, oder vielmehr durch den gänzlichen Stillſtand der verſchiedenen Horizontal-Nadeln, die ich bei mir hatte, beſtätigt wurde. Dieſe waren auf das Allergenaueſte aufgeſetzt, aber auch nicht eine davon zeigte auch nur den geringſten Anſchein, die Stellung, in welcher ſie ſich befand, zu verändern, eine Thatſache, aus der ſelbſt der wenigſt unterrichtete Leſer ſchließen kann, daß der Mittelpunkt der (magnetiſchen) Anziehungskraft in einer ſehr kleinen horizontalen Entfernung (wenn noch eine ſolche da war) gelegen haben müſſe. Wir hatten eine Menge von Baumaterial an den Bruchſtücken von Kalkſteinen, mit denen das Ufer bedeckt war, und thürmten deswegen einen ziemlich bedeutenden Steinkegel auf, unter welchen wir einen Blechkaſten begruben, worin wir den Bericht über dieſe merkwürdige Entdeckung einſchloſſen. Der Fleck liegt unter 70° 5′ 17″ Nordbreite und 96° 46′ 43″ Weſtlänge.“

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

V.

Bruchstück aus dem Tagebuche des Professors Dr. A. von Bunge, auf dessen Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831.

Zweiter Artikel.

Tschadao ist der nördliche Vorposten der großen Mauer, und liegt mitten auf dem sanften, wenn gleich felsigen nördlichen Abfall des Gebirges, über welches sich jene Mauer hinzieht. Dieser nördliche Abfall ist bei weitem nicht so stark als der südliche, daher auch die Ebene, die nach ihm folgt, weit höher gelegen und der Unterschied des Climas dies- und jenseits des Goan-gou sehr bedeutend ist. Jetzt war mir dies freilich weniger auffallend, da weder hier noch dort an der Vegetation merkliche Unterschiede zu sehen waren (es sei denn, daß in der Ebene von Pekin die Ulmen schon blühten, während hier noch nichts daran zu bemerken war); mehr aber schon nach 14 Tagen, da ich wieder hieher zurückkehrte, und noch auffallender erschien es, als wir im Juli unsere Rückreise nach Rußland antraten; da sprang die entschiedene Veränderung der Vegetation von der großen Mauer an in die Augen. Nicht mehr sah man hier die düstern Stämme des Juniperus chinensis, der lebenvollen Salisbournia adiantifolia und der schattigen Ailanthus glandulosa; nicht mehr die

schönbelaubte Kölsenteria paniculata, die blüthenreiche Catalpa siringaefolia und die fruchtbare Dias pyrus Schi-tse; nicht mehr die stachlige Gleditschia Chinensis, die zarte Acacia Nemu und die glänzende Magnolia yulan; selbst der Wallnußbaum und die Kastanie fehlten, und nur hin und wieder standen hohe Stämme der Saphora Japonica vor den Wirthshäusern, zur Abwechselung der Ulmen, Pappeln und Trauerweiden. Auch der Wein gedeiht hier nicht mehr, und wie die Bäume, so sind auch die Sträucher und Kräuter hier anders, und den üppigen Wuchs einer Menge von südlichen Formen vermißt man diesseits der großen Mauer gänzlich. Doch alles dies sah man jetzt (den 16. (28.) März) nicht, denn noch lag die Natur im Schlafe.

Das Wirthshaus zu Tschadao, den Kosaken, die die Mission begleiten, schon aus der Tradition ihrer ältesten Kameraden, die vor langer Zeit hier waren, unter dem Namen des süßen Wirthshauses bekannt, verdient diesen Namen wegen des mannigfachen süßen Backwerks, welches dort, vielleicht schon seit undenklichen Zeiten, bereitet wird. Auch im Uebrigen ist die Bedienung in diesem Wirthshause vortrefflich, und man wird — eine große Seltenheit in China — nicht geprellt. Wir hielten uns hier nur so lange auf, als nöthig, um ein wohlschmeckendes chinesisches Mittagsmahl einzunehmen, während dessen auch unser Gepäck ankam. Dann setzten wir unsere Reise fort, da es noch nicht spät war und wir der Versicherung unsers Begleiters glaubten, daß in dem 25 Li entfernten Juislin das Nachtlager aufgeschlagen werden solle. Unser Weg führte uns Anfangs durch eine sanft abfallende, steinige, wenig bebaute Ebene, bald aber verschwanden die Steine, und so weit man sehen konnte, zeigten sich weit ausgedehnte, höchst sorgfältig nivellirte Aecker, zwischen denen wir bis zur Stadt Juislin hinritten. Mit Son-

nenuntergang kamen wir hier an. Es ist keine große Stadt und nur von einer Mauer umgeben, in deren östliche Pforte wir einritten, um durch eine gerade Straße durch das westliche Thor wieder hinauszureiten. Unsere Hoffnung, hier Halt zu machen, um das Gepäck abzuwarten, und endlich einmal nach anhaltender Anstrengung mit Bequemlichkeit auszuruhen, schlug fehl, da uns unser Begleiter bedeutete, noch weiter bis zur Festung Chuai-lai zu ziehen. So wie wir Jui-lin im Rücken hatten, wurde es schon dunkel, bald aber trat der Mond hervor, und beleuchtete, von Wolken bedeckt, mit mattem Schimmer die anmuthige bebaute Gegend, die wir durcheilten. Es ist die Fortsetzung der weiten Ebene, die unterhalb Tschadao beginnt, rechts und links in weiter Entfernung von Bergen begrenzt. Der Mond versteckte sich gänzlich, ehe wir Chuai-lai erreichten, und es war stockfinster, als Hundegebell uns die Nähe der Stadt verkündete, zu der zu gelangen, wir über eine mächtige sehr steile Brücke steigen mußten. Chuai-lai ist sehr stark befestigt d. h., es ist von einer doppelten Mauer umgeben, in deren äußere uns ein Thor, in die innere drei Thore führten, aber alle diese Thore waren offen und keine Wache war zu sehen; vor dem zweiten innern Thore standen auf einem kleinen erhöhten Mauerwerk drei kleine Kanonen. Wir durchritten die Stadt von einem Ende zum andern; sie schien wie ausgestorben, kein lebendes Wesen regte sich darin, obgleich es kaum etwas über 9 Uhr Abends sein mochte; wir passirten die 4 Pforten der entgegengesetzten Seite und gelangten gleich darauf zum Absteigequartier in der Vorstadt. Dieses scheint ausschließlich zur Aufnahme von reisenden Beamten von der Krone unterhalten zu werden. Es ist sehr geräumig, überall mit dem kaiserlichen Wappen, furchtbaren Drachen, verziert, die Möbel mit rothem Tuche bedeckt, die Wände mit großen Bildern behangen, aber dabei kalt, dunstig

und ohne Bequemlichkeit, so daß man selbst das Essen aus einem andern Wirthshause holen muß. Erst nach 1 Uhr nach Mitternacht kam unser Gepäck an, das viele Beschwerde bei der steilen Brücke verursacht hatte. Am folgenden Tage verließen wir erst um 8 Uhr unser Nachtlager in Chuai-lai, und zogen in derselben Ebene, wie gestern, gerade nach Westen weiter. Das weite Thal, das sich auf eine bedeutende Strecke bis Jsimin-i in die Länge ausdehnt, ist von hohen Bergen umgeben. Zur Linken hatten wir die schroffe Bergkette, die wir gestern überstiegen, und deren Spitzen sich nach Westen zu immer mehr erheben, so daß einige von den höchsten jetzt noch mit Schnee bedeckt waren. Zur Rechten erhebt sich ein weniger hohes, aber nicht minder steiles und unwirthbares Felsengebirge, das die nördliche Grenze des eigentlichen China bildet. Zuweilen laufen kleinere Ketten vom Hauptgebirge von beiden Seiten ein, westwärts ins Thal, und verengern dieses, schließen es aber nirgends ganz. Ehe wir uns einem kleinen Städtchen, das mit einer Lehmmauer umgeben war, dessen Namen ich aber nicht erfahren konnte, und das 18 Li von Chuai-lai entfernt liegt, näherten, erblickten wir in blauer Ferne den isolirten Berg Jzi-min-schanj, das noch über 70 Li (5 deutsche Meilen) entfernte Ziel unserer heutigen Tagereise, gerade vor uns im Nordwest gleichsam in Nebel gehüllt. Von beiden Seiten schicken die Gebirgsrücken hier gegeneinander starke Ausläufer aus, und in der Mitte steht dieser in vieler Hinsicht merkwürdige Berg. Jn der Gegend, die wir durchzogen, war der Boden abwechselnd, bald dicht mit Steinen besäet, und dann unangebaut, bald bestand er in einem fetten, lehmigen, ganz steinlosen Grunde, der trefflich bebaut war. Alle Aecker sind mit der größten Sorgfalt geebnet, und haben alle eine bestimmte, sanfte Neigung nach einer Seite hin. Jeder Acker hat an seinem obern Ende einen Brunnen, der mit einer Pumpe

versehen ist, die das Wasser in eine Menge kleiner Canäle schafft, aus denen es fast zwischen jede Furche des Ackers geleitet wird. Hier sah ich auch, wie ein Feld besäet würde, und die höchst zweckmäßige Säemaschine, die die Saat aus drei kleinen Trichtern höchst gleichmäßig in drei zu gleicher Zeit gezogene Furchen fallen läßt. Zwischen je drei solchen Furchen wird ein Raum übrig gelassen, in den später eine andere Kornart oder Gemüse gesäet oder gepflanzt wird, die erst dann stark zu wachsen beginnt, wenn die Erndte der ersten, gewöhnlich des Waizens, schon eingeräumt ist, was gewöhnlich gegen das Ende des Mai geschieht. Da das Korn nun weder geschnitten noch gemäht, sondern mit der Wurzel ausgerissen wird, so erhält ein Feld, das eben erst mit reifem Korn bedeckt war, plötzlich wieder ein lebhaft grünes Ansehen, und den traurigen Anblick der Stoppelfelder hat man in China nie. Auch gepflügt wurde hier, bald mit Menschen, öfter mit Pferden, Mauleseln und Eseln, höchst selten sah man einen Ochsen vor den Pflug gespannt.

Nachdem wir 30 Li zurückgelegt, erreichten wir die Stadt Tchü-arcan, die mit einer Mauer umgeben ist; die Männer der Stadt schienen sie alle verlassen zu haben, nur hin und wieder sah man einige Frauen, unter denen mir einige mit großen Köpfen auffielen, aber vor den Häusern spielte eine große Menge kleiner Mädchen in Gruppen von 10—20. Theils mochten die Feldarbeiten die Männer beschäftigen, theils aber zog, wie ich später erfuhr, der eben jetzt in dem nahe gelegenen Städtchen Scha-tschen, gehaltene Markt eine Menge Käufer und Verkäufer an sich. Knaben und Greise aber sind stets auf den Landstraßen zerstreut, um den hier so kostbaren Dünger zu sammeln, um dessentwillen sie oft eine Caravane, die ihnen viele Ausbeute verspricht, viele Li weit verfolgen.

Zwanzig Li weiter kamen wir zur Stadt Sſa-tſchen (Sandſtadt), ſo wegen der ſandigen Gegend in der ſie liegt, und die ſich zu unſerer Linken in viele Sandhügel erhob, genannt, bei deren Thoren wir ſchon große Lebhaftigkeit des Verkehrs bemerkten. Wir glaubten Anfangs, den Grund in einem feierlichen Zuge zu finden, der uns gleich beim Eintritt in die Stadt begegnete, und den eine Hochzeit bildete. Muſik ging dem Zuge voran, dann folgten mehrere feſtlich geſchmückte junge Chineſen zu Pferde, darauf kamen drei verdeckte Tragſeſſel mit Fenſtern, in jedem eine hübſche junge Chineſin, ſtattlich ausgeputzt, von denen eine die Braut ſein ſollte; viele Reiter ſchloſſen den fröhlichen Zug. Je weiter wir aber in der Stadt vordrangen, deſto bedeutender erſchien die Volksmenge, bis wir mit Mühe uns vordrängten zu dem Wirthshauſe, wo wir Raſt halten wollten. Hier, wo das wogende Gedränge am ärgſten war, erfuhren wir endlich, daß Jahrmarkt ſei. Mit genauer Noth erhielten wir ein kleines Zimmer für uns in dem vollgedrängten Wirthshauſe, wo Wirth und Diener vollauf zu thun hatten. Der würzige Dampf, der aus der mächtigen Küche hervordrang, lockte eine Menge Hungriger herbei, die auf Bänken im Innern, auf dem Hofe und auf der Straße vertheilt, ihr Mittagsmahl, aus Nudeln mit Schweine- und Schaaffleiſch, gekochten kleinen Fleiſchkuchen, Pfannkuchen mit Fleiſch, und beſonders aus Reis, Alles mit vielem Eſſig und trefflicher Soja, und den verſchiedenartigſten ſcharf geſalzenen Picculis aus Bambusſproſſen und Kürbisſchaalen, Möhren und Beten gewürzt, verzehrten, und gewärmten Schau-zſii aus kleinen Taſſen dazu tranken. In der Küche ſelbſt war die größte Thätigkeit; die große Nudelmaſchine, in der Mitte über dem Keſſel angebracht, auf der ein Menſch ſaß, um die Nudeln durch ein durchlöchertes Gefäß gerade in den Keſſel zu drücken, war unter ſchrecklichem Knarren in beſtän-

diger Bewegung, die Diener, die Forderungen der Gäste vernehmend, sangen sie mit gedehntem Tone laut ab, und eben so wiederholte es, mit der größten Anstrengung, der schon heiser gewordene Wirth, zum Zeichen, daß er es vernommen, und die Wünsche sogleich befriedigen werde. Neugierig, das Treiben auf dem Jahrmarkte näher anzusehen, ging ich hinaus und drängte mich vor, zu den Reihen von Verkäufern, die sich hier mit einer Menge Kleinigkeiten und Krämerwaaren vor den Häuserreihen niedergelassen hatten. Meist waren es allerhand Eßwaaren, Leckerbissen, verschiedene Getraidearten zur Aussaat, Gewürze, Droguen, Putzwaaren u. dgl. m., die hier feil geboten wurden. Besonders fielen mir die hier in großer Menge zum Verkauf ausgebotenen Saamen einer Art Xanthoxylum auf, die hier die Stelle des Pfeffers vertreten, dann aber auch ein schwefelartiger Salmiak von röthlicher Farbe, der aus Turkestan kommen soll, als Arzneimittel gebraucht, und für ein starkes Gift von den Chinesen gehalten wird. Die Verkäufer erlaubten mir nicht einmal, es zu berühren, und trotz dem, daß ich ihnen, so viel sie verlangten, dafür bot, wollten sie mir nicht ein Stückchen davon verkaufen. Auch wurde hier viel von dem berühmten Mittel Ten-zsui verkauft, das durch seinen Arsenikgehalt wohl eher als ein Gift gelten dürfte. Doch die Gefahr, von der furchtbar andringenden Menge erdrückt zu werden, bewog mich bald, mich eiligst wieder in das Wirthshaus zurückzuziehen, bis wohin ein ganzer Haufen Neugieriger mich verfolgte. Die Mehrzahl der Einwohner Scha-tschens sind Nachkommen von Tataren, die hieher aus Turkestan vor vielen Jahren versetzt wurden, und muhamedanischen Glaubens.

Nach ein paar Stunden Ruhe bestiegen wir wieder unsere Pferde, um noch an demselben Tage das 40 Li entfernte Issmin-i zu erreichen. Es war sehr warm, ich möchte sagen heiß

geworden. Der Tag war vollkommen heiter und schön, und die Gegend, die wir durchzogen, bot uns treffliche, höchst malerische Ansichten, denn schon hatten wir uns dem Gebirge, das uns zur Rechten lag, mehr genähert, und die wunderbaren Gestalten seiner schroffen Felsengipfel traten deutlicher vor die Augen. Wir durchzogen drei kleine Städte, Sun-ba-lin, Baonganj und Siba-lin. Als wir uns Jsmin-i bedeutend genähert hatten, genossen wir der herrlichsten Aussicht. Die Sonne senkte sich hinter das Gebirge, das gerade vor uns lag, und umgab es mit hellen Strahlen; während dessen östlicher Abhang in blauem, dunstigem Schatten lag, waren dessen scharfe, schroffe Zackengipfel mit einem schönen Goldrande geziert, so daß das Ganze ungemein einer Gewitterwolke glich, die sich tief am Horizont vor die Sonne lagert, und der Täuschung sich hingebend, erwartet man jeden Augenblick von einem zackigen Blitze die Wolke zerrissen zu sehen. Etwas vortretend rechts davon lag der graue Jsmin-schauj, vor allen übrigen Bergen sich erhebend, vereinzelt da, in seiner Form einem ungeheuren Zelte täuschend ähnlich. Mit Mühe entdeckt ein scharfes Auge Kennzeichen von den Gebäuden, die dessen Spitze zieren, und nur eine kleine, fensterähnliche Oeffnung läßt den Bogen einer Brücke vermuthen, die, von einer der höchsten Spitzen zur andern führend, über einem furchtbaren Abgrunde schwebt. Links schimmerte und rauschte der reißende Janj-che und in weiter Ferne glänzte jenseit das hohe Gebirge, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet, während die felsigen Spitzen zur Rechten, sich steil senkend, nahe zum Wege traten, der hin und wieder von ihrem Gerölle bedeckt war. Dicht an den hohen Mauern von Jsmin-i machten wir Halt. Die hintere Wand des geräumigen Wirthshauses, das uns aufnahm, schließt sich dicht an die Stadtmauer. Bald ging der volle Mond auf und beleuchtete mit seinem silber-

nen Glanze die wundervolle, unvergleichlich schöne Gegend; da hörten wir wilde und widrige Töne einer schrecklichen Musik immer näher und näher kommen, röthlicher Fackelschein mischte sich zu dem Silberglanz des Mondes; ein prunkvoller Leichenzug geht vorüber, die sterbliche Hülle der hohen Gemahlin des Gussai-Ambanj von Dschan-dsia-kou, eines hohen Staatsbeamten, wird mit standesgemäßem Pomp nach Pekin getragen, um dort in ihrer Familiengruft beigesetzt zu werden. Die Zahl der Begleiter war sehr groß; viele von ihnen drängten sich in das Wirthshaus, wo wir abgestiegen waren, und eine Stärkung für den weitern Weg sich holend, machten sie einen wüthenden Lärm, der bis gegen Mitternacht dauerte und uns alle in der Ruhe störte.

Dessenungeachtet war ich am andern Morgen schon vor vier Uhr auf, und zur Ausführung meines Vorsatzes, den Jsimin-schauj zu besteigen, bereit. Zu Genossen meines Unternehmens hatte ich 6 Kosaken, die das Seltsame des Berges bewogen hatte, einen Theil der ihnen sonst so theuren Ruhe aufzuopfern und mich zu begleiten. Ein Wegweiser fehlte uns zwar, allein so gut wir konnten, hatten wir uns nach dem Wege erkundigt, den wir einzuschlagen hätten, damit unser Unternehmen nicht an den jähen Klippen des Berges scheitern möchte. Den eingezogenen Nachrichten zufolge mußten wir erst 10 Li weit das Ufer des Jan-Flusses aufwärts verfolgen, und soweit den südlichen und westlichen Abhang des ganzen Berges umgehen, denn nur am nördlichen, am wenigsten schroffen Abhang war es möglich, einen Felsweg hinauf zu führen, den auch wir nun besteigen mußten, wenn wir unser Ziel erreichen wollten. Meine Absicht war es, vor Sonnenaufgang auf der Spitze des Berges zu sein, um von dort den erhebenden Anblick dieses Schauspiels zu genießen, und daher machte ich mich auf, als

es noch völlig dunkel war; auch mußte ich eilen, um unsere Karavane bei ihrer Abreise am Morgen wieder erreichen zu können, da diese uns nicht lange abwarten konnte. In der Dunkelheit, des Weges unkundig, gingen wir aus auf dem unebenen Wege, der zwischen dem Jan=che und dem steilen Abhange sich schmal hinwendet, und da wir schon glaubten, ziemlich weit gegangen zu sein, fingen wir an, an dem Berge hinaufzusteigen, um so mehr dazu verleitet, da ein kleiner Fußsteig von einem der Kosaken ausgefunden wurde. Halb steigend und halb kriechend glaubten wir, im Verhältniß unserer Anstrengung schon ziemlich hoch zu sein, als wir plötzlich ein düsteres Licht erblickten. Wir stiegen darauf zu und kamen an die Einfurth zu einer Steinkohlengrube, wo wir einen schwarzen Berghauer antrafen, der über unsere Ankunft eben so erstaunt war, als wir erfreut, Jemanden zu finden, von dem wir Kunde über den Weg erhalten konnten. Mein Chinesisch reichte aus, um zu erfahren, daß wir weit nördlicher erst auf den Weg stoßen würden, den wir suchten, und den Rath zu vernehmen, wir möchten wieder hinabsteigen, um am Fuße des Berges so weit zu kommen. Dies schien uns aber vollkommen überflüssig, auch that es uns um die vergebene Anstrengung leid, und wir wandten uns daher zwar immer weiter zum nördlichen Abhang, aber stets ein wenig aufsteigend, da uns dies an den steilen Abhängen das Gehen erleichterte, zumal, da wir längst jeden Steg verloren hatten. Mit unsäglicher Anstrengung ging es so wohl eine Stunde fort. Noch war es stockfinster, wir sahen weder Spitze noch Abgrund und schwebten zwischen beiden. Wir hatten Mühe, uns zusammenzuhalten, da jeder eine bequemere Stelle zu finden glaubte, und durch Zurufen versammelten wir uns nur zuweilen auf einem Fleck, der weniger gesenkt, einen Haltpunkt darbot, um ein wenig auszuruhen. Rings in der Umgegend herrschte die tiefste

Stille, nur der Jan rauſchte, kein Lüftchen regte ſich, der weſtliche Horizont war in Wolken gehüllt, an deren unterem Saume der ſinkende Mond, ohne zu leuchten, in röthlichem Schimmer erſchien; auf Augenblicke erhellten geräuſchlos aufſteigende ſchöne Raketen in weiter Ferne die maleriſche Gegend. Da fing es an zu dämmern. Ein Purpuranflug zierte das leichte flockige Gewölk über uns und die Felſenſpitzen der uns gegenüberliegenden Berge erglühten auf einen Augenblick. In dem Maaße, als es heller wurde, erſchien uns unſere Lage immer ſchrecklicher. Schon hatten wir uns ſehr hoch erhoben, wir ſchwebten über jähen Abgründen; vor uns ſahen wir weder Weg noch Ausweg. Jeder Schritt koſtete ungeheure Anſtrengungen, und jeder Fehltritt drohte Verderben. Unſere Kräfte waren erſchöpft, die lechzende Zunge klebte am Gaumen, ermattet lehnten wir uns an einen vorſpringenden Felſen, der uns die Ausſicht und den Weg vor uns verſperrte. Ihn mußten wir oberhalb oder unterhalb umgehen, wenn wir unſer Ziel nicht aufgeben wollten, und doch ſchien dazu keine Möglichkeit vorhanden. Schon dachten wir daran, den eben ſo gefährlichen Rückweg anzutreten, da rief plötzlich einer der Koſaken, der, der Kräftigſte, bis oben hinangeklommen war, er ſehe einen Weg, Gebäude, Tempel, er ſehe die Möglichkeit, hinzugelangen. Und von neuem Muthe beſeelt, ſtiegen wir hinan, einander hülfreiche Hand leiſtend. Hier in ſchwindelnder Höhe verließen mich, der ich von allen der Schwächſte war, die Kräfte; ich ſank zuſammen, und wurde nur mit Mühe von einem kräftigen Koſaken gehalten. Von hier an wurde ich mehr gezogen, als daß ich ſelbſt ging, und häufig legte ſich einer von den Koſaken, mein treueſter Begleiter, platt an den Abhang hin, um meinem Fuße einen ſicheren Stützpunkt zu geben. So erreichten wir endlich mit der augenſcheinlichſten Gefahr, mit unglaublicher Anſtrengung erſt den gebahnten Weg,

und dann mit Leichtigkeit die Gebäude des untern Tempels. Hier nämlich, in der Mitte des Berges, breitet sich der nördliche Abhang in eine kleine Fläche aus, durch Menschenhand erweitert, auf der ein Budhistischer Tempel mit einigen Nebengebäuden erbaut ist. Diese waren von zwei Greisen, Mönchen von der Secte des Cho-schan, und von einem Knaben bewohnt, die uns freundlich empfingen und uns durch einen Trunk köstlichen Wassers stärkten, das hier unter dem sorgfältig gesammelten und in einer Grotte das ganze Jahr hindurch erhaltenen Schnee hervorrieselt. Nach einigen Minuten Ruhe eilten wir nun, in der Begleitung des einen von den Mönchen und des Knaben, den steilen Felsenweg, der in den Porphyr des Berges gehauen zu sein schien, zur Spitze hinan. Dieser Weg ist mit vieler Mühe gebaut, geht meist im Zickzack, und würde recht bequem sein, wenn nicht eben jetzt stellenweise noch Schnee gelegen hätte, der, zum Theil geschmolzen und durch den Nachtfrost erstarrt, höchst glatte Stellen bildete. Durch gegenseitige Hülfe gelangten wir jedoch sehr schnell zu dem Ziele unseres Strebens, und wurden für alle Beschwerden und Gefahren, denen wir uns freilich durch eigene Unvorsichtigkeit ausgesetzt hatten, überreich belohnt. Die herrliche Aussicht, die Timkowsky (Reise durch die Mongholei 3ter Band) so treffend und genau beschreibt, gewann noch durch die schöne Beleuchtung der eben aufgegangenen Sonne. Zu unsern Füßen lag das ganze Ssi-min-i, dessen hohe Mauern sich kaum von der Erde zu erhöhen schienen, ein kleines Viereck bildend; von dem Menschengewoge darin war nichts zu sehen, nichts zu hören. Tiefe Stille herrschte um uns, und nur zuweilen drang zu unserm Ohr, von einem kühlen Morgenwinde zugeweht, das Rauschen des silbernen Jan, der in vielen Armen und Windungen im Westen und Südwesten den Berg umschlängelte. Rings um uns her er-

hob ſich ein ſchroffes Gebirge, das die Ebene umgab die wir durchzogen hatten, in der, hin und wieder zerſtreut, Dörfer und Städte lagen, umgeben von fruchtbaren Feldern. Wir beſahen hier die vielen kleinen Tempel, die auf dem Kamm des Berges aufgeführt, voll von Götzenbildern waren, und gingen dann über die wunderbare Brücke, die aus Quadern eines blendend weißen, quarzigen Kalkſteines gefügt war, und zu der ein kleines Thor aus demſelben Stein, mit vieler Bildhauerarbeit geziert, führte, über den grauſenerregenden Abgrund zur andern Felſenſpitze über, die ebenfalls mit Gebäuden geſchmückt war. Einer von den Tempeln enthielt ein großes Zimmer, deſſen Wände mit Malereien bedeckt waren, die die Qualen der Hölle darſtellten, und wo die grimmigſte Phantaſie und Erfindungskraft des Malers vollen Spielraum hatte. Das Gegenſtück der Darſtellung der Freuden des Paradieſes war aber durchaus nicht idealiſch zu nennen und paßte wenig in einen Tempel. Von dem uns begleitenden Cho-ſchan erhielt ich zum Andenken einen kleinen, aus Gyps geformten Götzen, von denen zu ähnlichem Gebrauche eine ganze Vorrathskammer gefüllt war. Wenn man dieſe Menge von Gebäuden, aus Ziegeln aufgeführt, auf dieſer ungeheuren ſteilen Höhe ſieht, ſo kann man ſich des Staunens nicht erwehren über die unendliche Mühe und Anſtrengung, deren es zu dieſem Bau bedurfte. Nur in der unüberwindlich ſcheinenden Schwierigkeit, nicht in dem Nutzen eines ſolchen Unternehmens, ſucht und findet der Chineſe ſein Verdienſt. Bell (Reiſe Bd. II. S. 69) Timkowsky (a. a. O. und Bd. I.) und der Pater Hyacinth (Reiſe durch die Mongholei) geben nicht übereinſtimmende Angaben über den fabelhaften Urſprung dieſer Gebäude, der ſich ins graue Alterthum hinauferſtreckt. — Das ſcharfe Auge eines von unſern Koſaken glaubte tief unten von der Stadt her auf der Straße einen Zug von Wagen und

Reitern zu unterscheiden, und da wir allen Grund hatten zu glauben, daß dies unsere Caravane sei, die schon aufgebrochen war, so mußten wir auch an den Rückweg denken. In den Gebäuden beim untern Tempel bewirtheten uns die freundlichen Mönche mit Thee, gekochtem Kürbis und Kohl, den sie auf einem kleinen Felde nebenbei bauen. Ich begnügte mich mit einem Trunk des köstlichsten Wassers, den man in China so selten haben kann, was auch den Gebrauch des Thees so allgemein gemacht haben mag. Dankbar nahmen die Mönche eine kleine Gabe von einigen Jianj entgegen. Wenn gleich steil, doch sehr bequem und schnell, stiegen wir nun auf dem Felsenpfade hinab, und trafen ziemlich ermüdet, nach einem beschwerlichen Spaziergange von sechstehalb Stunden, gerade auf den Zug unseres Gepäckes, der vor 1½ Stunden das Nachtlager verlassen hatte. Ich war in sehr leichter Kleidung gegangen und hatte mich stark erhitzt, so daß mir der scharfe Wind um so empfindlicher wurde, als ich zu Pferde unserm Zuge langsam voranritt. Statt wärmere Kleidung anzuziehen, zog ich es vor, die Reise zu Fuß weiter fortzusetzen, besonders da auch die wunderbar schöne Gegend dazu einlud. Einem sandigen Thal, das zu Zeiten vom anschwellenden Jan überschwemmt wird, folgt ein schmaler ebener Dammweg, der zum Theil dem felsigen Gebirge abgewonnen zu sein scheint, das hier hart an das Ufer des Flusses hinantritt. Die Felsenmasse, die aus einem grauen Hornstein bestand, den weiße Quarzadern durchliefen, ragte in Zacken zum Wege hinaus, und oft hingen ungeheure Felsen über demselben. Weiterhin findet man eine, wahrscheinlich durch Kunst erweiterte, natürliche, sehr geräumige Grotte, in der drei steinerne Bänke, dem Reisenden besonders im heißen Sommer ein willkommener Zufluchtsort. In einer kleinen Nische im Hintergrunde stand eine Tafel mit chinesischer Schrift, vor derselben in einem Ge-

fäß mehrere Räucherkerzen aus gemahlener Ulmenrinde, wie sie in allen Budhistischen Tempeln allgemein gebräuchlich sind. An den Wänden sah man überall Papierstreifen angeklebt, mit chinesischer Schrift, wohl meist poetische Ergießungen vorüberziehender Reisenden, angeregt durch die herrliche Umgebung. Gern besingt der Chinese in prunkvollen Worten Weiden und Blumen, den zackigen Felsen, den rauschenden Strom, und jedem Stein, jeder Mauer, vertraut er seine Gefühle, in wunderlich geformte Schriftzüge gebannt. Nachdem wir 30 Li zurückgelegt, hielten wir unsere Mittagsruhe im Flecken Schanj-ssia-pu in einem geräumigen Wirthshause, wo Knaben dem Reisenden aufwarten, und sich zu jedem Dienste erbieten. Wir eilten, es zu verlassen, und kamen bald auf einen felsigen Weg, der fast bis zur einstmaligen Residenz, der jetzigen Gouvernementsstadt Süanj-chua-fu, führt. Stellenweise ist er in den dunkelrothbraunen Porphyr, aus dem hier das Gebirge besteht, gehauen, und zieht sich oft ganz schmal in tiefen Schluchten hin, die durch Sprengen der Felsenmasse gebildet zu sein scheinen. Von dem hohen Alter dieses Weges zeugen die tiefen Geleise, die von den stark beschlagenen Rädern der schweren chinesischen Karren in dem Felsen gebildet sind, und die tiefen Spuren der Hufe der Pferde und Esel, die stets auf denselben Fleck treten, um sich stärker auf dem durch die Zeit glänzend glatt geriebenen Pfade zu halten. Jahrtausende gehören dazu, um solche Spuren im festen Porphyr zurückzulassen, und durch die eigene Bauart aller Fuhrwerke in China, deren zwei Räder, einem strengen Gesetze zufolge, stets gleich weit von einander entfernt sein müssen, wird es möglich, ohne Beschwerde diesen Weg zu befahren. Ein Arbeiter bemühte sich, diesen Weg hin und wieder auszubessern, und hatte neben sich ein Körbchen, in welches er Beiträge für die Wegebesserung, oder eine Belohnung von den Reisenden sam-

melte, die darum durch eine Glocke, in dieser läutete, ersucht wurden. Näher zu Süanj-chua-fu wird der Grund rein lehmig ohne Steine. Zu Zeiten müssen hier die Wege vollkommen unfahrbar sein, indem durch den schmelzenden Schnee von den umgebenden Bergen der Lehm aufgelöst wird. Auch jetzt noch war der Boden nur oberflächlich fester geworden, und schwappte bei jedem Tritt des Pferdes, wie die Moosdecke der nördlichen Tundra Sibiriens, oder der Sümpfe hoher Alpen. Hier sieht man wieder bebaute Aecker, die mit hohen Weiden umpflanzt sind. Schon um vier Uhr Nachmittags gelangten wir in dem in der Vorstadt von Süanj-chua-fu belegenen Gasthofe innerhalb der Außenmauer an.

Für dieses Mal bekamen wir von der großen Stadt nichts zu sehen, denn als wir am folgenden Morgen von unserm Nachtlager aufbrachen, wurden wir gleich durch ein Thor der Vorstadt hinausgeführt, und ritten dann dicht längs der südlichen Mauer, die sich weit hinzieht und von der sehr beträchtlichen Größe der Stadt einen Begriff giebt. Näher zu der südwestlichen Ecke ist sie mit Flugsand hoch beschüttet, und noch mehr fand dies an der westlichen Mauer Statt, die fast in ihrer ganzen, sehr großen Ausdehnung so hoch mit Flugsand verschüttet war, daß man sie längs diesen Sandhügeln an einigen Stellen mit Leichtigkeit zu ersteigen vermag. Der vielleicht seit Jahrtausenden gegen die Mauer mit Gewalt von den Winden getriebene Sand vermochte gleichsam sie zu zernagen, und hin und wieder liegt sie schon gänzlich in Trümmern. Der Sand kommt von einer ausgedehnten Fläche, die jetzt, wohl um dem Unheil zu wehren, mit dicht stehenden starken Weidenstämmen bepflanzt ist. Einige Li weit führt der Weg durch diesen tiefen Sand, der sich endlich in Hügeln erhebt, und dann an einen kleinen felsigen Porphyrrücken schließt, über den ein gebauter, aber deshalb

nicht

nicht minder schlechter Felsenweg führt. Jenseits senkt man sich nur wenig in ein engeres Thal, das sich allmälig immer mehr nach Chalghan (der Mongholen und Russen) oder Dschandsia-Keou (der Chinesen) zu verschmälert, bis es jenseits dieser Stadt zur Schlucht wird, durch die einer von den wenigen fahrbaren Wegen aus China in die Mongholei geführt ist.

Ehe man Dshan-dsia-Keou erreicht, sieht man zu beiden Seiten bebaute Aecker, die hin und wieder mit Grabmälern geziert sind, die sich an einer Stelle zu einem ausgedehnten Gottesacker gruppiren; in Dünste gehüllt, lag voraus das Gebirge, in dessen Schluchten hin und wieder niedliche Dörfer sich zeigten. Nachdem wir über eine schöne steinerne Brücke hinüber geritten, waren wir in Chalghan, in der Grenzstadt des eigentlichen China's, die sich in einer ausgedehnten Linie dicht an das schroffe Gebirge anschließt, welches die natürliche Grenze Chinas bildet.

Wir mußten uns in den Willen unsers Begleiters, des Boschecho fügen und den folgenden Tag hier zubringen. Der Tag war regnigt, und die Unbequemlichkeit, in europäischer Tracht die Stadt zu besuchen, und den Neugierigen zum Schauspiel zu dienen, hielt mich in dem Wirthshause zurück, das mir von unserer Herreise gut bekannt war, indem wir hier vier Monate früher sechs Tage lang zugebracht hatten. Die Stadt scheint sehr volkreich zu sein. Sie ist von der nördlichen Seite her durch eine Mauer geschützt und wird durch einen geräumigen freien Platz in zwei ungleiche Hälften getheilt; die südliche, größere, wird die Chinesische, die nördliche, kleinere, näher zum großen Thore gelegene, die Mongholische Hälfte genannt. Beide bestehen größtentheils aus Buden mit den verschiedenartigsten Waaren; nur um den freien Platz stehen einige öffentliche Gebäude, Gerichtsbehörden, die Wohnungen der hohen Beamten, wie z. B. des Gussei-Ambanj oder General-Inspecteurs der südmongholischen

Truppen; des Jsangin-Morin, des Ambanj-Beisse (alles mongholische Titulaturen), unter andern einige Tempel, Theater u. s. w.

Als wir am folgenden Tage ziemlich spät aus unserm Quartiere aufbrachen und an diesem Platze vorbeizogen, sahen wir ein Regiment Mongholen, welches hier militairische Uebungen ausführte, die meist im Bogenschießen ins Ziel im vollen Galopp bestanden. Es war uns nicht vergönnt, diesem interessanten Schauspiel zuzusehen, und wir mußten zum großen Thor eilen, das aus der Stadt in die Schlucht hinausführt. Im Voraus freute ich mich auf die heutige Tagereise durch die wunderbare Gegend, die vor einigen Monaten mich in Staunen und Entzücken versetzte, deren Anblick mich damals so aufregte, daß trotz der Ermüdung die ganze darauf folgende Nacht mich der Schlaf floh, eine Gegend, in der ich nicht wußte, was ich mehr bewundern sollte, das Wilde oder Erhabene, was die Natur darbot, oder den Kunstfleiß und die Betriebsamkeit einer wogenden Menschenmenge, eines uralten unermüdlichen Volkes, das Berge auf Berge thürmte und den nackten Fels zum fruchtbaren Acker umzuwandeln vermochte. Doch diesmal sah ich mit ganz andern Augen und meine Erwartung wurde getäuscht. — Am Thore angelangt, wurden wir angehalten und unsere Papiere durchgesehen. Es ist eben so schwierig, aus China hinaus, als nach China hineinzukommen, da man die wenigen Pässe streng bewacht; ist man aber erst in China, so kann es dem, der die Sprache versteht, kaum Schwierigkeit machen, das ganze Land zu durchreisen, da niemand nach einem Paß oder sonstigen Ausweise frägt. Nach einem Aufenthalt von ungefähr ½ Stunde gab man uns das Zeichen zur Abreise, und wir zogen durch das mit starken eisernen Thüren wohl versehene Thor zum himmlischen Reiche hinaus. Die Mauern, die zu beiden Seiten dieses Thores steil am Gebirge hinansteigen, sind in ziemlich schlechtem

Zuſtande, und da ſie nicht gebeſſert werden, ſo gehen ſie einer gänzlichen Zerſtörung entgegen. Jenſeits iſt noch eine bedeutende Strecke weit der Weg von beiden Seiten mit Gebäuden beſetzt, die die Vorſtadt von Dſchan-dſia-Keou bilden, bis ſie höher hinauf immer ſeltener und kleiner werden. Die Schlucht iſt eng, das umgebende Gebirge ziemlich ſteil, allein die Erhebung auf den erſten 35 Li von Dſchan-dſia-Keou nur unbedeutend. Zu beiden Seiten ſieht man hin und wieder Dörfer, die ſich an das Gebirge lehnen. Die Gebäude ſind aus Lehm aufgeführt, und ſelten iſt eine Wand von dem Felſen ſelbſt gebildet, an den ſich das kleine Häuschen lehnt. Stellenweiſe ſind die ſchroffen Abhänge der Berge mit vielem Fleiß in kleine Teraſſen getheilt, die von unten durch Steinmauern geſtützt, von oben durch ableitende Kanäle von dem im Uebermaaß herabfließenden Regenwaſſer geſchützt, und mit fruchtbarer aufgetragener Erde bedeckt, jetzt bereit waren, beſäet zu werden. Ungefähr 30 Li von Dſchan-dſia-Keou liegt am Wege ein elendes Wirthshaus, in dem wir auf eine kurze Zeit Halt machten, um unſere Wagen abzuwarten. Von hier aus ging ich 15 Li weit zum äußerſten chineſiſchen Dorfe Nor-djanj zu Fuß voraus, noch immer in der Erwartung, die ſchöne Gegend wieder zu ſehen, und faſt vermuthend, wir hätten einen andern Weg eingeſchlagen, als damals. Ungefähr 5 — 6 Li von Nor-djanj fängt der Weg an ſteil in die Höhe zu gehen und wird ſteinig. Ein dunkelrothbrauner Porphyr bildet die Hauptmaſſe des Gebirges. Links erblickt man die Ueberreſte der großen äußerſten Mauer, die jetzt nur einen Steinwall bildet, denn von dem Gemäuer ſieht man nur noch etwas in den in ziemlicher Entfernung von einanderſtehenden Thürmen, die aber auch meiſt gänzlich zerfallen ſind. Alles dieſes tritt beim langſamen Aufſteigen allmälig in die Augen, ohne zu überraſchen, ja es bringt eine traurige Stimmung hervor. Jedem,

der ein Gebirge bereist hat, wird es aufgefallen sein, wie die Ansicht einer Schlucht von oben hinab, die derselben Gegend von unten hinauf, an Schönheit bei weitem übertrifft; und nirgends war mir dies auffallender als hier. Wie ganz anders war der Eindruck, den diese Gegend auf mich machte, als ich sie zum ersten Male betrat. Damals kam ich aus der kahlen, öden, ermüdend gleichförmigen, flachen Mongholei, und von oben hinab sah ich plötzlich vor mir ein wunderbar schönes Land, bebaut, bevölkert, mannichfaltig; eine laue Luft drang mir entgegen aus der tiefen Schlucht, die ich mit einem Blick überschaute. Staunend sah ich die zerfallenen Thürme der Mauer, die Denkmäler einer grauen Vorzeit, die ein zahlloses Volk aufführte, an. Selbst die elenden Dörfer aus Lehm erbaut, und die Gruppen damals entlaubter Bäume entzückten das entwöhnte Auge. Alles dies steigerte sich mit jedem Schritte, denn auch mit jedem Schritte sah ich etwas Neues, immer lebendiger wurde die Landschaft; schaarenweise waren die Bewohner der benachbarten Dörfer und Dschan-dsia-Kou's ausgezogen, die nordischen Ankömmlinge zu sehen. Jetzt dagegen, aus dem von Menschen wimmelnden China kommend, erschien mir diese Gegend öde, menschenleer; die elenden Lehmdörfer ließen mich deren spärliche Bewohner bedauern; in den Trümmern der großen Mauer sah ich nur ein Denkmal menschlichen Ueberwitzes, ein Bild der Vergänglichkeit aller Menschenwerke; mit jedem ermüdenden Schritt auf die steile, unwirthbare Höhe wurde es öder, — ein kalter, schneidender Nordwind blies mir unfreundlich entgegen, und zwang mich, zurückzuschauen. Da lag die schöne Landschaft wieder vor mir, allein ihr Anblick war nicht mehr im Stande, den übeln Eindruck zu zerstören.

Wir übernachteten nicht in Nor-djanj, wie ich erwartete, sondern zogen weiter über den Steinwall hinaus, und traten so

in die eigentliche Mongholei, die uns mit schneidender Kälte empfing. Nach einem ziemlich weiten Weg, der seitwärts längs dem Steinwall führte, stiegen wir nicht tief eine Schlucht abwärts, die jenseits des Walles nach Süden zu abfallend, uns wieder nach China führte. Hier nahm uns ein elender Gasthof, der bei einem Götzentempel stand, auf, ohne uns die geringste Bequemlichkeit zu gewähren. Das unsaubere Zimmer war ungeheizt, der kalte Khan nur mit einer zerlumpten Matte bedeckt, das Papierfenster durchlöchert, an Speise war nicht zu denken, und unser Gepäck langte noch nicht an, nachdem wir eine höchst klägliche Nacht zugebracht hatten. Ohne es abzuwarten, machten wir uns den 22. März (3. April) auf, um so schnell als möglich Jaghan-balghassu zu erreichen, wo wir einer frohen Aufnahme von den Kosaken gewiß waren. Es war ein heiterer Morgen, allein die Kälte (es mochten wohl 6—7° R. sein) war um so empfindlicher, als ein schneidender Wind uns gerade entgegenblies. Trotz der warmen Kleidung, die wir anhatten, waren wir gezwungen, öfter abzusteigen und durch Gehen uns zu erwärmen, um nicht gänzlich zu erstarren. Vor uns lagen die öden Flächen der Mongholei, kein Gebäude ist ringsumher zu sehen, nicht einmal eine Jurte erschien in weiter Ferne; nichts gewährt dem Auge einen Haltpunkt, um die zurückgelegte Entfernung zu schätzen, und man fühlt deutlich, daß die Mongholei wirklich eine ungeheure flache Steppe ist, wogegen man nach einem anhaltenden Aufenthalt daselbst in den flachen niedrigen Erhöhungen, die man für Berge anzusehen gewohnt wird, einen Widerspruch zu finden glaubte. Die beträchtliche Entfernung von ungefähr 60 Li, die wir bis Jaghan-balghassu zurückzulegen hatten, erschien uns doppelt so stark durch die Unannehmlichkeiten des Weges, und wurde wirklich größer durch die Unkunde unserer Wegweiser, welche uns eine Zeit lang im Kreise umher-

führten. Endlich erblickten wir in weiter Ferne, gleich einem schwarzen Punkt am Horizonte, das lange ersehnte Ziel unserer Reise, die freundliche Jurte. Der Jubel bei unserer Ankunft war groß. Da saß ich nun wieder in der bequemen Jurte am stillen wärmenden Arghalfeuer, der duftende Thee gießt wieder Leben in meine Glieder, und die ganze lange Reise durch die Mongholei geht lebhaft vor meinen Augen vorüber.

VI.

Ueber Nordamerika,

von

Th. Pavie.

(Fortsetzung).

21.

Die Wasserfälle des Montmorency.

Wenn man von der Esplanade herab die Gegend um Quebek übersehen und alle einzelnen Gegenstände ihrer Reihefolge nach aufgefaßt hat, dann muß man vor Sonnenaufgang aufbrechen, der Mauer entlang gehen, welche bis unten an die Stadt sich hinabzieht, hier sich zu Pferde setzen und die Richtung nach den Fällen des Montmorency über das Indianerdorf Loretto einschlagen. Nachdem man vorsichtig die schlecht gepflasterten, engen Straßen zurückgelegt hat, kommt man an eine breite, schlechtgebaute Holzbrücke, die über den Wolfs-Cove führt, der bei niedriger Ebbe fast ganz trocken ist; dann aber wird der Weg gut und eben, und ohne anhalten zu müssen, kann man bis zu dem

Hügel traben, an deſſen Fuße das Indianerdorf liegt. Obſchon es ganz in der Nähe einer großen Stadt ſich befindet, ſo haben doch die Bewohner ihre einfachen Sitten bewahrt. Ihre Hütten haben eine pyramidenähnliche Geſtalt, beſtehen aus drei oben zuſammengefügten Pfählen, und ſind mit Fichten- und Birkenrinde bedeckt; im Winter haben ſie vielleicht andere Wohnungen. Als ich in eine dieſer Hütten eintrat, bot mir der Bewohner Piroguen, Pagayen und Segel an; ferner Schlittſchuhe, Degenkoppel und Mocaſſins. Nie ſah ich ſo friedliche und geſprächige Indianer, als dieſe Bewohner der Dörfer Loretto und Point-Levi. Einen Theil ihres Lebens bringen ſie damit hin, um in den Seen, welche die Abgründe des Gebirges füllen, Biber zu fangen; aber dieſe Thiere werden von Tage zu Tage ſeltener, und es gehört eine Geduld dazu, deren nur ein Indianer fähig iſt, ein Dutzend Stunden unbeweglich am Waſſer zu ſitzen und nun zu warten, bis es einem Biber gefällig iſt, hervorzukommen. Es iſt übrigens ausgemacht, daß ſie das einmal zum Vorſchein gekommene Thier nie verfehlen, und das Fell iſt werthvoll genug, um den Indianer überflüßig für ſeine verlorene Zeit, deren Werth er ohnehin nicht zu würdigen weiß, zu entſchädigen. In dem Dorfe Loretto befindet ſich eine kleine katholiſche Kirche.

Wenn man den Weg nach den Waſſerfällen wieder einſchlagen will, ſo ſteigt man den Hügel wieder hinab; zu beiden Seiten liegen ziemlich gut bebauete Felder und man überſieht den Fluß zur Rechten bis zur Orleans-Inſel. Das Dorf Beauport, welches man berührt, beſteht aus zum Theil ſehr hübſch aufgeführten hölzernen Gebäuden; die Gärten ſind mit Obſtbäumen bepflanzt, und durch die Straßen rieſelt ein Bach.

Wenn man Beauport verläßt, ſo ſteigt der Weg allmälig gegen die Abrahamshöhen an, und nicht ohne tiefe Bekümmerniß betrat ich dieſe Ebene, die der Schauplatz einer blutigen

Schlacht und eines schrecklichen Gemetzels war, welches auf die Niederlage der Französischen Waffen folgte.

In einiger Entfernung von dem Montmorency-Flusse läßt man sein Pferd in einem Gasthause, das mit jenen in den französischen Dörfern sehr viel Aehnlichkeit hat, und in welchem eine arme Wittwe den Reisenden freundlich empfängt, während der Sohn das Thier abzäumt und ihm Futter giebt. Von hier aus folgt man einem sich windenden Pfade, der bis an den Fluß geht, über welchen eine Brücke geschlagen ist. Ist man über diese gelangt, so muß man dem Eigenthümer des Feldes, „weil man die Erndte auf dem Felde zu Schanden tritt", eine Kleinigkeit geben, und hat von hier aus die schönste Aussicht auf die Fälle und eine weit ausgedehnte Landschaft. Der Wasserfall des Montmorency bildet neben spitzigen Felsen anfangs einige Stromschnellen, und stürzt sich dann von einer Höhe, die sich auf zweihundert und vierzig Fuß belaufen mag, senkrecht in einen schäumenden Abgrund, aus welchem sich graue, vom Wasser abgespülte Felsen erheben. Seine Breite beträgt nicht viel über hundert Fuß, aber die Höhe ist so beträchtlich, daß das Auge die unten befindlichen Zuschauer kaum erkennen kann; in dem freien Raum, den der Fall läßt, stehen hinter ihm Tuyas, welche den feinen Wasserstaub in ihren grünen Zweigen auffangen. Einige Fuß über dem Boden theilt ein Granitblock, der die Form eines Zuckerhutes hat, diese weiße Wassermasse in zwei geordnete Cascaden, deren jede ihren eigenen Dampfschleier bildet. Der obere Theil treibt eine Mühle, die auf Pfeilern steht, und mit einer Kühnheit hieher gebaut ist, die einen schaudern macht.

Von hier aus sah ich die Ueberbleibsel der Verschanzungen, welche die englischen Truppen im Jahre 1759 an diesem Ufer aufgeworfen hatten. Zuerst stützten sie sich auf die Orleans-Insel, die dem Wasserfalle des Montmorency gegenüber in einer

Entfernung von mehreren Lieues ſich ausdehnt. Ihr General Wolf, der ſich den Angriff auf dieſe von Montcalm vertheidigten Höhen vorbehielt, ſchickte den General Morickton nach Point-Levi, wo er ſich feſtſetzen ſollte, weil es Quebek gegenüber liegt, und er von hier aus bequem gegen die Stadt agiren konnte. In der Nacht kam Wolf mit ſeinen Truppen von der Orleans-Inſel an, ſchiffte ſie am Fuße der Waſſerfälle aus, und warf ſchnell am linken Ufer eine Batterie auf; General Morickton ſeinerſeits ſetzte in Booten über den Fluß, und bewerkſtelligte, obſchon unter vielen Gefahren, mit Hülfe der Dunkelheit ſeine Ausſchiffung ebenfalls. Dreizehn Compagnien Grenadiere kamen zuerſt an und ſtürzten auf die franzöſiſchen Batterien los, ſie wurden aber zurückgeſchlagen, verloren fünfhundert Mann und gaben ihr Unternehmen auf. Das geſchah um dieſelbe Zeit, als Wolf, die Wachſamkeit Bougainville's, der die engliſche Flotte beobachtete, täuſchend, mit dem ihn den ganzen Feldzug über begünſtigenden Glücke, ſich an dem ſeinen Namen tragenden Bache (Wolfs-Cove) ausſchiffte, und eine vortheilhafte Stellung wählte. Fünfzehnhundert franzöſiſche Scharfſchützen ſuchten vergeblich, ihn zu vertreiben; allein die Uebermacht war zu groß; nach zweiſtündigem furchtbaren Gefechte war die Schlacht entſchieden und beide commandirende Generale wurden tödtlich verwundet. Wolf ſtarb im Angeſichte ſeiner ſiegreichen Truppen, und wenn Montcalm nicht daſſelbe konnte, ſo ward ihm wenigſtens der Troſt, daß er ſeine Niederlage nicht überlebte. Dieſer Tag heißt noch: „Der Tag auf den Abrahamsebenen".

Am Fuße dieſer Waſſerfälle fand der erſte Angriff Statt, und in einer Entfernung von etwa vier Lieues konnten die Canadier dieſes Schauſpiel betrachten, das über das Schickſal ihres Landes entſchied. Von der Höhe des Falls zur Linken ſieht man, wie die Ebenen ſich am Horizonte verlieren bis an die Gebirge

von Sainte-Anne und de la Tourmente. Der mehr als eine engliſche Meile breite Fluß wird von der Orleans-Inſel begrenzt, rechts liegen die niedrigen Prairien, auf welchen das zweite Gefecht geliefert ward, und bilden eine weite Fläche bis nach Wolfs-Cove. Den Hauptpunkt dieſes Gemäldes aber bildet die rund um den Berg gruppirte majeſtätiſche Stadt, mit ihren Straßen, Mauerzinnen, die ſie umkränzen wie ein Turban, und das Cap Diamond, das wie eine Reiherfeder darüber emporragt. Die Sonnenſtrahlen fallen funkelnd auf die Giebel der Häuſer, auf die Spitzen der Thürme, die langen Reihen der Kaſernen; auf dem andern Ufer ſieht man Point-Levi, und eine zahlreiche Flotte ruhet im ſichern Hafen, noch ganz geſchwärzt von dem Eiſe von New-Foundland und den Stürmen des Miramichi. Der Mont de la Tourmente, der einen Pendant zu dieſem lebendigen Gebirge bildet, erſcheint durch die düſtere Färbung ſeiner mit Wolken bedeckten Abhänge als ein treues Bild des alten Canada; und wetteifert an Größe und wilder Majeſtät mit dem Cap Diamond, wo Menſchenhände ein ſo gewaltiges Denkmal ihrer Kraft errichtet haben.

Als ich an der Brücke von Wolfs-Cove ankam, ging mein durch das Schießen der ewig exercirenden Soldaten ſcheu gewordenes Pferd mit mir durch; Häuſer und Straßen flogen vor mir vorüber, wie ein flüchtiger Traum und in wenigen Minuten befand ich mich auf der Esplanade, wo mein Pferd anhielt. Von hier betrachtete ich noch einmal mit Bewunderung dieſe Ebenen, Wälder und Gebirge, die ich eben verlaſſen hatte, und in welchen ich noch umher zu irren glaubte, ſo gewaltig war das Thier fortgerannt.

Point-Levi iſt ein amerikaniſches Quartier auf dem rechten Ufer des Fluſſes und liegt am Fuße eines hohen Hügels; Man findet dort Hotels mit hübſchen Gallerien und Gärten, von wel-

chen herab man die ganze nach dem Waſſer zu liegende Seite von Quebek ſehr gut überſehen kann. Hier wohnen die meiſten Anglo-Amerikaner, und alle halbe Stunden fährt ein Dampfboot über den Fluß. Das Indianerdorf Point-Levi liegt einige engliſche Meilen weiter im Innern.

22.

Akadien.

Die engliſche Regierung in Quebek betrachtet alle Fremden, und namentlich die Franzoſen mit dem größten Mißtrauen; und Jeder, der die Befeſtigungswerke des Cap Diamond beſehen will, bedarf dazu, wie ich ſchon einmal bemerkt habe, eine ausdrückliche Erlaubniß des Gouverneurs, und dabei wird man überall von Schildwachen beobachtet und von Soldaten verfolgt. Ich befand mich an einem ſchönen Julitage auf der Esplanade und ließ meinen trunkenen Blick über die ungeheure Bai ſchweifen, die noch von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet ward, während die Kämme der Gebirge ſchon längſt mit Dunkel umhüllt waren. Welch ein entzückendes Schauſpiel zu meinen Füßen! Die Dampfboote nach Montreal lagen bereit, und eines derſelben ſollte mich aus der Hauptſtadt Nieder-Canada's auf immer entfernen; ich ſtand da, in ſtummer Anſchauung verloren, und ſuchte die Ideen zu ſammeln, welche die Spuren einer nun vergeſſenen Geſchichte und einer vernichteten Macht in mir hatten aufkeimen laſſen. Wenn man im Begriff iſt, einer entfernten Stadt auf immer ein Lebewohl zu ſagen, dann empfindet man, ſo gleichgültig dieſelbe auch ſein mag, oft eine Art von Betrübniß, und der letzte flüchtige Blick auf die Orte, die man am Abend vorher noch beſucht hat, macht mehr Eindruck auf unſer Gemüth, als alle vorhergegangenen Empfindun-

gen'; denn jetzt verschwinden alle Einzelnheiten, und die Erinnerung schwellt das Herz des Reisenden.

Ich befand mich also auf der Esplanade, meinen Träumereien nachhangend und in Bewunderung verloren. Um mich her, der ich selbst noch nicht lange die Universität verlassen hatte, waren Studenten, die aus dem Hörsaale kamen. Sie waren wunderlich gekleidet, und trugen ungeheure große schwarze Strohhüte, große Mäntel mit rothen Vorstößen, einen indianischen Gürtel von buntfarbiger Wolle, und große, mit Lederriemen zugebundene Schneestiefeln. Die lustige Gruppe spielte und rauchte; es waren junge Leute, einfach und frölich, die nichts kannten als ihre Gebirge und ihren großen Fluß, Leute, für die Europa, mit seinen volkreichen Städten ein Traum war, wie für uns jene amerikanischen Länder, von denen wir in unsern Gymnasien leider so wenig lernen. Als sie auf den Glockenschlag in ihre Hörsäle zurückgegangen waren, lehnte ich mich an eine Kanone und fing an zu zeichnen. Neben mir stand ein langer englischer Corporal, guckte mir unablässig über die Schultern, und verschlang mit seinen großen, weit aufgesperrten Augen jede Linie, die ich in mein Tagebuch zeichnete. Wie ein Schatten war der Mensch an mich gebannt, folgte allen meinen Bewegungen, ohne doch zu wagen, mich in meiner unschuldigen Beschäftigung zu stören, und schwebte zwischen dem Befehl, den er erhalten hatte und zwischen dessen Vollziehung. Er redete mich an, aber ich that, als verstände ich ihn nicht, und gab mich für einen Spanier aus. Während er nach seinem Posten zurückging, wahrscheinlich, um einen Unteroffizier aufzusuchen, der gelehrter wäre als er, verfolgte ich ruhig meinen Weg den Wall entlang, und als der eifrige Diener zurückkam, fand er Niemand mehr. Das gab eine große Unruhe in der Wachtstube, ich aber war schon am Bord der „Dame du Lac," wo mich ein anderes Schauspiel erwartete.

Waverley und die Lady of the lake waren zwei miteinander concurrirende Dampfboote, und fuhren zu derselben Zeit. Marktschreier machten sich am Bord der beiden Fahrzeuge die Passagiere streitig; der eine hatte sein Seil von der Spitze des Mastes bis in die Schornsteine des Dampfbootes ausgespannt, und producirte, obschon die Wellen hoch gingen und der Wind ziemlich stark wehte, so halsbrechende Künste, wie man sie sonst nur in den elysäischen Feldern in Paris und im Londoner Vauxhall sieht; auf dem andern sah man Schlangen- und Froschesser, neben ihnen chinesischen Jongleurs, welche ein Schiff der ostindischen Compagnie hier nebst Thee und Porzellan ausgeladen hatte. Es war ein arger Tumult und große Lustigkeit hier am Bord, und man hätte nicht auf einem Schiffe sich zu befinden geglaubt, wenn nicht die flatternden Wimpel den Reisenden daran erinnert hätten. — Um Mitternacht war Alles bereit, unsere Gaukler vergaßen ihre Eifersucht in einer Taverne, franc amis genannt, und man hörte nichts mehr als das Plätschern der Räder von unsern Dampfbooten. Diese hatten gewaltige Ladungen eingenommen, und während des Sturmes, der uns in der Nacht mitten auf dem Saint Pierre-See überfiel, glaubten wir jeden Augenblick, sie würden auseinander krachen; die Wellen warfen uns von einer Seite auf die andere, das Boot erdröhnte, die Gefahr war augenscheinlich, allein der Schlaf ist das beste Gegenmittel für Furcht, und er ward uns ein lindernder Balsam.

Wir kamen nach Trois-Rivieres, und nach einer acht und vierzigstündigen unangenehmen Fahrt erblickten wir endlich das Gebirge und die engen Gassen von Montreal wieder. Nach einem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt, die dem Reisenden mehr Annehmlichkeiten und Zerstreuung gewährt, als man auf den ersten Blick glauben sollte, nahmen wir unsere Richtung nach

dem Champlain-See zu, über die Prairie und Saint John, durch das sogenannte Akadien.

Jedermann weiß, daß die zwischen der Fundy-Bay und dem Busen des St. Lorenz liegende, von Cabot entdeckte Halbinsel den Namen Akadien vom Florentiner Verazani erhielt; weniger bekannt sind aber die unerhörten Grausamkeiten und tyrannischen Mittel, welche die Engländer anwandten, um die alten Bewohner und französischen Eigenthümer zu zwingen, ihr neues Vaterland zu verlassen. Als endlich diese Provinz durch die eindringliche Beredsamkeit der Bayonette geräumt war, nannte man das Land Neu-Schottland, und die akadischen Pflanzer, ohne Asyl umherirrend und immer von den tyrannischen Siegern zurückgestoßen, verbreiteten sich nun am rechten Ufer des St. Lorenz. Ihre Abkömmlinge führen noch jetzt den Namen Akadier und wohnen in den Dörfern St. Johns und la Prairie.

Der Anblick dieses kalten und undankbaren Landes, so wie der Bewohner desselben, ist für den Reisenden nicht sehr anziehend. Ueberall sieht man nur Getreide- und Kartoffelfelder. Die Wohnungen haben meist ein trauriges Aussehen, und der große Reichthum des Landes scheint in Viehheerden zu bestehen. Ich kann die Sitten der Akadier und ihrer Landsleute nicht besser bezeichnen, als wenn ich sie mit denen der alten Normannen vergleiche, deren Plünderungen und Raubsucht, so wie kriegerische Wuth ihnen jedoch abgeht. Uebrigens sind die Akadier eben so gute Seeleute als Ackerbauer. Ist die Erndte eingesammelt, so bauet der Familienvater seine Goelette (so heißen hier alle Fahrzeuge) die mit Hülfe seiner Hausgenossen bald fertig ist, ladet in dieselbe seinen ganzen Vorrath Früchte sowohl, als Vieh; die ganze Familie steigt mit hinein, der Pflanzer ergreift das Steuerruder, zieht sein Segel auf, und die kleine aka-

diſche Colonie ſchwimmt nach der öden Küſte von New-Foundland, verkauft hier die Erndte, nimmt friſche Fiſche ein, und bauet im Herbſte eine neue Hütte. So hat der Akadier, Canadier oder Franzoſe in dieſem Klima gelernt, was er in der Heimath nicht vermag, die ein glücklicheres Klima hat; er hat eine unwiderſtehliche Begierde, ſeinen Wohnſitz zu verändern, Alles zu unternehmen und in ein und demſelben Jahre Ackerbauer, Seemann, Zimmermann und Fiſcher zugleich zu ſein. Dabei hat er die muntere Fröhlichkeit, die unſere Bauern charakteriſirt, eingebüßt, ſeine kräftigen Glieder jedoch, ſeine Ausdauer, die Kraft, mit welcher er Entbehrungen aller Art ertragen kann, ſind ganz eines alten Franzoſen würdig; ſein ernſtes, oft trübes melancholiſches Geſicht, bezeichnet einen Menſchen, der nie las oder ſpekulirte, wohl aber gefühlt und Manches im Leben erfahren hat. In Canada müſſen die Franzoſen ſich umſehen, wenn ſie wiſſen wollen, was Gallien war, als noch dichte Wälder und wenige Flecken und Dörfer es bedeckten; ſo wahr iſt es, daß das Klima allmächtig auf unſere Organiſaton wirkt.

La Prairie iſt ein ziemlich bedeutendes Dorf, auf dem rechten Ufer des St. Lorenz, etwa eine Meile von Montreal entfernt; aber man gbraucht mehrere Stunden, um über den hier ungemein reißenden Fluß zu ſetzen. Das Boot kämpft gegen das Waſſer, welchs hier ſchreckliche Wirbel bildet, oftmals ſieht es ganze Stunden wie angebannt ſtill, ohne auch nur einen Schritt weiter zu kommen, und die Paſſagiere haben hinlänglich Muße, ihre Blicke auf Montreal verweilen zu laſſen, und ſich über die grünen Waldungen des Gebirges zu freuen und die ſchlanken gothiſchen Thürme der Kathedrale.

Bei Sonnenuntergang erblickte ich den Kirchthurm von St. John, der viereckig iſt, aber ohne beſondere Verzierungen; er gleicht einer arabiſchen Ruine aus dem hohen Alterthume.

Eine halbe Stunde lang folgten wir dem Ufer des Chambly, Sorel, Saint John oder Richelieu, denn der Fluß führt alle dieſe Namen. Seine Stromſchnellen (die übrigens wegen der Unebenheit des Bodens in ganz Canada ſehr häufig ſind) murmeln angenehm, und ihr Geräuſch vermiſcht ſich mit dem Geſange der Vögel, die in den ſumpfigen buſchigen Ufern des St. John zahlreich ſind. Am Horizonte erblickt man noch zwei oder drei Gipfel der montagnes de bel oeil und Boucherville, in weiter Entfernung vom öſtlichen Ufer. Eine ſchlechte Holzbrücke verbindet die beiden Flüſſe und führt zu der Kaſerne der engliſchen Truppen. Die Einwohner des alten Dorfes St. John haben aufs allergenaueſte Sprache ſowohl als Sitten der erſten Pflanzer beibehalten, und corrumpiren alle engliſchen Wörter deren ſie ſich bedienen.

Auf dem Marſche des Generals Montgomery gegen Quebek war dieſes Dorf ein ſehr wichtiger Punkt, und es ſtand hier ein Fort, welches der amerikaniſche Commandant, vom General Schüler unterſtützt, während der Nacht angriff. Die Huronen wollten ſich den Fremdlingen widerſetzen, wurden aber mit Verluſt zurückgeworfen und verſchwanden in ihren Wäldern. Dennoch bedurfte es einer fünf und vierzigtägigen regelmäßigen Belagerung und man mußte Laufgräben bis dicht an daſſelbe hinanführen. Die Garniſon beſtand aus fünfhundert Engländern und zweihundert Canadiern, welche das Fort endlich mit Kanonen, Mörſern und Vorräthen verließen. Gegenwärtig dient das Fort, das nur noch ein kleiner viereckiger Pavillon iſt, und mit Palliſaden und trockenen Gräben umgeben, einer Compagnie engliſcher Grenadiere zur Kaſerne; am Ufer befindet ſich ein Platz zum Einſchiffen, ebenfalls mit Palliſaden verſehen, wo ein kleiner Kutter liegt, der zuweilen bis in den Champlain-See kreuzt.

Hier

Hier, beim Beginne des Champlain-Sees hört der Theil von Canada auf, welcher die Theilnahme des französischen Reisenden vorzüglich in Anspruch nimmt. St. John war das letzte Dorf, wo ich französisch sprechen hörte, und Bauern in einer Schenke zechen sah, die ihren Ochsen ein Kummet aufgelegt hatten, das ich dem einfachen, in den Vereinigten Staaten gewöhnlichen Geschirre bei weitem vorziehe. Hier ist der Pflanzer noch aberglaübisch und unwissend, er fragt Euch, ob Frankreich eine schönere Stadt als Quebek, ob die Domkirche in Montreal nicht die schönste in der Christenheit sei, und ob der nächste Weg nach Rom nicht über Illinois und Mexico führe. Das beweiset jedenfalls, wie ununterrichtet diese Leute sind. Allein ist es nicht besser, auf Reisen Leute zu finden, welche unsere Sprachen reden, gut, gastfreundschaftlich, zuvorkommend sind, namentlich, wenn man ein paar Stunden weiter den finstern, unterrichteten, phlegmatischen Amerikaner antrifft, der wenig oder gar nicht sich mittheilt, es am anständigsten hält, nicht zu sprechen, und alle seine Gedanken auf den Rauch seiner Cigarren, oder zu dem Käuen eines Stücks Stockfisch zu verwenden? Canada ist kein angenehmer Aufenthalt; in den großen Städten soll ein sehr empfehlenswerther Ton herrschen, die Landschaften aber sind wegen des strengen Klima's und des einförmigen Anblicks der ewigen Fichten meist düster und langweilig. Der St. Lorenz freilich und die Seen bieten einen erhabenen Anblick, und die Gebirge sind hier wie überall imposant, man findet des Pittoresken die Fülle, unter tausendfachen Gestalten, allein bei alledem liegt auf dem Ganzen etwas, das die Seele drückt; das Land ist ein erobertes; die Rothröcke langweilen sich in der Colonie, deshalb sind sie barsch und abstoßend, und die Eingebornen stehen mit ihnen nur in geringem Verkehr, und bei den Colonisten findet man nicht, wie in den Vereinigten Staaten,

Wetteifer nach improvements (Verbesserungen). In Canada muß einem das Leben lang werden, und in der That, wie kann man sich wohlbefinden in diesem undankbaren Lande, das kaum von den glühheißen Strahlen der Augustsonne ausgedörrt, im Oktober schon wieder mit einer Schnee- und Eisdecke überzogen ist? Spanische Reisende, die mit uns waren, und an eine andere Vegetation gewöhnt, kehrten gänzlich um in Montreal, wegen dieser Granitfelsen und kahlen Gipfel, und wäre ich nicht Franzose, und begierig gewesen, zu sehen, wie es sich mit unseren alten Landsleuten verhält, so wäre ich sicher nicht bis jenseits des Ontario-See's gegangen.

23.

Der Champlain-See.

In den dürren Ebenen des nördlichen Mexico, die hier und da von einem klaren Bache durchrieselt werden, an welchem die Karavanen und die Indianer sich lagern, etwa wie die Araber der Wüste an den Brunnen in den Oasen, streicht selten ein Wind über das Gras der Steppen oder bewegt die grünen Wipfel der Sassafras-Bäume. Der immer blaue oder von weißgrauen Wolken leicht durchzogene Himmel wölbt sich über dem Haupte des Reisenden wie ein Azurdom, der ganze Horizont ist ohne Bewegung, Luftzug und Leben. In den westlichen Gegenden aber, die überall von Seen durchschnitten sind, von Flüssen und Bächen, weht ein unaufhörlicher Wind, der über das Wasser streichend, die Segel des Fischers oder die herabhangenden Blumen der Wasserpflanzen aufzusuchen scheint. So ist das waldige Land, das den Champlain-See umgiebt. Die Ufer des Richelieu-Flusses sind mit Weiden, Sycamoren und Akazien bedeckt, überall sieht man dorniges Gesträuch, das sich

um die großen Bäume ſchlingt und ein ununterbrochenes Laubgewölbe bildet. In vielen erblickt man einige beſſer als gewöhnlich bebaute canadiſche Felder, bis zur isle aux noix (der Nuß-Inſel), der letzte Punkt, den die Engländer beſetzten. Eine Batterie auf der Inſel ſelbſt, und eine andere weſtlich auf dem entgegengeſetzten Ufer, ein Hospital, eine Werfte, auf welcher die Regierung Schiffe bauen läßt, Palliſaden und eine zahlreiche Garniſon ſind Alles, was die Engländer mit großen Koſten in dieſer weiten Entfernung von Quebek und den andern canadiſchen Städten hier unterhalten, etwa zehn Meilen von dem armſeligen Dorfe St. John. Ein geſchmackvoll angelegter Garten gehört dem Kommandanten, am Landungsplatze ſteht ein chineſiſcher Pavillon, den ganzen Tag über hört man nichts als Trommelſchlag und Pfeifenton, und die Soldaten würden auf dieſer einſamen Inſel vor langer Weile ſterben, wenn man ſie nicht immer exerciren ließe, oder von Zeit zu Zeit einige Fahrzeuge dieſe tödtliche Monotonie unterbrächen. Als wir in den engen Kanal der von Kanonen beſtrichen werden kann, einliefen, brach ein furchtbarer Sturm los, die Schildwachen ſteckten den Kopf aus ihren Schilderhäuſern, während von dem Dache der Pagode Regenſtröme herabflutheten.

Wenn man ſich dem Champlain-See nähert, wird der Fluß breiter, die Ufer erheben ſich, und bald erblickt der Reiſende einen weiten Waſſerſpiegel, ſteile amphitheatraliſch ſich erhebende Gebirge und eine abgeſtufte Vegetation, von den Sumpfpflanzen welche das ruhige Waſſer des Sees beſpült, bis zu den verkrüppelten Eichen und Zwergtannen und Kriechmooſen. Der erſte Gegenſtand, der uns auf dieſem Ocean in die Augen fiel, war ein Segel, das allein zu ſchwimmen ſchien, ohne Kahn; es ſah aus wie ein Marsſegel von einem großen Fahrzeuge, deſſen Kiel aber wegen der großen Entfernung noch nicht ſichtbar iſt, und

doch waren wir höchstens zwei gute Pfeilschüsse von demselben entfernt. Erst dicht in seiner Nähe sahen wir, daß es eine aus Dammhirschfell gefertigte Pirogue war, so leicht und klein, daß der Indianer in derselben, seine Pagaye unter dem Arme, wenn er sich ausstreckte, sie allein ausfüllte; neben ihm lag ein Bogen, eine Art Köcher und ein Paquet Pelzwerk; die Pirogue tanzte an uns vorüber, und der Indianer lachte, als er uns staunen sah. Er wandte dann seinen Nachen so schnell um, daß wir alle zusammenfuhren, denn sein Fahrzeug lag ganz auf der Seite. Ich verglich dieses abentheuerliche, furchtlose Leben dieses Wilden mit der glänzenden, unruhigen Laufbahn großer Herren, und weiß nicht, wem ich den Vorzug gab; aber die Pirogue war schon verschwunden.

Von allen amerikanischen Seen ist der Champlain-See in Europa vielleicht der berühmteste, und in der That, er hat auf seinem Gewässer und in den Ebenen welche die Gebirge von Vermont durchschneiden, Gefechte gesehen, wegen welcher er diese Berühmtheit wohl verdient. Die beiden großen Inseln, welche sich von dem Nordostende des See's bis zum Flusse Savanak und der Insel Valcoor erstrecken, müssen vortrefflich zur Jagd sein; die frischen grünen Wälder bestehen aus eitel Nußbäumen und blühenden Gesträuchen, oder Stauden mit lieblichen Beeren. Mit dem ersten Strahle der Morgenröthe schweben die Raubvögel von den Gebirgen herab, und schweifen den Tag über zwischen den Inseln South- und North-Hero umher, und nicht selten sieht man Ziegen oder canadische Rennthiere von einer Felsenspitze mitten in eine Bucht hinabfallen, wo das Wasser sie verschlingt. Tiefe Ruhe herrscht auf diesem schönen See, der Himmel spiegelt sich mit seinen Wolken und lieblichen Abendtinten auf ihm wieder, die Reiher und Kraniche strecken ihre Köpfe aus den Binsen hervor, das Wasserhuhn gluckt und verschwin-

det in Gesträuchen, der Otter schwimmt ruhig durch das Wasser und hält sich so tief, daß man kaum seinen schönen Pelz zu sehen bekommt. Mitten in dieser Natur, die von allen diesen Thieren belebt wird, herrscht tiefe Ruhe, man fühlt sich glücklich und zufrieden, wie wenn der Mensch nie glücklicher wäre, als wenn er recht weit von seines Gleichen entfernt ist, und doch kann man sich nicht von dem Gedanken trennen, wie herrlich es wäre, wenn man neben sich ein lebendes Wesen hätte, dem man seine Gefühle mittheilen könnte.

Da ist Plattsburg! Kennen sie die Schlacht von Plattsburg? rief mir plötzlich ein Philadelphier zu, und störte mich aus meinem tiefen Sinnen, indem er mir das Schlachtfeld zeigte und den Sieg der amerikanischen Milizen über die königlichen Truppen Großbritanniens erzählte. So unangenehm mir diese Unterbrechung gerade jetzt war, so konnte ich doch nicht umhin, der genauen Kenntniß, die jeder Amerikaner von der Geschichte, und namentlich von der Geographie seines Vaterlandes hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, um so mehr, da sie als junge Leute nicht Dutzende von Jahren sich aus einer Schulklasse in die andere schleppen. Plattsburg gegenüber, in der Cumberland-Bay, erwartete der Commodore Mac Donough mit seiner kleinen Escadre die Ankunft der feindlichen Schiffe; in zwei Stunden war alles beendigt, das Fahrzeug, welches der englische Kapitain befehligte, bekam hundert Kugeln in den Kiel, und der Saratoga neun und funfzig. Zur Belohnung für diesen Sieg erhielt Mac Donough vom Staate Vermont zweihundert Acres Land. Die Canadier, zu Schlachtopfern des Ehrgeizes der Engländer auserkoren, vertheidigten sich mit einem Muthe und einer Hartnäckigkeit, die eines bessern Schicksals würdig waren. Die Amerikaner steckten die Flottille in Brand, und nur wenige kamen mit dem Leben davon. Uebrigens zeigte sich die britische Regierung sehr groß-

muthig gegen die canadiſchen Milizen, und ein jetzt noch lebender Capitain, der durch ſeine Tapferkeit ſchon im ſechszehnten Jahre ſich das Commando über eine Companie erwarb, bezieht noch jetzt eine jährliche Penſion von tauſend Dollars.

Plattsburg liegt am Ufer des Savanak, oberhalb der Fälle, welche dieſer Fluß bildet, ehe er in den See fällt. Die ſteilen Ufer ſind mit Forts und Wällen bedeckt, um die Stadt zu vertheidigen, auch ſieht man in der Umgegend viele Trümmer alter Redouten, und Spuren von der Schlacht, die auf der Ebene, dicht am Ufer des Sees im Angeſichte der beiden Escadres geliefert ward.

Burlington iſt eine niedliche Stadt im Staate Vermont, im Hintergrunde einer Bay, die von ihr den Namen führt. Sie hat einen Hafen, beſitzt mehrere Handelsſchiffe, die unter den Gebirgen, wodurch ſie vor dem Winde gedeckt ſind, dahin rudern, oder mit ihren dreieckigen Seegeln um die vielen Vorgebirge und Halbinſeln ſchiffen, welche hier das vortretende Land bildet. Wenn man die Hügel welche die Stadt beherrſchen, erſtiegen hat, ſo hat man die aufblühende Stadt zu ſeinen Füßen, überſieht alle Straßen, die in die See einſtrömenden Flüſſe, und ſchauet man weiter, ſo erblickt man nichts als ein Labyrinth von Inſeln, die mit ſo ſchlank emporſtrebenden Fichten bedeckt ſind, daß einſtmals ein Fahrzeug Feuer auf eine derſelben gab, weil es ſie für ein vor Anker liegendes Fahrzeug hielt; ſeit der Zeit hat dieſe Inſel den Namen Sloop-Eiland behalten.

Wenn man Burlington verlaſſen hat, bildet der See noch einmal eine weite Bucht, und wird dann allmälig wieder enger, bis nach Crown-Point, das vielleicht der bewundernswürdigſte Punkt in dieſem ganzen Theile von Amerika iſt, welches doch ſo viele vortreffliche Anſichten darbietet. Die gleich den Blättern mit Krone eingeſchnittenen Gebirge bilden ein ungeheures

Amphitheater, und erheben sich stufenweise bis in die Wolken. Ich erblickte dieses erhabene Schauspiel beim Anbruche des Tages, die Dünste lagen fest um die dürren Hügel, während die Sonnenstrahlen zwischen den Bäumen der Inseln durchschimmernd, auf dem Thaue funkelten, den Dampf in der Luft vergoldeten, und sie allgemach zerstreuten. Ein leichter Wind erhob sich, und trieb das zerrissene Gewölk vor sich her, das den Wollenflocken glich, welche die aus dem Walde herausziehenden Schafe an den Dorngesträuchen hangen lassen, — und bald lagen ie Gebirge hell und klar vor mir.

Cown-Point hat eine zu vortheilhafte Lage, als daß man es in der Kriegszeit nicht hätte befestigen sollen, wo jede Erhöhung des Gebäudes in eine Redoute, jeder Engpaß in einen Posten verwandelt wurde. Es ist unnütz, alle die Bastionen, Gräben, u. s. w. zu beschreiben, denn sie sind an Ort und Stelle selbst schon halb verfallen, und werden von Niemand beachtet, weil die großartige Ansicht der Gebirge Aller Blicke auf sich zieht. Uebrigens ward hier in der Nähe ebenfalls ein Treffen auf der See geliefert, das weder so blutig, noch auch so entscheidend war, als das von Plattsburg. Zwei Briggs, eine Golette und ein Sloop, nebst einigen Galeeren und bewaffneten Schaluppen — daraus bestand die ganze amerikanische Flotille; während der Feind ein Schiff von acht und zwanzig Kanonen hatte, zwei Goeletten und einige zwanzig kleinere Fahrzeuge, meist mit flachem Boden, aber alle mit Kanonen besetzt, deren Kaliber jenes der amerikanischen Kanonen bei weitem überwog. Der Commandant Arnold kämpfte vier volle Stunden gegen die Engländer; als er Chimney-Point umsegeln wollte, um in die Bucht von Crown einzulaufen, umringten ihn die platten Fahrzeuge, er ward von allen Seiten angegriffen, und der Rest seiner Escadre gewann die Höhe des Sees, während

er wie ein Verzweifelter so lange kämpfte, bis sein Schiff Feuer fing.

Dann erschienen vor uns die Gipfel der Mounts Hope, Independence und Defiance, deren Geschichte mit der Festung Ticonderoga in Verbindung steht. Man landet im Angesicht des alten Forts, und muß den Hügel hinansteigen, auf welchem es erbaut ist. Der Weg ist sandig, und führt unter Akazien durch. Diese Ruinen sind die merkwürdigsten des Sees; schon von weitem erblickt man die halbverfallenen Schornsteine. Die Vorderseiten der Mauer sind mit Schlingpflanzen bedeckt und die Keller dienen unsauberm Gewürm zur Wohnung, das jetzt in diesen vormals prächtigen Gebäuden, deretwillen so viel Blut vergossen ward, allein Besitz genommen hat. Den Fuß der Wälle bespült der See; auf der Landseite werfen große Akazien ihre Schatten auf diese herrlichen Ruinen. Im Norden erscheint der Berg Hope, wo die Engländer unter der Anführung Burgoyne's standen. In einiger Entfernung sieht man auch den spitzen Felsen, auf welchem der erste englische Soldat mitten aus dem rechten Flügel, der ganz ruhig marschirte, herausgeschossen wurde. Diesem einzigen Flintenschusse antwortete die ganze Linie durch ein allgemeines Abfeuern. Die Amerikaner jedoch feuerten dreimal ab, ohne dazu Befehl gehabt zu haben. In diesem Scharmützel ward Niemand getödtet, und beide zogen sich zurück. Auf der Seite der französischen Linien, die sich auf der Höhe der Gebirge in der Richtung nach dem Georgs-See zu befanden, sieht man noch Ueberbleibsel von Festungswerken.

Auf der vordersten Spitze senkrecht über dem See, stehen noch Mauerwände, die etwa zehn Fuß Höhe und sechs Schießscharten haben. Dieses war die sogenannte Grenadiers-Battery, die jetzt von Felsengerölle verschüttet oder mit Gesträuch und Schlingpflanzen bedeckt ist.

Der Berg Defiance, den die Engländer mit ihrer Artillerie besetzten, liegt achthundert Fuß über dem Wasserspiegel; um hinaufzukommen, mußten sie sich einen Weg bahnen, der eine gute englische Meile lang ist; und von dieser vortheilhaften Stellung schossen sie die Citadelle Ticonderoga zusammen.

Mitten in diesen Gebirgen erscheint der Berg Independence, der durch einen kleinen Arm von Champlain getrennt wird, und seine Felsenkette bis nach White-Hall ausdehnt. Eine mit mehr als vierzig Kanonen bedeckte Batterie lief im Zickzack dem Ufer entlang, und auf der Westseite lag die Horseshoe-Battery oder Hufeisenbatterie, von der man ebenfalls noch Mauern sieht. In der Bay, im Osten des See's, mußte der amerikanische Commodore Arnold auf den Strand laufen, um dem englischen Geschwader zu entkommen. Die Rumpfe der Fahrzeuge blieben bis zum Ende des Krieges unversehrt, auch zog man mehr als vierhundert Kanonen an verschiedenen Stellen des See's sowohl, als auf dem Lande ans Tageslicht, die meisten aber waren von den Engländern vernagelt.

24.

Der Georgs-See.

Die alten französischen Linien (Old-French Lines), welche sich um die Höhen von Ticonderoga herumziehen, sind nichts anderes, als Ueberbleibsel der Fortificationen von Montcalms Lager, dessen Bewegungen uns Cooper in seinem letzten Mohikaner so vortrefflich geschildert hat. Wenn man von der Festung Ticonderoga herabsteigt, so verschwindet der Champlain, der sich wie ein Crocodil verlängert, dessen Füße die Landzungen und dessen Schuppen die Inseln bilden; kaum sieht man noch in der Ferne seinen unregelmäßigen Lauf sich durch die Gebirge von Vermont, Canada und New-York schlängeln; und allmälig

verliert er ſich in langen weißen Hügeln in den Düften des Horizonts. Die Hügel, auf welchen man unter dem Schatten von Akazien den Weg weiter verfolgt, ohne Unterlaß von dem Geſange der Vögel umtönt, bilden eine Hochfläche, die jedoch auf allen Seiten von Bergen überragt wird, und von wunderlich gezeichneten Piks, die den herrlichen Georgs-See einſchließen. Ein Fluß, oder beſſer, ein kleiner Arm des Champlain, bricht durch die Felſen, welche mit ſchlanken Rothfichten, Cedern und Geſträuch bedeckt ſind, und ſtürzt ſich, einen ziſchenden Fall bildend, in dieſes zweite Waſſerbecken.

Wer in ſeinen Jugendjahren, wo eine feurige Einbildungskraft mit Begierde den Schilderungen ferner, weit entlegener Gegenden folgt, ſich die wilden Bewohner derſelben denkt, bei der Lektüre eines Cooperſchen Romans geträumt hat, und ſich im Geiſte alle die phantaſtiſchen Bilder dieſer unbekannten Gegenden ausmalt, der wird, wie excentriſch-großartig er ſich den Schauplatz auch ausgemalt hat, welcher Zeuge von den Thaten des Falkenauges war, alle ſeine Träume hier am Ufer des Georgs-See verwirklicht ſehen, und eine rein amerikaniſche, durchaus eigenthümliche Natur finden. Seine Träume werden ihn nicht erhoben haben über die gewaltige Verſchiedenheit, welche die Ufer des Horican darbietet, denn dieſen wilden Namen hat eine barbariſche Civiliſation dem See geraubt, um ihn in die Königliche Benennung, Georgs-See, umzuwandeln.

Es kann ſelbſt zwiſchen den Wendekreiſen, wo die Wellen ſo ſanft gehen, daß der über Bord ſchauende Matroſe die Haifiſche unter dem Kiel durchſchwimmen ſieht, oder in den ruhigen Bayen der Inſeln unter dem Winde, kein reineres und klareres Waſſer geben, als das des Horican iſt. Alle die ſchroffen Gebirge ſpiegeln ſich wieder in dieſer weiten Fläche, die von einer Inſel zur andern fliegenden Vögel, die Schmetterlinge mit bun-

ten Flügeln, die an den Felsabhängen kriechenden Schlangen, alles malt sich auf dem sandigen Grunde des Sees mit einer wunderbaren Klarheit ab, und eben so erblickt man die in ungeheurer Menge sich in der Fluth tummelnden Fische. Wenn man eine Linie auswirft, so sinkt sie eine geraume Zeit lang, ehe sie das Muschelwerk auf dem Boden erreicht, das so nahe scheint, als könnte man es mit Händen greifen. Die Gebirge erheben sich wohl an tausend Fuß hoch über das Ufer und erglänzen in Azur und Purpur, wenn die Sonne ihre Marmorwände bescheint, wie die Schaale einer Schildkröte, ihre entfernten Gipfel erscheinen blau, wie die Wellen des mittelländischen Meeres, sie sind von tiefen Hohlwegen durchbrochen, und eine ungeheure Laubdecke breitet schattige Wölbung über die abgerundeten Kämme. Welches ist der Lauf des Sees? Wo sind Inseln und Ufer? Was sind das für Berge, die wie von Riesen übereinander geschichtet erscheinen? Beschäftige man sich, es zu erforschen und eine geebnete Bahn zu verfolgen, wenn um einen eine Welt von Poesie murmelt, fluthet, sich bewegt und funkelt.

Dem See dienen zwei regelmäßige Gipfel, Rogers Rick und Rogers Sidle, zum Eingange. Sie haben diesen Namen vom englischen Capitain Roger erhalten, einem tollkühnen Manne, der in der Geschichte der canadischen Kriege sehr berühmt ist. Er hatte sich oben auf den Eisbergen verirrt, und ließ sich nun, auf seine Snow-Shoes (Schneeschuhe) gestützt, zweihundert Fuß senkrecht den steilen Felsen hinab. Schon der bloße Gedanke an ein solches Wagestück macht uns erbeben, wenn wir die Oberfläche und die Abhänge dieses Felsens betrachten, die so glatt sind, daß selbst eine Eidechse sich nur mit Mühe daran halten kann. — Dann nimmt der See an Breite zu, die Gebirge zeichnen sich deutlicher und man gewahrt zur Rechten drei Hauptgipfel; den Horizont schließt ein anderer Zuckerhut, und um dessen

Grundlage erheben sich amphitheatralisch die Fichten und dichten Wälder des großen Landes.

Ein beständiges Unglück schien alle Unternehmungen der Franzosen in den canadischen Kriegen zu verfolgen; mochten nun die Scharmützel und plötzlichen Anfälle der Indianer den stürmischen Charakter unserer Soldaten ermüdet haben, die, wenn sie eine Ladung geben oder angreifen wollten, nirgends einen Feind erblickten, und von allen Seiten doch von einem Pfälregen empfangen wurden, oder mochte die plötzliche Veränderung der Temperatur in diesem gebirgigen Lande und die Wildheit der Indianer ihren Muth in etwas gelähmt haben. Gewiß ist es, daß die französischen Waffen an den Ufern dieses Sees von großen Unfällen betroffen wurden; mehr als einmal war das klare Wasser des Horican mit französischem Blute gefärbt, und seine schönen Ufer waren Zeuge einer der schrecklichsten Massakren, vor welchen die Geschichte zu erröthen hat, und lange Zeit gab man diesen unglücklichen Vorfall der Unthätigkeit Montcalms Schuld. Dieskau, der die Division am Georgs-See befehligte, hatte wegen der Nebel einen falschen Weg eingeschlagen, wurde auf seinem Rückzuge abgeschnitten und völlig geschlagen, nachdem er unablässig mit den Indianern hatte kämpfen müssen; die Vorposten der Engländer und die Regimenter Pomeroy und Witlecomb endigten den Tag. Der unglückliche Dieskau, dessen Truppen flohen, sank schwer verwundet und blutend unter einer Sycamore nieder. Da trat ein Indianer zu ihm und lachte in wilder Freude hell auf. Der französische General griff nach seiner Uhr, um sie dem Wilden als Lösegeld anzubieten; dieser aber drückte los und zerschmetterte ihm den Schädel. Darauf trug ein hinzugekommenes Piket Soldaten den Gefangenen auf einer Bahre nach dem Fort William Henry. — Diese Redoute bestand aus bloßen in der größten Eile aufgeworfenen Erdwällen, hinter

welchen jedoch der Oberst Monroe, dieser alte Krieger mit greisem Haare und ritterlichem Charakter, sich bis zum letzten Augenblicke zu vertheidigen beschloß, denn er rechnete auf den Beistand der sechstausend Mann, welche Webb im Fort Edward unthätig stehen ließ. Monroe hielt die Belägerer ab, obschon die erwartete Hülfe nicht kam, er Mangel an Lebensmitteln litt, und viele Verwundete hatte; allmälig wurden seine Kanonen von der französischen Artillerie unbrauchbar gemacht, seine Schanzen mit Sturm genommen, und endlich mußte der englische Oberst, mit bittern Groll gegen Webb, der ihn seinem Ehrgeize aufopferte, das Fort verlassen. Ihm wurden die militairischen Ehren bewilligt, man schwor, ihn gegen die Wilden in Schutz zu nehmen, und Montcalm hatte sein Ehrenwort gegeben, daß den Besiegten Leben und Gut erhalten würde. Allein wer in Coopers die schreckliche Gräuelthat gelesen hat, welche auf diese Uebergabe folgte, und die furchtbare Wuth, mit welcher die Indianer über ihre Feinde herfielen, hat einen leider allzurichtigen Begriff von dem Abschlachten jener 1500 Mann, die unter den Augen Montcalms, der den Grausamen keinen Einhalt zu thun vermochte, hingewürgt wurden. Dieser blutige Tag ist die häßlichste Seite in der Geschichte Amerika's.

Seitdem haben achtzig Jahre ihren Schnee und ihr Sonnenlicht über die Ufer des Horican ausgegossen, und es scheint, als wenn die Einsamkeit wieder in ihre Rechte eingetreten sei. Während wir zwischen den unzähligen Inseln, die kaum einen Durchgang offen ließen, herum irrten, erblickten wir überall weißköpfige Fischadler auf den Bäumen sitzen, und mußten mit den Rudern platt auf's Wasser schlagen, oder ein Gewehr abfeuern, wenn sie ihre breiten Flügel bewegen sollten, dann schaukelten sie sich erst langsam, schwebten, immer kleinere Kreise be-

schreibend, hoch in die Lüfte, um bald nachher auf einen kahlen Felsen sich ruhig niederzulassen.

Der Weiler und der Gasthof Caldwell (Caldwell-House) bilden einen Stationsplatz, und die vielen, aus allen Gegenden herbeiströmenden Fremden, welche die Bäder von Saratoga und Ballston besuchen, halten hier einige Zeit an. Von den Gallerien dieses Hauses herab übersieht man den ganzen See, mit allen seinen pittoresken Lagen. Als die Sonne hinter den westlichen Gegenden untergegangen war, schlenderte ich aufs Gerathewohl am Abhange des Trompeterschlangenhügels (Rattle Snake's Hill) umher; und diesen Namen führt er mit Recht, denn das erste Geräusch, das ich vernahm, war der trompetenartige Ton, den diese Schlange mit ihrem Schwanze von sich giebt. Die Purpurtinten, welche die Sonne über die Gipfel der Berge ergoß, spiegelten sich mit magischer Klarheit in diesem schönen Wasser, die Adler zogen sich in ihre Schlupfwinkel in den Felsenwänden zurück, allmälig stieg nächtliches Dunkel aus dem See empor und verschleierte die Inseln und die ruhigen Wellen. Die in Blüthe stehenden Kastanienbäume bedeckten vom Fuße bis zum Gipfel das Gebirge, wie mit einem Teppich, ich träumte noch immer fort, erfüllt von den Herrlichkeiten, die ich heute gesehen hatte, und überließ mich ganz den Eindrücken, welche diese erhabene Natur auf mein Gemüth machte. Ich sah im Geiste den französischen Grenadier, der am Seeufer Schildwache stand, sein Liedlein vor sich hin sang .... aber bald hörte man nichts mehr, als einen Schrei aus dem Wasser herauf. Als ich an der Stelle angelangt war, auf welcher das Fort William Henry sich erhob, erblickte ich ein hölzernes Kreuz und merkte nun erst, daß ich mich auf einem Kirchhofe befand, auf dem sich eben so viele Gräber erhoben, als niedliche Wohnungen in dem neuer-

bauten Dorfe. Die Schwermuth, welche mich beim Anblick und bei den Erinnerungen an dieſes Fort überkam, vermehrte ſich noch durch das Dunkel der Nacht; ich ging langſam nach meinem Aſyle zurück, während die ſchwarzen Schatten der Gebirge mich mit ihrem Dunkel deckten, und ein leichter Abendwind meine Stirn umſäuſelte; an den Felsabhängen heulten die Wölfe und der Kauz ließ ſein Klagegeſchrei hören.

Herrlicher Horican-See! Diamant mit klarem Waſſer, eingefaßt in einen Ring von Gebirgen; du wirſt ewig in der Erinnerung Derer leben, welche einmal deine Ufer geſchauet haben.

25.

Saratoga.

Es giebt keinen ſüßern Schlaf, als den, der auf die Anſtrengung einer Reiſe folgt, und ich ſchlief tief und feſt, am Abhange des Rattle Snake's Hill, als ich von Geſängen aufgeweckt ward, die mir eben ſo bekannt waren, als ihr Vernehmen in dieſen fernen Gegenden mich befremdete. Es waren lebhafte, geräuſchvolle, franzöſiſche Geſänge, angeſtimmt von drei luſtigen Pariſern, die gleich mir, eine Reiſe in die nördlichen Provinzen der Vereinigten Staaten machten. Ich wußte noch nicht, was ich von dieſer unerwarteten Scene halten ſollte, als ich ſie nach dem See zu wandern ſah, immer unter Lachen und Singen, zum großen Mißvergnügen der ernſten Amerikaner von Caldwell-Houſe, die laut gegen dieſe zur ungelegenen Zeit kommenden Ausbrüche franzöſiſcher Fröhlichkeit murmelten. Bald verſchwanden die drei Pariſer zwiſchen den Inſeln des Horican-Sees, und eine junge Dame von New-York, die gleich uns, die Bäder von Saratoga beſuchen wollte, fragte mit großer Einfalt: „ob denn dieſe Herren in der That franzöſiſche Gentlemen wären, und ob

es in Paris üblich ſey, ſo früh ſchon alle Nachbaren durch lautes Lachen und Geſang im Schlafe zu ſtören?"

Wenn man den Georgs-See verläßt, ſteigt man einen ſanften Hügel hinan, erblickt dabei aber ſtets die Inſeln und die Gebirge, die ſich im Waſſer ſpiegeln, bis man bald auf der entgegengeſetzten Seite ein ganz neues Schauſpiel gewahr wird. Der Weg führt durch einen aus Fichten und Kaſtanienbäumen beſtehenden Wald, die mit einander um den Vorrang ſtreiten, und ihren dunkeln oder hellgrünen Schatten auf die nahen Felder werfen. Am Horizont erblickt man einige weiße Linien, abgerundet, wie die Wolken im Sommer, die auf einander in tauſend phantaſtiſchen Formen folgen, und Schlöſſer bilden, oder Ruinen, oder Paläſte, die plötzlich ſteil abfallen, und Felſen, Wälder, geflügelte Drachen, Gnomen und Dämonen. Dieſe entfernten Dünſte jedoch bleiben unbeweglich; es iſt immer derſelbe Glanz auf dieſen ſchneeweißen Kämmen, und es liegt eine impoſante Wirklichkeit auf dieſen nebligen Gipfeln der Gletſcher von New-Hampshire, die den Namen der weißen Berge führen. Ihre Entfernung vom Georgs-See beträgt zum wenigſten zwei und ſechszig engliſche Meilen, und doch ſieht man ſie deutlich über die bläulichen walddedeckten Hügel hervorragen, die ſich bis an den Hudſon verlängern. Den Indianern ſind dieſe Berge bekannt unter dem Namen Agocoſchook.

Das Land, durch welches wir reiſeten, und das von den vielen Kranken oder Neugierigen, welche in die Bäder nach Saratoga gehen, häufig beſucht wird, war lange Zeit ein Schauplatz der blutigſten Scharmützel zwiſchen europäiſchen Truppen und den Indianern. Die Unebenheiten des Bodens, die vielen engen Gebirgspäſſe, die vielen, durch das Dickicht ſich Bahn brechenden Bäche, die kaum betretenen Fußſteige in einem Labyrinthe von Seen, Caskaden und Felſen, begünſtigten ungemein

die

die Unternehmungen der Wilden. Bald lagerten sie im Hinterhalte, bald verfolgten sie den verirrten und entmuthigten Feind, und ließen ihm weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, ihre mörderischen Pfeile pfiffen um die Ohren der Grenadiere, welche die französische Vorhut bildeten, und droheten Jedem den Tod, der sich in Schußweite wagte. Oft, wenn eine ganze Truppen-Division in einem Thale ihr Lager aufgeschlagen hatte, und von den Vorposten bewacht, ruhig schlief, hatte sich eine Anzahl Indianer ins Gras niedergedrückt, oder kletterten auf dem Moose, das die Gebirge bedeckt, späheten die Biwachtfeuer aus, die Zelte, schlichen durch die Schildwachen hindurch, und hinterbrachten Alles dem feindlichen General, und es war noch Glück, wenn die Axt des Wilden, schneller als ein Tiger, nicht mit einem Streiche der Schildwache den Kopf spaltete. Gewöhnlich nahm dann der Sieger den blonden Kopf des Europäers, hing ihn an seinen Gürtel und ging ruhig seines Weges dahin.

Die Gleens Falls, einige Meilen von Saratoga, sind ein schrecklicher Wasserfall, der in der Mitte von ausgehöhlten Felsen durchschnitten ist, welche eine unzugängliche Höhle bilden. Der Strom stürzt mit Wuth hinab, und macht einen Umkreis, wo das Wasser tobt und schäumt, und nun verfolgt der Fluß seinen Weg mitten durch abgestorbene Tannen, an deren Wurzeln er nagt. Die beste Beschreibung der Fälle findet man im letzten Mohikaner, und die romantische Grotte, um welche der Gleensschlund toset, erkannte ich für die geheimnißvolle Höhle, in welcher Lederstrumpf und seine Gefährten sich so lange Zeit vor der Rache der Mengos bargen.

Früher war dort an keinen Uebergang zu denken, jetzt steht hier eine friedliche Mühle; auf der Brücke, welche oberhalb des Water-Mill ist, sieht man ehrsame Pächter aus der Umgegend, die mit ihren fruchtbeladenen Wagen dahergezogen kommen, oder

elegante Wagen, welche die reichen Kaufleute aus den Städten in die Bäder fahren. Mit Enthusiasmus sprach man davon, daß es dem amerikanischen Fleiße gelungen sei, den Strom zu besiegen; ich für mein Theil hätte lieber gesehen, daß der Felsen dürr und nackt gewesen, die Höhle von Gesträuch verdeckt, die Inseln von Fichten und Eichen beschattet gewesen wären, selbst auf die Gefahr hin, Mohawks und Irokesen zu finden, die Tod und Verderben um sich her verbreiten.

Die an Canada grenzenden Gegenden haben, wie wir schon gesehen, ihre alte Rauheit bewahrt, und der lange Champlain macht den Uebergang zwischen diesen rauhen Gegenden des Nordens und den gemäßigten Staaten von New-York und Vermont. Alsdann kommt der Horican mit seiner ganz eigenthümlichen Vegetation, seinen in dem übrigen Theile der Provinz so seltenen Kastanienbäumen, die überhaupt in den meisten nördlichen Staaten fast gar nicht vorkommen. Seine Felsen sind röthlicher, seine Marmoradern funkelnder, und die jenseit des Hudson nur zuweilen vorkommende Trompeterschlange, scheint seine einsamen Grotten zu lieben. Kaum hat man den See verlassen, so herrscht abermals eine strenge, ernste Natur; Fichten bedecken wieder ein sandiges, unfruchtbares Erdreich, die Hügel erscheinen dunkelblau und aus der Ferne könnte man sie für Meereswogen halten. So finstern, melancholischen Anblick gewährt die Gegend, in welcher das schönste, amerikanische Dorf liegt, wo die phasionable Welt aus allen Staaten und aus allen Völkern zusammen kommt, welche diese große Hemisphäre bewohnen. Man tritt aus einem stillen düstern Walde heraus und befindet sich urplötzlich von Allem umgeben, was der europäische Luxus von London und Paris bis zum mittelländischen Meere und dem Bosporus hervorbringt. — Saratoga ist nur ein Dorf, oder vielmehr eine Gruppe unregelmäßiger zwischen einan-

der stehender Häuser, in einer mit Hügeln umgebenen Ebene, in welcher sich die zahlreichen Quellen befinden, deren Heilkraft den Indianern bekannt war, ehe sie in den Vereinigten Staaten Mode war. Cooper läßt die beiden Mohikans mit ihren Messern in der Erde wühlen, um die wohlthätige Quelle hervorzulocken, die lange Zeit durch einen Bach verborgen blieb, der über sie hinfloß. Dieser Umstand erklärt die sonderbare Art, auf welche die Indianer sich das Wasser dieser zweiten Quelle verschaffen; sie trägt noch jetzt den Namen „Congreß-Spring." Diese Quelle soll mehr heilende Kräfte besitzen, als die übrigen, eine Pinte hält 80 Gran Salz, 6½ Kalk und Magnesia, und das Wasser schmeckt etwas nach Eisen. Einige Schritte von dieser liegt die High-Rock-Quelle. Am meisten Aufmerksamkeit verdient jedoch der Round-Rock-Spring, auf dem Gipfel eines abgerundeten Felsens. Sie kommt aus einer Oeffnung, die fünf Fuß im Durchmesser hat. Dieses natürliche Becken, das auf seiner Basis sechs Fuß breit ist, endigt in einem Kegel, und ist durch eine unausgesetzte Anhäufung von Kalklagen, womit das Wasser stark gesättigt ist, gebildet worden. Sie springt immer fort, und wenn man vom Rande dieser Urne etwas abbricht, in welche die Natur ihren Schatz verschlossen hat, so sieht man bald das Ausgebrochene durch eine kalkartige Substanz wieder ersetzt, die nach und nach das Aussehen und die Substanz des Felsens annimmt. Vormals lief das Wasser vom Gipfel des Gesteins herab, hält sich jetzt aber seit lange schon auf der Oberfläche, und man schreibt diese Veränderung einem Risse zu, der durch das Herabstürzen einer alten Fichte in dem untern Theile des Felsens erstand.

Die Häuser in Saratoga bilden ein großes Parallelogramm, sind alle aus Holz aufgeführt und mit weiß gemalten Gallerien umgebyn. Weiß sind auch das Haus und die Säulen ange-

ſtrichen, welche das Dach ſtützen. Dieſe Colonade iſt mit einer Guirlande von gelbem Jasmin bedeckt, der einen großen Theil des Sommers hindurch Blüthen treibt; auch die Purpurkelche des Florida-Jasmins ſind nicht ſelten. Auf der Straßenſeite ſind die Gallerien mit Pappeln beſchattet, und in den Gärten erinnern die duftigen Saſſafras, die Catalpas, die vinginiſchen Tulpenbäume, welche herrliche Laubgewölbe bilden, an die Ufer des Miſſiſſippi. Wenn unter den langen Corridors die Glocke zum Mittagseſſen ertönt, rennt Alles geräuſchvoll aus den Lauben hervor, und zwei bis dreihundert Fremde nehmen Platz an den reich beſetzten Tiſchen. Abends ſieht man in dieſem Salon die glänzendſten Toiletten, es wird getanzt und muſizirt, die Kronenleuchter ſtrahlen ihr glänzendes Licht auf das vergoldete Getäfel und die vielen Blumen, und der Ball verlängert ſich, bis das bleiche Morgenlicht hereindämmert. Wer gern außerhalb eines ſolchen Gewühles iſt, dem geräuſchvollen Kreiſe entflieht, den begleitet aus demſelben eine tiefe Schwermuth auf die einſamen Hügel, wo er die Echos dieſes Getöſes nicht mehr hört.

Sechs Meilen von dieſem Dorfe entfernt, liegt noch einer jener lieblichen Seen, wie man ſie in Amerika ſo oft findet. Hierher werden große Fiſcherpartieen unternommen; man reitet von Saratoga und Balliſton oft hierher, da ein phaſionabler Amerikaner den Tag über neun bis zehn Dollars verthun muß. Die Ufer dieſes Sees tragen ringsum die Spuren der Cultur; ich ſah ſeit Montreal zuerſt wieder große bebaute Felder. Hundert und achtzig Fuß hoch über dem See erhebt ſich eine Felſenſpitze; ſie iſt mit Bäumen beſetzt, und wer ſich in die Gehölze hineinwagt, an welche dieſelbe ſich lehnt, darf auf eine reiche Ausbeute von Faſanen und Wachteln hoffen.

Unweit von dieſem See, bei Schülersville, zwölf Meilen von Saratoga, ergab ſich Bourgoyne mit ſechs hundert Mann

dem General Gates. Die Engländer waren überall dem Feuer der auf den Höhen lagernden Amerikaner ausgesetzt, und hatten sechs Tage Stand gehalten. Obschon die Besiegten auf ihrem Wege Alles verbrannt und zertrümmert hatten, so wurde ihnen doch eine Capitulation vom Sieger gestattet, den sie so sehr verachtet und beleidigt hatten.

Ballistion und das Dorf Spaa wetteifern mit Saratoga in Hinsicht der Heilkraft ihres Wassers sowohl, als der Menge der zuströmenden Fremden. Sans-Souci ist der günstigste Vereinigungspunkt. Ballistion hat seinen See und seine Spaziergänge wie Saratoga, und die Quellen, namentlich der Lafayette-Spring, sind von ausgezeichneter Qualität. Man findet an diesem Orte auch noch drei Quellen von ganz verschiedener Natur, von denen die eine außerordentlich frisch ist, und Eisenoxyd und kohlensaures Gas enthält. Die alte Quelle, Old-Spring, war die im Lande am allgemeinsten bekannte; man sagt, die Indianer seien durch Rehe auf dieselbe aufmerksam gemacht worden. Endlich die Salzquelle, oder die Vereinigte Staaten-Quelle, bei Sans-Souci, welche viel Eisenoxyd enthält und verschiedene Salze zu gleichen Theilen *).

*) Die Quellen von Sans-Souci wurden erst 1817 entdeckt, denn früher war dieses Land eine Wüste, die gefährlich zu besuchen war, wegen der Nachbarschaft der fünf Stämme, der Onondagen, Oneidas, Irokesen, Tuscaroras und Algonkiner. Aus folgendem kann man beurtheilen, wie viele Veränderung schon in der kurzen Zeit seit ihrer Entdeckung, mit diesen Quellen vorging.

Im Sommer 1817 stieg der Arm des Baches, Kaidorosseros, der durch das Dorf Spaa fließt, zu einer außerordentlichen Höhe, und bahnte sich einen neuen Kanal, etwas östlich von dem vorigen. Das erste Bett blieb trocken, und vier Quellen sprangen, eine neben der andern auf dem kleinen Raume von etwa dreißig Quadratfuß, und alle vier verschiedener Natur;

Alle dieſe Vergnügungsörter werden nur in der ſchönen Jahreszeit beſucht, wo ſie allerdings einen herrlichen Spaziergang gewähren. Das regſame, lebhafte Treiben wirkt auf die Geſundheit der Kranken, die meiſtentheils an Körperübeln leiden, die eine Folge plötzlichen Temperaturwechſels ſind, nicht minder wohlthätig, als das Waſſer ſelbſt. Im Winter ſtehen die Häuſer und Dörfer verödet; kein Wagen rollt Staub auf, die Seen werden von keinen eleganten Kähnen und Piroguen durchfurcht, und die weißen, der Blumengewinde entkleideten Säulen, ſtehen im Einklange zu der Schneedecke, die über der ganzen Gegend liegt.

---

die eine hatte Aehnlichkeit mit der alten Quelle, enthielt aber mehr kohlenſaures Gas und ſchäumte wie Champagner; die zweite enthielt viel Glauberſalz und glich dem Congreß-Spring in Saratoga; die dritte war brakig wie Seewaſſer; die vierte eine reine und klare Süßwaſſerquelle. Anfangs erhob ſich eine Platform über dieſe Quellen, nachher trieb man in die beiden erſten hölzernen Tonnen hinein, um ihre Oeffnungen größer zu machen. Drei oder vier Jahre zogen dieſe Quellen die Aufmerkſamkeit aller Reiſenden auf ſich, und namentlich ſtand die erſte ungemein in Gunſt, aber bald verloren ſie Kraft und Geſchmack, und nun laufen alle vier in einen klaren Bach zuſammen und ſtrömen als gewöhnliches Quellwaſſer den Hügel herab.

VII.

Gützlaffs Reiſen längs der chineſiſchen Küſte.

(Fortſetzung).

6.

Tientſin — Aufenthalt daſelbſt — Mediciniſche Praxis — Handel — Regierung — Volk — Abreiſe — Kin-ſchan — Aufenthalt — Fahrt nach Maſſao (Macao).

Wir ſahen in der Nähe von Tientſin das belebteſte Schauſpiel. Die große Menge der Dſchunken und Böte ſperrte beinah die Fahrſtraße, und die Haufen des Volkes am Ufer ließen auf einen beträchtlichen Handelsort ſchließen. Als wir uns mühſam zwiſchen den zahlreichen Fahrzeugen hindurch gewunden, gingen wir bei der Vorſtadt vor Anker; es lagen dort ſchon mehrere Dſchunken, die kürzlich aus Sohkäh angelangt waren und uns mit dem luſtigen Schall des Gong begrüßten. Da ich den Leuten völlig fremd zu ſein glaubte, ſo wunderte ich mich, daß etliche von ihnen mich zuerſt aufmerkſam betrachteten und ſodann kamen, um meinen ärztlichen Beiſtand ſich zu erbitten. Als ich Tages darauf an die Küſte ging, begrüßten mich viele Stimmen mit dem Titel Sienſeng (Lehrer, Doctor); viele Geſichter blickten freundlich mir nach, viele Hände winkten mir, Platz zu

nehmen. Es schienen ältere Bekannte zu sein, Leute, die vor längerer Zeit schon Bücher und Arzneien von mir erhalten und dies in dankbarem Andenken bewahrt hatten. Sie lobten meinen noblen Entschluß, die barbarischen Gegenden mit dem Lande zu vertauschen, welches der „Sohn des Himmels" mit seinem Schilde deckt, um mich, statt einigem Lumpengesindel an den Außenhäfen Chinas, nunmehr den getreuen Unterthanen des himmlischen Reiches selber nützlich zu machen. Sie hatten sogar schon erfahren, daß Sienseng-Nieng (die Frau Doctorin), gestorben war, und bezeigten mir ihr Beileid. Kurz, ich war als Missionair hier so gut wie in Siam bekannt, und sah ein, daß kühnes Handeln hier mir ebenso zur Pflicht als kluge Vorsicht zur Bedingung des Erfolges ward. Einige Capitaine und Piloten, welche mit Augenübeln oder Rheumatismen behaftet waren, wendeten sich zuerst an mich.

Sie wohnten in einem schlechten Loche nahe am Ufer des Stromes, und wollten eben, als ich zu ihnen eintrat, ihr beliebtes Opiumrauchen beginnen. Ich verwies es ihnen streng. Meine erste Cour lief glücklich ab, und gewann mir die Ehrfurcht und Freundschaft eines ganzen Clans (Stammes) der Chinesen so sehr, daß ich unaufhörlich mit ihren Klagen über wirkliche und eingebildete Uebel belästigt wurde. Die untere Volksklasse schien hier nicht minder als in allen Theilen Hinterindiens von Krankheiten heimgesucht. Die Meisten beschwerten sich sehr über die Ungeschicklichkeit ihrer Aerzte, deren Fehler ich häufig gut zu machen hatte. Chinesische Doctoren sind Leute die sich graduiren lassen, sobald sie eine gewisse Anzahl von Büchern gelesen und erlernt haben, ohne sich auf die Praxis praktisch vorzubereiten. Sie untersuchen den Puls mit großer Sorgfalt und erkennen dessen Gang allerdings mit Genauigkeit, aber die Anatomie halten sie für eitle metaphysische Speculation

und beschränken ihre materia medica auf einige Kräuter. Darunter haben sie in der That sehr gute Mittel, schwächen aber ihre Wirkung dadurch, daß sie nicht selten 60 bis 70 Ingredienzen in eine dosis mischen. Gewöhnlich bestimmen sie den Zeitpunkt der Wiederherstellung kecklich voraus, bestehen aber selten mit Ehren dabei. Solchen Leuten gegenüber, die sich für erstaunlich weise halten, hat man natürlich einen schweren Stand, doch konnte ich sie oft durch den Erfolg von den Vorzügen unserer europäischen Arzneikunde überführen. Es war die Zeit des Schengtsiu-Festes, welches im Herbste einen ganzen Monat lang, besonders aber am 15ten und 16ten Tage des 8ten Monats durch gegenseitige Geschenke, durch Opfer, Musik und Tanz begangen wird, zu Ehren des Mondes und zum Andenken an einen alten Kaiser aus der Täng-Dynastie, der in den Mond einst verzückt wurde; in diesen festlichen Tagen bot ein reicher Kaufmann aus Fuhkien, Namens Kämsie, mir sein Haus zu Tientsin an. Als ich mich dorthin begab, sah ich die Straßen gedrängt voll von Mandarinen, die zu den Tempeln strömten, von schwarz gekleideten Priestern, und von zerlumpten Mönchen und Nonnen, welche die Luft mit ihrem zudringlichen Geschrei erfüllten. In den Läden, welche mit chinesischen Fabrikaten, zum Theil aber auch mit europäischen Waaren prangten, schien viel gekauft zu werden. Die Stadt, mehrere Meilen weit am Ufer des Flusses ausgebreitet, ist Canton gleich an Getümmel einer thätigen Bevölkerung und überlegen an Umfang des inländischen Handels. Ihre Straßen sind ungepflastert, ihre Häuser meist aus Lehm, aber innen wohl möblirt und im besten chinesischen Styl eingerichtet. Die Kaufleute und die meisten wohlhabenden Einwohner sind aus Fuhkien.

Kämsie empfing mich aufs freundlichste in seinem mitten in der Stadt belegenen und schön eingerichteten Hause. Er wies

mir ein bequemes Zimmer an. Der Zudrang von Leuten war sehr groß; sie thaten viele Fragen in Betreff meiner, endeten aber damit, mich als ihren Mitbürger anzuerkennen. Ein Mandarin von hohem Range sagte: „Dieser Mann ist zwar von ausserhalb, aber doch ein echter Chinese, und ich will ihm, da Manche seiner Reise nach unserer Hauptstadt entgegen sind, einen Paß dahin geben; denn es wäre sündlich, ihn den weiten Weg von Siam machen zu lassen, ohne daß er wirklich des „Drachen Antlitz“ sähe.“ Da mehrere Tage lang die Neugier mich zu sehen groß war, nahm die Besorgniß des Capitains zu. Es ging ein Gemurmel unter den Leuten, daß ich gekommen sei, eine Karte des Landes aufzunehmen, um einen Angriff den man gegen das himmlische Reich im Schilde führte, zu leiten. Diese Befürchtungen legten sich jedoch allmälig, als ich meinen Medicinkasten öffnete und mit freigebiger Hand die Heilmittel austheilte. Einige Personen von Stande besuchten mich oft und unterredeten sich mit mir. Ihr Benehmen war höflich und sogar unterwürfig. Ihre Fragen, meist geringfügig, betrafen Siam, und ihre Bemerkungen über Europa waren sehr kindisch. Der Zulauf nahm am Ende so überhand, daß ich mich verbergen mußte. Ein Herr, welcher meiner Wohnung gegenüber sein Haus hatte, suchte mich, um Kunden zu sich zu locken, dem Capitain abzuhandeln und bot ihm 2000 Taels Silber (ungefähr 2700 Doll.) Ich hatte so viele Patienten, daß ich vom Morgen bis zur Nacht von ihnen belagert war. Sie wurden mir oft recht lästig, doch fand ich häufig Gelegenheit sie von den Lehren des Evangeliums zu unterhalten und auf den Weg zum ewigen Leben hinzuweisen.

Wollte ich meinen anfänglichen Plan ausführen, nach Peking zu gehen, wozu man von Tientsin aus zwei Tagereisen braucht, so mußte ich mir die Bekanntschaft einiger in der Haupt-

ſtadt anſäßigen Perſonen zu verſchaffen ſuchen, was bei der freundlichen Geſinnung die Viele mir bewieſen, nicht ſchwer halten konnte; ich mußte dann aber auch den Dialekt der Provinz erlernen, und das erforderte Zeit; ich hätte mich von der Dſchunke, auf welcher ich gekommen war, losſagen, und den Winter über in Tientſing bleiben müſſen. Mir ſchien als am gerathenſten, ruhig abzuwarten wie die Vorſehung es mit mir fügen würde. Einige Verſuche die ich zur Abſtellung des Opiumrauchens machte und die ſich erfolgreich bewieſen, erregten viel Aufmerkſamkeit; es kamen ſogar ein Paar Mandarinen zu mir, und baten ſich meinen Rath aus, indem ſie verſicherten, daß der Kaiſer über die zunehmende Verbreitung dieſes Laſters unter ſeinen Unterthanen ſehr erzürnt ſei. Als nun die von Schän-ſchan und Fukkien ſahen, daß die Menge meiner Patienten ſich von Tag zu Tag vergrößerte, ſo wurden ſie ärgerlich und ſagten: „Er iſt Unſer Doctor und nicht Eurer“, und als dies Argument nicht einleuchtete, trieben ſie die armen Leute mit Gewalt hinweg. Zu gleicher Zeit ging aber auch mein Arzneivorrath zu Ende und ich mußte zu meinem Leide viele wahrhaft Hülfsbedürftige ohne Beiſtand laſſen.

Unterdeſſen waren unſere Schiffer in ihrem Handel thätig. Unter Aufſicht einiger Beamten vom Steuerpacht luden ſie aus und ſchafften die Güter nach den Lagerhäuſern. Sie ſtellten allerhand an, um den Steuerſatz, der übrigens ſehr niedrig war, zu umgehen. Die Matroſen hatten in der That faſt gar nichts für ihre Waaren zu bezahlen. Sobald die Güter auf den Verkaufſtätten waren, fanden ſich die Kaufleute des Platzes ein und machten ihre Geſchäfte mit Anſtand und Ruhe ab, indem ſie alles baar bezahlten. An Zucker und Zinn war wenig Profit, aber an Sapanholz und Pfeffer, den Hauptartikeln der Ladung, wurden über 100 Cpt. gemacht; und 50 etwa an europäiſchen

elegante Wagen, welche die reichen Kaufleute aus den Städten in die Bäder fahren. Mit Enthusiasmus sprach man davon, daß es dem amerikanischen Fleiße gelungen sei, den Strom zu besiegen; ich für mein Theil hätte lieber gesehen, daß der Felsen dürr und nackt gewesen, die Höhle von Gesträuch verdeckt, die Inseln von Fichten und Eichen beschattet gewesen wären, selbst auf die Gefahr hin, Mohawks und Irokesen zu finden, die Tod und Verderben um sich her verbreiten.

Die an Canada grenzenden Gegenden haben, wie wir schon gesehen, ihre alte Rauheit bewahrt, und der lange Champlain macht den Uebergang zwischen diesen rauhen Gegenden des Nordens und den gemäßigten Staaten von New-York und Vermont. Alsdann kommt der Horican mit seiner ganz eigenthümlichen Vegetation, seinen in dem übrigen Theile der Provinz so seltenen Kastanienbäumen, die überhaupt in den meisten nördlichen Staaten fast gar nicht vorkommen. Seine Felsen sind röthlicher, seine Marmoradern funkelnder, und die jenseit des Hudson nur zuweilen vorkommende Trompeterschlange, scheint seine einsamen Grotten zu lieben. Kaum hat man den See verlassen, so herrscht abermals eine strenge, ernste Natur; Fichten bedecken wieder ein sandiges, unfruchtbares Erdreich, die Hügel erscheinen dunkelblau und aus der Ferne könnte man sie für Meereswogen halten. So finstern, melancholischen Anblick gewährt die Gegend, in welcher das schönste, amerikanische Dorf liegt, wo die fhasionable Welt aus allen Staaten und aus allen Völkern zusammen kommt, welche diese große Hemisphäre bewohnen. Man tritt aus einem stillen düstern Walde heraus und befindet sich urplötzlich von Allem umgeben, was der europäische Luxus von London und Paris bis zum mittelländischen Meere und dem Bosporus hervorbringt. — Saratoga ist nur ein Dorf, oder vielmehr eine Gruppe unregelmäßiger zwischen einan-

der stehender Häuser, in einer mit Hügeln umgebenen Ebene, in welcher sich die zahlreichen Quellen befinden, deren Heilkraft den Indianern bekannt war, ehe sie in den Vereinigten Staaten Mode war. Cooper läßt die beiden Mohikans mit ihren Messern in der Erde wühlen, um die wohlthätige Quelle hervorzulocken, die lange Zeit durch einen Bach verborgen blieb, der über sie hinfloß. Dieser Umstand erklärt die sonderbare Art, auf welche die Indianer sich das Wasser dieser zweiten Quelle verschaffen; sie trägt noch jetzt den Namen „Congreß-Spring." Diese Quelle soll mehr heilende Kräfte besitzen, als die übrigen, eine Pinte hält 80 Gran Salz, 6½ Kalk und Magnesia, und das Wasser schmeckt etwas nach Eisen. Einige Schritte von dieser liegt die High-Rock-Quelle. Am meisten Aufmerksamkeit verdient jedoch der Round-Rock-Spring, auf dem Gipfel eines abgerundeten Felsens. Sie kommt aus einer Oeffnung, die fünf Fuß im Durchmesser hat. Dieses natürliche Becken, das auf seiner Basis sechs Fuß breit ist, endigt in einem Kegel, und ist durch eine unausgesetzte Anhäufung von Kalklagen, womit das Wasser stark gesättigt ist, gebildet worden. Sie springt immer fort, und wenn man vom Rande dieser Urne etwas abbricht, in welche die Natur ihren Schatz verschlossen hat, so sieht man bald das Ausgebrochene durch eine kalkartige Substanz wieder ersetzt, die nach und nach das Aussehen und die Substanz des Felsens annimmt. Vormals lief das Wasser vom Gipfel des Gesteins herab, hält sich jetzt aber seit lange schon auf der Oberfläche, und man schreibt diese Veränderung einem Risse zu, der durch das Herabstürzen einer alten Fichte in dem untern Theile des Felsens erstand.

Die Häuser in Saratoga bilden ein großes Parallelogramm, sind alle aus Holz aufgeführt und mit weiß gemalten Gallerien umgeben. Weiß sind auch das Haus und die Säulen ange-

baten um ein wenig Reis, sagten auch Gebete her und ließen sich Geld dafür geben. Unerachtet dieses ärmseligen Kultus hat jedes Haus seine Laren, seine Opfer und Spenden, und alle Andachtsübungen, wenn man ihre Ceremonien so nennen darf, werden gewissenhafter in den Südprovinzen abgehalten. — Ich forschte nach, ob etwa römisch-katholische Christen in der Nähe wohnten, fand aber keine Spur, nicht einmal von früherer Anwesenheit. Muhamedaner lernte ich kennen und in Gelegenheit, mich mit ihnen zu unterreden. Sie schienen ihrem Glauben mit eiserner Festigkeit anzuhangen, so weit Essen und Trinken reicht, denn sie hätten um alles nicht mit einem Heiden zusammen gespeist; von Gott aber hatten sie keine sonderlichen Begriffe. Sie unterscheiden sich übrigens von ihre heidnischen Nachbarn fast eben so wenig in Moral als in Kleidung. Obgleich ziemlich zahlreich, haben sie doch keinen Einfluß auf die Volksrichtung und kein Verlangen Proselyten zu machen.

Die sogenannten Mittelklassen zählen nicht viele Bürger. Es giebt einige ungeheuer reiche Leute und außerdem fast lauter Arme. Ich sah wenig Personen, die man unterrichtet hätte nennen können. Fleißig sind sie, aber keine geschickte Arbeiter. Sie fabriciren beinahe nichts das ausgeführt würde. Teppiche, grobe Wollenzeuge und Glaswaaren sind, nebst einigem Andern, diejenigen Fabrikate, in welchen sie ihr Bestes leisten. Der übergroßen Bevölkerung wegen wäre es eine weise Politik, das Auswandern freizustellen und durch Handel mit dem Auslande der Volksmenge neue Betriebs- und Gewerbszweige zu eröffnen. Gewiß ist das Volk dieses Distrikts großer Verbesserungen fähig, um so mehr als ihre Sitteneinfalt sie dafür empfänglich machen würde. Daher, wenn Tientsin Ansprüche hat auf die Beachtung unternehmungslustiger Kaufleute, so hat es Rechte auf die

Bemühungen christlicher Menschenfreunde, Rechte, die nicht zu mißachtet werden dürfen.

Sobald unsere Matrosen ihre Waaren abgesetzt und ihre ganze Löhnung erhalten hatten, überließen sie sich der herrschenden Belustigung dieses Platzes — dem Spiele, und hörten damit nicht eher auf, als bis sie ihre ganze Habe verloren hatten; nun mußten sie Geld borgen, um sich nur Kleider zum Schutz wider die rauhe Witterung zu kaufen; Zänkereien und Händel fielen täglich vor; sie berauschten sich in sehr starken hitzigen Getränken und hängten sich an liederliche Weiber. Das Elend erreichte einen schrecklichen Grad. Einige wurden von ihren Gläubigern ergriffen, Andere versteckten sich und stahlen sich hinweg.

Da wir bei so später Zeit anlangten, daß wir viele Dschunken schon auf der Heimkehr begriffen fanden, so mußten wir unsern Aufenthalt möglichst abkürzen, damit nicht der Peho zuginge und uns zwänge den Winter über da zu bleiben. Am 17. October begannen wir langsam stromabwärts zu fahren. Mir wurden noch, ehe wir Tientsin verließen, viel Geschenke und Wünsche für mein Wohl zu Theil. Außerordentlich viel Leute kamen, um einen herzlichen Abschied zu nehmen. Mehrere baten mich dringend im nächsten Jahre wieder zu kommen und versprachen, theils mich nach der Hauptstadt zu begleiten, theils eine Reise mit mir über Land nach Hie-mön (Aemoy) zu machen.

Wir waren Alle gehörig mit Pelzen versehen, und machten uns so auf den Weg nach Lin-teng, nördlich vom Meerbusen Petschelie an den Grenzen der Mandschu-Tartarei. Tientsin hat nichts für die Ausfuhr als Tsáou (Datteln); daher gehen die Fahrzeuge, wenn sie ihre Ladung verkauft haben, nach einem der Häfen von Lin-teng, um Erbsen und Droguerieen einzunehmen. Uns war die Strömung günstig, und doch brauchten wir viel Zeit um Täku zu erreichen, weil die Matrosen lieber spielten als

arbeiteten. Wir blieben mehrere Tage in Täku, um unsern Capitain und einen Passagier zu erwarten, die zurückgeblieben waren. Dort lud mich der Hafenmeister ein, bei ihm am Ufer zu speisen, aber das ungünstige Wetter widersetzte sich. Es kamen auch einige Aerzte zu mir an Bord, die über schwierige Fälle meinen Rath einholen wollten und wirklich viel Lernbegier zeigten. Ein starker Nordwind hielt uns darauf noch ein Paar Tage fest, und erst am 28. October kamen wir zur Fahrt und hatten einen Piloten aus der dortigen Gegend an Bord. Wir passirten die Schä-lu-pu-tien-Inseln und steuerten mit schnellem Winde dem Hafen Kinschau zu, welcher etwa 15 Meilen von Mukden, der berühmten Mandschuischen Hauptstadt, entfernt, im Distrikt Fung-tien-fu liegt. Der Platz, sagten mir Personen, welche ich darüber befragte, unterscheide sich fast gar nicht von allen anderen desselben Distriktes. Es wohnen da viele Mandschu-Tartaren umher, in Müßiggang und meist, theils direkt und theils indirekt, im Dienste des Kaisers. Sie schienen in keinem gespannten Verhältniß mit der arbeitenden Klasse der Chinesen zu leben.

Der Distrikt hat noch zwei andere Häfen, nämlich: Nankin (oder „Südlich Kinschau"), eine von Felsen umgebene aber den Südstürmen ausgesetzte seichte Bucht, welche die Dschunken um etliche Meilen von ihren Ufern entfernt hält, und Käschau, einen tiefen Hafen, welcher eine ansehnliche Flotte fassen kann. Das Land hat Ueberfluß an Erbsen, Materialwaaren und Vieh aller Art, ist im Ganzen wohlangebaut und größtentheils von Mandschu-Tartaren bewohnt, die sich im Aeußeren wenig von den Chinesen unterscheiden. Den Handel haben auch hier die Fuhkien-Kaufleute in Händen, und eine große Anzahl von Dschunken besucht jährlich die Häfen von Linteng.

Wir

Wir lagen lange bei Kinſchau und konnten der hohen See wegen nicht ans Land kommen. Die Einwohner erfuhren gewöhnlich, ſchon ehe ich die Dſchunke verließ, daß ich Arzt und ein dienſtfertiger Mann ſei; und ſo luden ſie mich auch hier höflich ein, in einem der größten Kaufmannshäuſer Wohnung zu nehmen. Wir landeten um Mitternacht und fanden für reiche Bewirthung und gutes Logis geſorgt. Es drängten ſich am nächſten Morgen unzählige Leute, mich zu ſehen und um Rath zu fragen. Ich hatte noch nirgends ſo viele Patienten gehabt; dies rührte daher, daß es hier zu Lande keinen bedeutenden Arzt gab. Ich machte mich ſogleich an die Arbeit und gewann in hohem Maße ihr Vertrauen. Man ſah im ganzen Orte und mehrere engliſche Meilen weit umher kein einziges Frauenzimmer. Ich zog wegen dieſer Sonderbarkeit Erkundigungen ein, und erfuhr, daß die Regierung, um den Ausſchweifungen der vielen jährlich anlangenden Matroſen zu begegnen, die geſammte weibliche Bevölkerung fortgeſchafft hatte. Sonſt hat Kinſchau nichts, die Aufmerkſamkeit des Fremden zu erregen; der Ort iſt weder groß noch ſchön, hat Häuſer aus Granit und ohne Bequemlichkeit, außer, daß es eine Art Bettſtellen giebt, die aus Ziegeln gemauert und heizbar ſind.

Auf dem Gipfel eines hohen Berges in der Nachbarſchaft ſteht ein kleiner Tempel; andere ſind in den anliegenden Gründen zerſtreut. Einer derſelben, welchen ich beſuchte, war in chineſiſchem Styl erbaut und enthielt ſo mißgeſtalte Götzenbilder, daß ſelbſt mein chineſiſcher Führer darüber lächelte. In der Bibliothek eines Prieſters fand ich eine Abhandlung von mehreren Bänden über die Buße. Fuhrwerke und Pferde giebt es in Menge, die Wagen ſind aber ſehr plump. Das Kameel iſt viel in Gebrauch und wohlfeil zu haben. Die anſäßigen Chineſen, welche meiſt Einwanderer von Schänteng ſind, ſprechen ei-

nen reineren Dialekt als die Bewohner von Tientsin. Sie sind zurückhaltend im Umgang und an Herrendienst gewöhnt, während Handel und Fischerei meist den Einwanderern aus Fuhkien überlassen ist.

Wir hatten am 9. November einen wunderschönen Tag; während der Nacht aber setzte der Wind um und ein starker Nord erhob sich. In wenigen Stunden waren alle Flüsse und Bäche zugefroren. Die Kälte war so durchdringend, daß ich in lebhafter Bewegung bleiben mußte, um nicht zu frieren, während die Chinesen sich mit Lumpen und Pelzen bedeckt still hinlegten. Der Wind wuchs allmählig zum Sturm an und brachte uns in große Gefahr; aber Gott schützte uns und wir blieben unbeschädigt, während eine größere und besser bemannte Dschunke ganz in der Nähe zertrümmert ward. Die Dschunke stand einige Tage wie festgenagelt. Die Matrosen gingen ans Ufer und rauchten Tag und Nacht Opium; einige kauften Wachteln und ließen sie kämpfen. Um ihr Schiff schienen sie ganz unbekümmert. Die anhaltende Kälte trieb uns von Kinschau fort, aber die Matrosen zögerten wieder so lange, daß sie die günstigen Winde gänzlich versäumten; da fluchten sie über das Schicksal und begannen von neuem zu spielen und Opium zu rauchen.

Endlich am 17. November lichteten wir, fuhren an der rauhen Küste von Linteng entlang und erreichten Tages darauf die Provinz Schän-teng. Zum Unglück fiel Schnee und unsere Schiffer fanden es bequem, vor Anker zu gehen, obgleich der schöne Wind uns schnell um das Vorgebirge Schän-teng geführt haben würde. Alle meine Vorstellungen waren umsonst. „Nieder mit dem Anker! in die Cajüten! zu den Opiumröhren! zur Ruhe!“ war das allgemeine Geschrei der Mannschaft. Am folgenden Tage hatten sie keine Lust, weiterzufahren. Sie gingen ans Ufer und kauften Brennholz. Als wir endlich unter We-

ges waren, dünkte es ihnen am beſten, gleich nachdem wir das Vorgebirge umſchifft hatten, wieder einmal in dem großen Haſen von Töſiktau vor Anker zu gehen. Der Ort wird auch Täſchitéau genannt, und iſt ſo ſteinig, daß man dort keine Vorräthe erhalten kann. Das angrenzende Land iſt zum Theil bebaut und ergiebig. Die Einwohner treiben einen kleinen Handel mit Materialwaaren, ſind aber im Allgemeinen ſehr arm. Die Matroſen ſtopften unſere Dſchunke ganz voll mit Kohl und allerlei Gemüſe; ſie verſchonten ſelbſt das Plätzchen unſerer Mittagsmahlzeit nicht, und ſagten, als ich mich beſchwerte: „Was hilft's? Wir müſſen handeln!“

Es erhob ſich nun ein günſtiger Wind, und ich bot alle Ueberredung auf, die Leute zur Abfahrt zu bewegen. Dagegen erklärten ſie dem Piloten gerade heraus, daß es ihnen nicht beliebte unter Segel zu gehen; nach vielen Bitten gelang es ihm endlich, ihren Starrſinn zu beugen. Ein guter Wind hatte uns ſchon ſo weit getrieben, daß wir das Vorgebirge nicht mehr ſehen konnten, als er plötzlich nach Weſten umſchlug und ſogleich die Matroſen zu dem Wunſche bewog, umzukehren und vor Anker zu gehen; ſie ſetzten ohne Verzug alle Segel auf, aber eben ſo ſchnell ging der Wind noch einmal herum und verhinderte die Ausführung ihres Vorhabens. Da gingen ſie am nächſten beſten Orte vor Anker und hielten die ſchwere See aus, bis der Wind ſich legte. Sie fuhren nun in den alten Hafen ein, gingen ans Land und fragten nichts nach dem Winde, der bald wieder günſtig geworden war. Jemehr ich in ſie drang, in See zu gehen, deſto hartnäckiger blieben ſie. „Es iſt heut kein glücklicher Tag“, war ihre ganze Antwort. Endlich vermochte ſie das Beiſpiel anderer Dſchunken, welche den Hafen verließen, ſich an die Arbeit zu begeben. Wir kamen etwa 50 Meilen weit, als es ihnen einfiel, nochmals umzukehren, und ſie hätten

es gethan, wenn nicht ein ſtarker Nordwind ſich entſchieden widerſetzt hätte.

Obgleich die See außerordentlich hoch ging, ſahen wir doch im Canal von Formoſa viele Fiſcherböte nach allen Seiten; mir ſind nie kühnere Seeleute vorgekommen als die von Fuhkien. Ganz unbeſorgt, tauchen ſie, zu Vieren in einem kleinen Boote, mitten in die toſenden Wellen. Vor Zeiten waren dieſe Fiſcher Piraten und machten auf alle Dſchunken Jagd; die Wachſamkeit der Regierung aber hat ihnen das Handwerk gelegt, und Piraterei iſt heut zu Tage im Canal von Formoſa ſelten geworden.

Am 10. Dezember, nachdem wir ſo viel Mühſeligkeiten überſtanden, und kein ganzes Segel mehr hatten, erblickten wir endlich mit großer Freude ein Vorgebirge der Provinz Canton. Bei Soă-bu (oder Schän-we) einem Platz, der drei Tagefahrten von Canton entfernt liegt, ging unſer Capitain ans Land, um die Erlaubniß der Einfahrt einzuholen. Wir fuhren inzwiſchen langſam weiter, und ich lud einen meiner Freunde ein, mich nach Maſſao (Macao) zu begleiten, wo, wie ſie mir droheten, viele Barbaren wohnten. Alle Matroſen nahmen von mir, als ihren Leidensgefährten auf der beſchwerlichen Fahrt, einen zärtlichen Abſchied, und in wenigen Stunden erreichte ich Maſſao, wo Dr. Morriſon und ſeine Gattin mich liebevoll empfingen. Es war am 13. Dezember 1831. Auch die Reſidenten zu Maſſao und Canton erwieſen mir ſo viel Freundlichkeit und Huld, daß die Chineſen ihre Meinungen von dem Charakter der Barbaren, mit welchen ſie mir Furcht machen wollten, ſchlecht beſtätigt gefunden hätten, und daß ich meinen Gönnern nicht genug danken und Gott den Allmächtigen nicht genug preiſen kann.

(Fortſetzung folgt).

VIII.

Miscellen.

1.

Japan.

Wenn die Vollkommenheit des Ackerbaues und der Fabriken einen Beweis für Civiliſation abgiebt, ſo kann Japan in dieſer Beziehung wenigſtens mit jeder morgenländiſchen Nation in die Schranken treten. Wenn aber die Japaneſen ihre Aecker trefflich anzubauen verſtehen, ſo kann man ſie nicht davon freiſprechen, daß ſie den Gartenbau, ſofern die Küche und das Deſſert dabei betheiligt ſind, vernachläſſigen. Als Blumiſten ſind ſie dagegen ausgezeichnet, und die Schönheit ihrer Bodenerzeugniſſe in dieſem Fache iſt jedem Beſitzer eines Treibhauſes oder auch nur einer Camelie bekannt. Die in Europa wenig oder gar nicht bekannte Kunſt, von den größten Gewächſen Miniatur-Exemplare zu ziehen, iſt von ihnen bis zu einer hohen Stufe ausgebildet worden. Dem holländiſchen Gouverneur wurde einſt ein drei Zoll langes und ein Zoll breites Käſtchen zum Kauf angeboten, in welchem ein lebendiger Tannenbaum, ein Bambu

und ein in Blüthe stehender Pflaumenbaum standen. Es wurden aber auch nicht weniger als 1200 Gulden für das Kästchen verlangt. Da sie das religiöse Vorurtheil gegen das Schlachten der Thiere und gegen den Genuß alles bei uns von Metzgern verkauften Fleisches mit den Indiern gemein haben, so geben sie sich mit Viehzucht und deren Produkten nicht ab. Den Büffel gebrauchen sie als Saumthier, und wenn er stirbt, sein Fell und seine Hörner auf dieselbe Art wie wir. Dies mag vielleicht die Ursache sein, warum die Gerber bei ihnen in so schlechtem Ansehen stehen *). Sie haben eine Abneigung gegen alles Fett, wodurch ihre Kochkunst sich von der der Chinesen, und der Tartarischen Race in Europa stark unterscheidet. Geflügel wird viel gehegt; Fasanen und verschiedene andere waidgerechte Vögel verschaffen den japanischen Squires hinlängliche Unterhaltung. Vorzüglich aber sind es das Meer und die Flüsse, welche ihnen ihre animalischen Speisen liefern, und alle Produkte beider, vom Wallfische an herab bis zur Muschel, werden als Nahrungsmittel benutzt, ja selbst das Fischbein, welches geschabt und in Gestalt eines Ragouts benutzt wird. Um dieses Gericht wollen wir die Japanesen übrigens eben so wenig beneiden, als um das Fleisch des Delphins, welches sie roh mit Sakki und Senf verzehren.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts als der Handel mit Japan noch ein offener war, belief sich die Gold- und Silberausfuhr aus Japan auf 10 Millionen holländischer Gulden. Nachher wurde die Ausfuhr beschränkt und endlich ganz verboten. Im Laufe von 60 Jahren muß sie von 3 bis 600 Millionen Gulden betragen haben. Erwägen wir, daß Japan viel Kupfer erzeugt, und daß die Holländer manche Jahre von 30 bis 40,000 Pe-

*) S. das April-Heft, die Miscelle Japan.

kuls *) davon ausführten, auch eine große Quantität Stahl und Eisen, alle welche Metalle wegen ihrer großen Reinheit sehr geschätzt wurden, so ergiebt sich, daß dies Volk in den Künsten des Bergbaues, des Schmelzens und Raffinirens nicht unerfahren ist. Doch sind sie allerdings nicht frei von dem Vorwurf, ihre Minen nachlässig und verschwenderisch zu bearbeiten, weshalb man auch annehmen darf, daß dieselben gegenwärtig sehr erschöpft sind. Diesen Umstand benutzte ein angeblicher Freund der Holländer im Jahre 1790, ihren Handel zu beschränken. „Handel", bemerkte er, „ist die Ursache unserer Freundschaft mit den Holländern, der Handel aber wird durch das Kupfer aufrecht erhalten. Ist dieses erschöpft, wird jener nothwendig aufhören. Ist es daher nicht weise, unsere Freundschaft dadurch zu verewigen, daß wir nur so viel Kupfer auszuführen erlauben, als unsere Minen auf die Dauer erzeugen können? Die Bergwerke gleichen nicht dem Haar des Menschen, welches wieder wächst, wenn es abgeschnitten wird, sondern den Knochen, die einmal abgenommen, nicht wiederkommen." Diese Argumente brachten es zuwege, daß statt zwei Schiffsladungen nur eine ausgeführt werden durfte. Im Jahre 1820 scheint dieses Verbot wieder zurückgenommen worden zu sein, und die Kupferausfuhr nahm zu. Außer den National-Fabrikaten, von denen eines bei uns den Namen des Fabriklandes führt **), ahmen die Japanesen auch viele feinere Arbeiten der Europäer nicht ohne Erfolg nach. Hierzu gehören: Telescope, Thermometer, Uhren, die zu Nagasaki verfertigt werden. Eine der letzten wurde 1827 dem Kaiser verehrt; sie war 5 Fuß lang und 3 Fuß hoch; sie enthielt eine gemalte Landschaft mit einer goldenen Sonne. Wenn die Glocke schlug, be-

*) 1 Pekul gleich 133 Pfund.
**) Lack.

wegte ein Vogel ſeine Flügel, eine Maus kam aus einem Loche und lief über den Berg, und eine Schildkröte kroch hervor und diente als Zeiger. Allein wie alle Orientalen, haben die Japaneſen keine Idee von Proportion und Perſpektive in der Malerei, der Vogel war größer als der Baum auf dem er ſaß, und die Maus faſt eben ſo groß als der Berg. Uebrigens ſcheint die Zeichnenkunſt ſchon früh bei ihnen geübt worden zu ſein; denn mehrere gemalte Schreine und Wände in ihren Tempeln tragen das Gepräge hohen Alterthums, wenn ſie auch nicht, wie die Eingebornen wollen, bis zum 11ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung hinaufreichen. Gute Porträtmaler giebt es nicht unter ihnen, und zwar ſcheinen ſie aus abergläubiſchen Gründen vollkommene Aehnlichkeiten abſichtlich zu vermeiden; um ſo ſorgfältiger verfahren ſie in den Details der Tracht, der Umgebung u. ſ. w.

Von ihren lackirten Sachen kommt ſelten etwas nach Europa, was in Japan als von vorzüglicher Qualität geachtet würde. Die gewöhnlichen Kiſten, in welchen Ausfuhrartikel verpackt werden, beſtehen aus Kampherholz und gleichen an Vollendung dem Beſten was unſere Kunſttiſchler produziren können.

Theatraliſche Unterhaltungen ſind ſehr beliebt und die Japaneſen übertreffen bei weitem die Chineſen an Scenerie und Decoration. Ihre Schauſpiele geſtatten eine Shakſpeareſche Miſchung des Tragiſchen und Komiſchen in demſelben Stücke, und eine eben ſo willkührliche Verletzung der Einheiten, wie ſich die alten franzöſiſchen Kritiker ausdrücken würden. Ihre Orcheſter-Direktoren, wenn man ſie ſo nennen darf, ſind in der Regel blind, und Mitglieder einer gewiſſen Fraternität von Blinden, welche man Fekis nennt. Gründer dieſes Vereins war, der Sage nach, ein gewiſſer Fürſt Senmimar, welcher ſich über den Verluſt ſeiner Geliebten blind geweint hatte. Ihre Theater ſind ſtark beſucht; doch die Schauſpieler-Profeſſion ſteht in dem-

ſelben übeln Ruf, den ihr das lockere Leben der Comedianten in den meiſten Ländern zugezogen hat, und von welchen ſie zu befreien die Talente und Tugend vieler unter ihnen noch immer nicht vermocht haben. Die Japaneſiſchen Damen benutzen das Theater mehr um ſich zu zeigen als um ſich was zeigen zu laſſen. (Tout comme chez nous!) Während einer Vorſtellung wechſeln ſie oft zwei bis dreimal ihren Anzug, weshalb eine denn ſtets mehrere Bedienten in ihrem Gefolge hat, welche die nöthigen Toilettenſachen tragen. Bei der Vorſtellung werden gedruckte Programme des Stückes zum Verkaufe ausgeboten. In der großen Welt amüſiren ſich die jungen Damen an Winterabenden mit der Verfertigung von feinen Handarbeiten, als: kleine Käſtchen, künſtliche Blumen, Vögel und andere Thiere, Brieftaſchen, Börſen, Flechtwerk zum Haarputz, alles zum Verſchenken. In der ſchönen Jahreszeit ſind ländliche Vergnügungen an der Tagesordnung, die ſchönſten ſind die auf den Luſtböten, welche mit der größten Pracht ausgeſchmückt ſind, und ihre Flüſſe und Seen bedecken. In einem ſolchen Luſtboote im Mondenlicht an der Seite der Geliebten auf den ſanften Wellen dahingleiten, und dem ſüßen Ton der Guitarre lauſchen — wie ſchön beſingt der Verfaſſer v. Lalla Rookh dieſe Erdenwonn ein dem herrlichen Vers:

Oh best of delights as it everywhere is,
To be near the beloved one, what rapture is his,
Who by moonlight and music thus idly may glide
O'er the lake of Cashmeer with that one by his side!

Die Seen und Flüſſe Japans ſind nach Sonnenuntergang glänzend erleuchtet durch die Tauſende von bunten Papierlampen, welche die Luſtböte ausſtecken. Als Spielwerk ſetzen ſie eine Figur in einem Gefäße aus, welche dem Fahrwaſſer des Bootes folgt. Die Geſellſchaft ſingt zur Guitarre: „Anatoya moda-

und ein in Blüthe stehender Pflaumenbaum standen. Es wurden aber auch nicht weniger als 1200 Gulden für das Kästchen verlangt. Da sie das religiöse Vorurtheil gegen das Schlachten der Thiere und gegen den Genuß alles bei uns von Metzgern verkauften Fleisches mit den Indiern gemein haben, so geben sie sich mit Viehzucht und deren Produkten nicht ab. Den Büffel gebrauchen sie als Saumthier, und wenn er stirbt, sein Fell und seine Hörner auf dieselbe Art wie wir. Dies mag vielleicht die Ursache sein, warum die Gerber bei ihnen in so schlechtem Ansehen stehen *). Sie haben eine Abneigung gegen alles Fett, wodurch ihre Kochkunst sich von der der Chinesen, und der Tartarischen Race in Europa stark unterscheidet. Geflügel wird viel gehegt; Fasanen und verschiedene andere waidgerechte Vögel verschaffen den japanischen Squires hinlängliche Unterhaltung. Vorzüglich aber sind es das Meer und die Flüsse, welche ihnen ihre animalischen Speisen liefern, und alle Produkte beider, vom Wallfische an herab bis zur Muschel, werden als Nahrungsmittel benutzt, ja selbst das Fischbein, welches geschabt und in Gestalt eines Ragouts benutzt wird. Um dieses Gericht wollen wir die Japanesen übrigens eben so wenig beneiden, als um das Fleisch des Delphins, welches sie roh mit Sakki und Senf verzehren.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts als der Handel mit Japan noch ein offener war, belief sich die Gold- und Silberausfuhr aus Japan auf 10 Millionen holländischer Gulden. Nachher wurde die Ausfuhr beschränkt und endlich ganz verboten. Im Laufe von 60 Jahren muß sie von 3 bis 600 Millionen Gulden betragen haben. Erwägen wir, daß Japan viel Kupfer erzeugt, und daß die Holländer manche Jahre von 30 bis 40,000 Pe-

*) S. das April-Heft, die Miscelle Japan.

kuls *) davon ausführten, auch eine große Quantität Stahl und Eisen, alle welche Metalle wegen ihrer großen Reinheit sehr geschätzt wurden, so ergiebt sich, daß dies Volk in den Künsten des Bergbaues, des Schmelzens und Raffinirens nicht unerfahren ist. Doch sind sie allerdings nicht frei von dem Vorwurf, ihre Minen nachlässig und verschwenderisch zu bearbeiten, weshalb man auch annehmen darf, daß dieselben gegenwärtig sehr erschöpft sind. Diesen Umstand benutzte ein angeblicher Freund der Holländer im Jahre 1790, ihren Handel zu beschränken. „Handel", bemerkte er, „ist die Ursache unserer Freundschaft mit den Holländern, der Handel aber wird durch das Kupfer aufrecht erhalten. Ist dieses erschöpft, wird jener nothwendig aufhören. Ist es daher nicht weise, unsere Freundschaft dadurch zu verewigen, daß wir nur so viel Kupfer auszuführen erlauben, als unsere Minen auf die Dauer erzeugen können? Die Bergwerke gleichen nicht dem Haar des Menschen, welches wieder wächst, wenn es abgeschnitten wird, sondern den Knochen, die einmal abgenommen, nicht wiederkommen." Diese Argumente brachten es zuwege, daß statt zwei Schiffsladungen nur eine ausgeführt werden durfte. Im Jahre 1820 scheint dieses Verbot wieder zurückgenommen worden zu sein, und die Kupferausfuhr nahm zu. Außer den National-Fabrikaten, von denen eines bei uns den Namen des Fabriklandes führt **), ahmen die Japanesen auch viele feinere Arbeiten der Europäer nicht ohne Erfolg nach. Hierzu gehören: Telescope, Thermometer, Uhren, die zu Nagasaki verfertigt werden. Eine der letzten wurde 1827 dem Kaiser verehrt; sie war 5 Fuß lang und 3 Fuß hoch; sie enthielt eine gemalte Landschaft mit einer goldenen Sonne. Wenn die Glocke schlug, be-

*) 1 Pekul gleich 133 Pfund.
**) Lack.

wegte ein Vogel seine Flügel, eine Maus kam aus einem Loche und lief über den Berg, und eine Schildkröte kroch hervor und diente als Zeiger. Allein wie alle Orientalen, haben die Japanesen keine Idee von Proportion und Perspektive in der Malerei, der Vogel war größer als der Baum auf dem er saß, und die Maus fast eben so groß als der Berg. Uebrigens scheint die Zeichnenkunst schon früh bei ihnen geübt worden zu sein; denn mehrere gemalte Schreine und Wände in ihren Tempeln tragen das Gepräge hohen Alterthums, wenn sie auch nicht, wie die Eingebornen wollen, bis zum 11ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufreichen. Gute Porträtmaler giebt es nicht unter ihnen, und zwar scheinen sie aus abergläubischen Gründen vollkommene Aehnlichkeiten absichtlich zu vermeiden; um so sorgfältiger verfahren sie in den Details der Tracht, der Umgebung u. s. w.

Von ihren lackirten Sachen kommt selten etwas nach Europa, was in Japan als von vorzüglicher Qualität geachtet würde. Die gewöhnlichen Kisten, in welchen Ausfuhrartikel verpackt werden, bestehen aus Kampherholz und gleichen an Vollendung dem Besten was unsere Kunsttischler produziren können.

Theatralische Unterhaltungen sind sehr beliebt und die Japanesen übertreffen bei weitem die Chinesen an Scenerie und Decoration. Ihre Schauspiele gestatten eine Shakspearesche Mischung des Tragischen und Komischen in demselben Stücke, und eine eben so willkührliche Verletzung der Einheiten, wie sich die alten französischen Kritiker ausdrücken würden. Ihre Orchester-Direktoren, wenn man sie so nennen darf, sind in der Regel blind, und Mitglieder einer gewissen Fraternität von Blinden, welche man Fekis nennt. Gründer dieses Vereins war, der Sage nach, ein gewisser Fürst Senmimar, welcher sich über den Verlust seiner Geliebten blind geweint hatte. Ihre Theater sind stark besucht; doch die Schauspieler-Profession steht in dem-

selben übeln Ruf, den ihr das lockere Leben der Comedianten in den meisten Ländern zugezogen hat, und von welchen sie zu befreien die Talente und Tugend vieler unter ihnen noch immer nicht vermocht haben. Die Japanesischen Damen benutzen das Theater mehr um sich zu zeigen als um sich was zeigen zu lassen. (Tout comme chez nous!) Während einer Vorstellung wechseln sie oft zwei bis dreimal ihren Anzug, weshalb eine denn stets mehrere Bedienten in ihrem Gefolge hat, welche die nöthigen Toilettensachen tragen. Bei der Vorstellung werden gedruckte Programme des Stückes zum Verkaufe ausgeboten. In der großen Welt amüsiren sich die jungen Damen an Winterabenden mit der Verfertigung von feinen Handarbeiten, als: kleine Kästchen, künstliche Blumen, Vögel und andere Thiere, Brieftaschen, Börsen, Flechtwerk zum Haarputz, alles zum Verschenken. In der schönen Jahreszeit sind ländliche Vergnügungen an der Tagesordnung, die schönsten sind die auf den Lustböten, welche mit der größten Pracht ausgeschmückt sind, und ihre Flüsse und Seen bedecken. In einem solchen Lustboote im Mondenlicht an der Seite der Geliebten auf den sanften Wellen dahingleiten, und dem süßen Ton der Guitarre lauschen — wie schön besingt der Verfasser v. Lalla Rookh diese Erdenwonn ein dem herrlichen Vers:

Oh best of delights as it everywhere is,
To be near the beloved one, what rapture is his,
Who by moonlight and music thus idly may glide
O'er the lake of Cashmeer with that one by his side!

Die Seen und Flüsse Japans sind nach Sonnenuntergang glänzend erleuchtet durch die Tausende von bunten Papierlampen, welche die Lustböte ausstecken. Als Spielwerk setzen sie eine Figur in einem Gefäße aus, welche dem Fahrwasser des Bootes folgt. Die Gesellschaft singt zur Guitarre: „Anatoya moda-

macht“ (Er ſchwimmt, er ruhet nicht), bis endlich die Figur bei einem oder dem andern Gaſte ſtille hält, der dann genöthigt iſt, den Becher Sákki zu leeren.

Da der ausländiſche Handel verboten iſt, ſo ſind ihre Schiffe bloß auf Küſtenfahrten eingerichtet, die bei ungünſtigem Wetter ſogleich in einem ihrer zahlreichen Häfen Schutz ſuchen müſſen. Die größten haben ungefähr 100 Fuß Länge, 25 — 30 Fuß Breite und 6 Fuß Waſſertiefe. Gützlaff ſah 3 japaneſiſche Barken im Hafen von Lutſchu, deren Mannſchaften gern mit den Fremden Unterredung gehabt hätten, wären ſie von den Mandarinen nicht davon zurückgehalten worden. Die Lutſchu-Inſeln und die Küſten des ungaſtlichen Yeſſo ſind wahrſcheinlich die gewöhnlichen Grenzen ihrer Schifffahrt. Deſſenungeachtet ſind bisweilen, auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers, von Japaneſen Entdeckungsreiſen unternommen worden. So kehrte 1686 eine japaneſiſche Dſchunke von einer ſolchen nach langer Abweſenheit aus dem Oſten nach Nagaſaki zurück. Der Seefahrer muß geglaubt haben, die Küſte von Neuholland erreicht zu haben, denn als er hörte, daß unter den Dienern der holländiſchen Faktorei ſich einige befänden, welche dort geweſen wären, ſo befragte er dieſelben über die Sitten und das Ausſehen der Eingebornen, und aus ſeinen eigenen Ausſagen bei dieſer Gelegenheit ging hervor, daß, nachdem ſie viele Tage öſtlich geſteuert hatten und noch immer offene See fanden, ſie wieder umkehren wollten, ein Sturm aber ſie weiter trieb, bis an ein Land, welches, nach der Vermuthung der Holländer, die amerikaniſche Küſte zwiſchen dem 40ſten und 50ſten Grade Nordbreite war. Dies iſt die letzte Unternehmung der Art, von der die Geſchichte weiß. Intereſſant wäre es allerdings, die Memoiren eines japaneſiſchen Baſil Hall *) zu

*) Bekanntlich einer der beſten Reiſebeſchreiber Englands.
Red.

lesen, der die Mündung der Themse und Seine entdeckt hätte, und einen Bericht über die Barbaren, die jene Regionen bewohnen, abstattete.

Die Astronomie, wenigstens die Beobachtung der himmlischen Körper, wird, wie gewöhnlich bei Völkern die eine klare Athmosphäre haben, stark getrieben. Ob sie ihren Umgang mit den Holländern benutzt haben, mit unserer Literatur bekannt zu werden, weiß man nicht, aber unsere Chronometer, Telescopen und andere Beobachtungsinstrumente sind ihnen genau bekannt, auch messen sie ihre Berge mit Barometern. In der Arzneikunde sind ihre Fortschritte nur gering, und ihre Vorurtheile verhindern sie an dem Studium der Anatomie. Nichtsdestoweniger haben wir uns herabgelassen, von ihnen den Gebrauch der Moxa und der Nadel-Puncturation zu entlehnen. Der Unterricht, wie er nun einmal dort ist, wird in den öffentlichen Schulen allen Klassen der Gesellschaft ertheilt, und vielleicht in keinem Lande der Erde ist die Kunst des Schreibens so allgemein verbreitet. Seltsam, daß ein Volk, welches den unschätzbaren Vortheil eines Alphabets vor den Chinesen voraus hat, doch seine Zeit mit dem Studium der Sprache dieser Nachbarn verschwendet und sie als die gelehrte betrachtet. Sie sind große Sammler, sowohl von Natur- als Kunstmerkwürdigkeiten, und es giebt unter ihnen Münzen- und Gemäldeliebhaber, die in der Manie den unsrigen durchaus nicht nachstehen. So besitzt der Gouverneur der Provinz Tamba eine sehr artige Sammlung europäischer Münzen, und zu Dscheddo giebt es eine Sammlung alter europäischen Kupferstiche, die schon über 150 Jahre im Besitze einer und derselben Familie ist. Ihre Museen enthalten viele gemachte Ungeheuer, Meermenschen, Schlangen mit Vogelfüßen u. s. w. Eines dieser Ungeheuer, zusammengesetzt aus einem Lachs und einem Affen, wurde unlängst in London als ein Meermann öf-

köstlich gezeigt. Ihr Geschmack in Bijouterie erstreckt sich bloß auf die Metalle, ihre Edelsteine sind selten polirt und werden wenig zum Schmuck benutzt.

Bei dem alle vier Jahre wiederkehrenden Besuch der holländischen Faktorei in der Hauptstadt des Reiches wird, wie schon bemerkt worden, dieselbe mit einer solchen strengen Eifersucht und Etiquette bewacht, daß selbst die Scharfsinnigsten nicht viel Neues zu beobachten Gelegenheit finden. Ein solcher Besuch fand 1822 statt; das Personal war der Präsident der holländischen Faktorei, Herr Cock Blomhoof, dessen Secretair Herr Fischer und der Arzt der Faktorei Herr Dr. Tullingh. Sie traten am 6. Februar die Reise an, eskortirt von einem Ober-Bunjusi, d. h., einem höhern japanesischen Officiere mit drei Subalternen, drei Dollmetschern von verschiedenem Grade, und einem Haufen Packträger, im Ganzen ungefähr 100 Leuten und 20 Pferden, letztere vorzüglich mit den Betten der Standespersonen beladen, welche selbst, nach den Sitten des Landes, auf bequemen Norimons (Bahren) getragen wurden. Dies Gepäck und den Mundvorrath welchen man nicht gleich brauchte, hatte man einige Tage zuvor zur See nach der Halbinsel Osacca vorausgeschickt. Der Gesandtschaft gingen beständig zwei japanesische Köche vorauf, um an den bestimmten Orten das Mittagsmahl und das Abendbrod zu bereiten.

Am 8ten, erzählt Herr Fischer, besuchten wir zu Sinogi die Hütte eines Greises, dem es von Jugend auf Freude gemacht hatte, den Durchzug der Holländer mit anzuschauen. Er war an 90 Jahre alt und hatte unsere Landsleute über vierzigmal passiren sehen; er schien sehr erfreut dieses Vergnügen noch einmal zu erleben.

Am 12ten erreichten sie Kehura, eine Hafenstadt an dem Kanale, die große Insel Nipon von derjenigen trennt auf welcher Nagasaki gelegen ist, und von dieser ungefähr 180 (eng-

liſche) Meilen entfernt. — Am 13ten fuhr man nach Simineſeky, dem weſtlichſten Punkte von Nipon hinüber; hier warteten ſie auf günſtigen Wind, und ſetzten dann längs der Küſte, 170 Meilen weit, ihre Reiſe nach der Stadt Moero fort, wo ſie landeten. Nachdem ſie durch viele große, volkreiche Städte gekommen waren, unter andern Oſacca, wo jedoch der Andrang der Neugierigen und die Schärfe der Etiquette ſie verhinderte, aus ihren Tragbahren auszuſteigen und zu Fuß gehend Beobachtungen zu machen, erreichten ſie am 7. März Foegimie, die letzte Station vor Miako, der Reſidenz des geiſtlichen Kaiſers.

„Von Foegimie bis nach Miako, eine Entfernung von 2 Stunden, paſſirten wir eine ununterbrochene Straße voll Läden und Fabriken. Die Niederlagen von Töpfergeſchirr, Getraide, Wildpret, Geflügel, Theehäuſer, Sakki-Brauereien ſind zahllos, und die durch die Menge von Vorübergehenden belebte Scene machte dieſen Theil unſerer Reiſe zu einem der intereſſanteſten. In Miako hatten wir ein beſſeres Quartier als zu Oſacca, aber hier wie dort wollten die Beſuche die wir erhielten, kein Ende nehmen. Miako, auch Kioto genannt, iſt der Sitz des Dayrie, und ſoll eine Einwohnerzahl von 600,000 Seelen enthalten; die Tempel ſind ſchön, eben ſo der die Stadt durchſchneidende Fluß und die Umgegend; die Frauen dieſer Stadt werden für die ſchönſten des Reiches gehalten, und Künſte und Wiſſenſchaften ſtehen hier in hohen Ehren. Miako iſt das große Stelldichein der Fremden aus allen Theilen des Reiches, die dahin wandern, entweder als Pilger zum Tempel des Tſie, oder um ſich mit Waaren zu verſehen. Es iſt das Paradies von Japan und beſonders wegen ſeiner geſunden Lage berühmt.“

Die Reiſenden ſcheinen von allen denen die ihnen unterweges begegneten, mit Achtung behandelt worden zu ſein, und an ihren Ruheorten mit der Herzlichkeit und fröhlichen Gaſtfreundſchaft auf-

genommen, mit der man einen willkommenen Gast empfängt. Der Zutritt der zahlreichen Besuchenden scheint nirgendswo durch Eifersucht von Seiten der Regierung erschwert worden zu seyn. An einigen Orten war der Empfang besonders liebreich.

„Am 20sten ging die Reise durch eine sehr gebirgige Gegend, die Wege waren steil und schwierig. Um so angenehmer ist es für den Reisenden hier Ruheorte zu finden, wo zu seiner Ueberraschung niedliche liebenswürdige junge Mädchen herbeispringen, ihm frisches Quellwasser, Thee und andere Erquickungen darbieten und ihn einladen, sich in ihren Häusern einige Augenblicke auszuruhen. Wir folgten dieser Einladung auf einem der Berge, und genossen in den Theehäusern die Privilegien, welche jedem Reisenden zu Theil werden. Auch mußten wir unseren japanesischen Freunden einräumen, daß der Ruf den die Frauen daselbst wegen ihrer Schönheit genießen, vollkommen gegründet sey. Ursache genug, daß wir hier, wie anderswo, unseren schönen Wirthinnen durch einen Ring, eine Haarnadel oder sonstige Kleinigkeit unseren Dank zu erkennen gaben. Von hier aus hatten wir die erste Aussicht auf den berühmten Berg Fozie, welcher seinen schneeigen Kamm über die übrigen erhebt, und in den Wolken verbirgt."

Dieser Berg ist, nach anderen Reisenden, 11 bis 12,000 Fuß hoch und war vor hundert Jahren noch ein Vulkan. Die Japanesen sind nicht wenig stolz auf ihn, und er spielt eine große Rolle sowohl in ihren artistischen Produkten als poetischen Werken; in der That verdient er auch diese Auszeichnung durch die Schönheit seiner Scenerie und die Fruchtbarkeit seiner Umgegend.

Am 27sten März erreichte die Gesandtschaft Sinagawa, die modische Faubourg der Hauptstadt, deren belebte Stra-

ßen und zahlreiche prachtvolle Waarenläden ſtark an London erinnerten.

„Lange bevor wir in Sinagawa ankamen, zogen wir, umdrängt von einer zahlloſen Bevölkerung, längs breiter Straßen, die man als ſchon zu Dſcheddo gehörend betrachten kann; und obgleich es in raſchen Schritten vorwärts ging, dauerte es doch zwei Stunden ehe wir unſer Quartier erreichten. Nagaſakkha, ſo hieß daſſelbe, liegt dicht an dem Kaiſerl. Palaſt, welcher den Mittelpunkt der Stadt bildet; der Durchmeſſer der letzteren beträgt 5 bis 6 Stunden.“

Einmal hier angekommen, ſahen ſich die Reiſenden ſo ziemlich in den Zuſtand von Staatsgefangenen, die zwar amtliche Beſuche annehmen, allein ihr Logis nur verlaſſen durften, um ſich zur Audienz beim Kaiſer zu verfügen und ſtets von Spionen unter allen Geſtalten und Verhüllungen umlauert waren. Unter den Beſuchenden waren einige, welche holländiſch verſtanden, als: der kaiſerliche Unterdollmetſcher, mehrere Aerzte und der kaiſerliche Aſtrolog, welcher ſich des ſeinem Amte entſprechenden Namens Globius erfreute. Alle dieſe benutzten eifrig die Gelegenheit, ſich über dies und jenes Europäiſche zu unterrichten, wie denn die Fremden es an ähnlichen Beſtrebungen, ihre Kenntniſſe von Japan zu vermehren, nicht fehlen ließen. Dieſer Verkehr mit den Eingebornen, wiewohl unter der beſtändigen Aufſicht und Regulirung des Gouvernements, war doch inſofern uneingeſchränkt, daß die Wohnung der Geſandtſchaft vom Morgen bis ſpät in die Nacht voll von Beſuchen war. Der Buchſtabe des japaneſiſchen Geſetzes verbietet zwar den Frauenzimmern in die Umhegung des geſandtſchaftlichen Hotels zu kommen, allein jene Erfindſamkeit der Neugierde, welche es den Damen in England möglich machte, hinter dem Throne ins Oberhaus und in den Ventilator des Unterhauſes einzudringen, trug auch zu

Dschedda den Sieg davon. Es traf sich zuweilen, daß ein einziger Mann nicht weniger als sechs Damen mitbrachte, was aber, wie Herr Fischer erzählt, durchaus nicht die Wirkung hatte, die Liqueurs und das Confect, welche bei Besuchen angeboten wurden, länger ausreichen zu machen. Die Geschenke, welche man wechselte, richteten sich nach dem Range der Besuchenden. Ein paar holländische Worte auf den Fächer geschrieben, als Erwiederung für ein Stammbuchblatt, stellte Viele von geringen Ansprüchen zufrieden. Die Secretaire des Gouvernements von Sadsuma verehrten der Gesandtschaft 12 schöne Vögel, 15 seltene Pflanzen, 2 Schooßhündchen, 2 Kaninchen, nebst Seidenstoffen und anderen Gegenständen, alles in Käfichen und Kästchen, die an Werth und Schönheit das was sie enthielten, weit übertrafen.

Am 6ten April endlich wurde der große Zweck der Mission erreicht, durch die feierliche Audienz, welche der Kaiser ausschließlich dem Chef der Gesandtschaft ertheilt. Nur bis an die Schwelle des kaiserlichen Gemachs durften den Präsidenten seine beiden europäischen Gefährten begleiten. Nachdem sie in den Palast getreten waren, und in einem Saal eine Stunde gewartet hatten, wo sie allerdings einiges was an Insult grenzte (doch dies war auch das einzige Mal) zu erleiden hatten, traten sie in den Audienzsaal.

„Derselbe ist sehr groß, aber einfach und ohne pomphafte Verzierung. Man zeigte uns, dem Eingange gegenüber, eine Estrade, wo der Kaiser erscheinen würde, auf der linken Seite die Plätze für die Prinzen von Geblüt und die kaiserlichen Räthe nach ihrem Range. Obgleich jeder Theil des Palastes den wir gesehen hatten, sich durch geschickte und schöne Bauart und durch Großartigkeit im Vergleich mit anderen Gebäuden auszeichnet, so ist doch dieser Theil zu sehr für öffentliche Feierlichkeiten bestimmt, um vielen Prunk und Luxus zuzulassen. Die Verhältnisse der Thü-

ren

ren und Fenſterladen ſind koloſſal, die japaniſche Vergoldung und das Schnitzwerk reich und doch einfach. Als wir ins Vorzimmer zurückkehrten, erhob ſich ein heftiger Sturm, der zum Glück nur einen Augenblick dauerte, indem ſonſt die Audienz wahrſcheinlich wäre ausgeſetzt worden, da Se. kaiſerliche Majeſtät ſich ſehr vor dem Donner fürchten. Um 11 Uhr endlich wurde der Präſident zur Audienz vorgeladen, von welcher er nach einer halben Stunde zurückkehrte. Die ganze Ceremonie beſtand darin, daß er auf japaneſiſche Art ſeine Verbeugungen machte und einige Sekunden, das Haupt bis zum mit Matten belegten Fußboden gebeugt, aushielt, bis die Worte: Capitan Hollanda! laut ausgerufen wurden. Es herrſchte tiefe Stille, die nur von dem ſanften Gemurmel der Japaneſen unterbrochen wurde, womit ſie tiefe Ehrfurcht auszudrücken pflegen. Der Gouverneur von Nagaſakkya und der Oberdollmetſcher waren die einzigen Perſonen welche den Präſidenten begleiteten, und die ihm das Zeichen gaben, daß er abtreten könne. Dies geſchieht auf dieſelbe Weiſe wie der Eintritt, in gebeugter Stellung, ſo daß man zwar von der Anweſenheit der Uebrigen weiß, aber nicht um ſich ſchauen kann, was gegen alle Regeln japaneſiſcher Höflichkeit verſtoßen würde.

Wiewohl dann und wann von Beſuchen zu ſehr beläſtigt, und einmal durch eine ganze Facultät kaiſerlicher Aſtrologen einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung unterworfen — wie der geſandtſchaftliche Arzt einem fünfſtündigen Examen durch ſechszehn ſeiner japaneſiſchen Fachgenoſſen — ſo ſpricht doch Herr Fiſcher in den lobendſten Ausdrücken von der Güte und Gaſtfreundſchaft, mit welcher er während ſeines Aufenthalts zu Dſcheddo behandelt wurde. Einige Eingebornen ſetzten ſeine Lachmuskeln in ſtarke Bewegung, indem ſie ihm zu Ehren in holländiſchem, aus verſchiedenen Jahrhunderten und Moden zuſammengeſetzten Anzuge ihren ergebenſten Beſuch bei ihm abſtatteten.

2.

Etwas über Italien.

(Aus dem Privatschreiben eines norddeutschen Reisenden).

Rom, den 18. Mai. —— Kommen uns die Römerbauten vor, als sollte dem Felsen selbst nicht allein nachgeahmt, sondern als sollte er unmittelbar ins Leben gerufen werden, so lassen uns die anziehenden Abstufungen der stumpfen italienischen Dächer immer noch das Phantasiereiche des Geklüftes, zwischen dessen Zacken und Abhängen die dunkelgrünen Cypressenspitzen mildernd sich eingedrängt haben. Aus allem erkennt man leicht, daß in keinem Lande das Menschenwerk einen bedeutenderen Antheil an der Verschönerung hat. Ja die Natur ist durch das, was der Mensch hineintrug, fast zu sehr gezähmt und bezwungen worden. Kühne, mächtige Gegend hat man in Oberitalien wenigstens sich mühsam zu suchen, und hier hält es namentlich mit der herrlichen Schweiz gar keine Vergleichung aus. Doch wo wird alles Herrliche an Eine Stelle gedrängt? und die weise Vertheilung ist ja auch so schön. Selbst darüber haben wir uns auch im Stillen bereits gewundert, daß auch die Italiäner es der Mühe nicht werth halten, Deutschland um Deutschlands willen zu besuchen. Gegenden wie die von Wiesbaden, Heidelberg, und namentlich dem köstlichen Baden-Baden müssen sich in jeder Zusammenstellung behaupten, wie wir denn auch einst von einem die ganze Welt um eines Wohnorts willen durchreisenden Engländer nicht eben zu unserer Verwunderung hörten, daß er zuletzt das Schloß von Heidelberg sich gewählt. Selbst die Umgegend von Florenz kann diese gelockten Rebenhöhen von Baden-Baden mit den in phantasiereichsten Abwechselungen zwischengestreuten Burg-Ruinen nicht ersetzen. Göthe ists vorall gelungen, das Aquarell der italiänischen Landschaft in seiner Seele

abzuspiegeln und wiederzugeben. Die meisten sprechen in Fieberhitze, sehen — wie Neigebaur bei Tivoli — zu häufig den Kirschlorbeer, der freilich schon frühe und reich beginnt, für Citronengebüsch an, wenn nicht gar den Buxus für Myrthe, welche letztere erst spät und äußerst spärlich beginnt. Ueberhaupt kann von eigentlichen Wäldern dieses kostbaren Gesträuchs in Italien durchaus nicht die Rede sein. Fast überall sind die Bäume nur Gruppen oder, wie beim Oelbaume, regelmäßige Pflanzung. Das Land der Wälder ist unser Deutschland, wenn es in letzter Zeit auch schon zu sehr sich gelichtet, und unmöglich kann der Eintritt des europäischen Südlandes in die Schatten unserer Buchen- und Eichenhaine seines tiefen Eindrucks verfehlen.

Vereinzeltes Merkwürdige ist dagegen fast auf jedem Schritte zu finden. Wie die Gegend von Baku am kaspischen Meer vom brennenden Naphta, so ist Italien von der Gluth der Geschichte durchdrungen. Die Beziehungen der verschiedenartigsten Zeiten fallen oft an dieselbe Stelle zusammen, und die Phantasie hat zu thun, die Pole zu verknüpfen, den jedesmaligen Zeitcharakter auf der gleichen Stelle sich einzulösen. Schon, daß hier fast jeder Ort mit einem oder mehreren unsterblichen Namen sich schmückt, die er nun als Palladium, die Fremden zugleich anlockend, sich hinhält, unterscheidet die hiesige Welt. Padua hat seinem Livius freilich nur im verschlossenen Saale eine winzige Büste aufgestellt, wogegen Mantua die Manen Virgil's durch eine sehr anziehende Statue auf einem ihm geheiligten Platze schon mehr befriedigt. Der jungfräuliche, etwas zu stark gelockte Dichter steht aus cararischem Marmor in weitem Gewande mit einer Papierrolle — doch wohl der Aeneis — höchst edel da. Die vier lateinischen Distichen am Sockel stellen den Ruhm des Epikers mit dem Homers zusammen. Sinnvoller noch schlingt

ſich Palladio's Ruhm in ſeinen einfachen Prachtwerken ſelbſt durch die Straßen von Vicenza, wie denn ſogar der Hof unſeres Hotels von ihm gebaut war, während zu Bologna die Werke der ihm entſproſſenen Maler ſich in die inneren Räume dieſer mächtigen Stadt gezogen. Aber was iſt nicht dem edlen Florenz entſproſſen? den Bazar hat man mit den Büſten dieſer Unſterblichen geſchmückt, in der Kirche St. Croce prangen die erhabenen Grabmäler einiger Auserleſenen. Iſt Rom die erhabenſte, Neapel die prangendſte und Venedig die merkwürdigſte Stadt Italiens, ſo bleibt Florenz immer noch die anziehendſte, lieblichſte. Die berühmteſten Marmor, welche das griechiſche Kunſtalter vererbt, ſind hier, merkwürdig genug, auf einen kleinen Raum zuſammengetreten. Man bedauert bei der mediceiſchen Venus, daß ihr Seitenſtück, der vatikaniſche Apoll, von ihr muß getrennt leben, denn man kann von dieſem Marmor keinen anderen Ausdruck als den des Lebens gebrauchen. Dieſe Trennung kann ihr die Nachbarſchaft des rüſtigen Schleifers, des Beckenſchlägers, der beiden Ringer nicht erſetzen. Wir hätten dann die Verklärung menſchlicher Form auf ihrer Blüthenhöhe gegenübergeſtellt, und würden lebendiger erkennen, um wie viel der männliche Körper höher ſtehe. Das aber hat ſich uns, wie auch ſchon früherhin, wiederum aufgedrungen, daß gerade der Marmor die Kraft hat, die menſchliche Nacktheit zu heiligen und ſie abgelöſ't von aller ſinnlichen Beziehung darzuſtellen. Inſofern ſcheint es uns großer Mißgriff, daß man die Mediceerin fort in die Nähe von zwei berühmten Liebesgöttinnen des Tizian gebracht, und wir konnten die höchſte Verſtimmung nicht bemeiſtern. Sie nehmen unmittelbar neben der ſo züchtig und verſchämt gehaltenen, ſtehenden Marmorgeſtalt, in ihrer bequemen und ruhenden ein faſt liederliches Anſehen an, welches bei der einen durch die in ſchlaffer Unzüchtigkeit gehaltene linke Hand

noch sehr vermehrt wird. Vor die Mediceerin kann ich die edelste Jungfrau führen und ihr sagen: „sieh, welchen Tempel ein Künstler aus dem weiblichen Körper geschaffen!“ es ist unmöglich, daß die Gebildete selbst in männlicher Nähe sich von dem Anblicke beschämt getroffen fühlte; aber bei den Gemälden hätte ich's nimmer gewagt. In unnachahmlich edel gedachter Keuschheit wendet die antike Gestalt von der Vorderseite des Körpers sich zurück, ihr Gesicht, wiewohl in schwimmender Liebe des Blickes, den auch im Marmor die zusammensinkenden Augenlieder auf das Holdeste verrathen, ist in eine stille Einsamkeit geflohen, während das der Tiziane in bequemem Triumph über den keck hingebreiteten Reizen verweilt. Was sagt man doch von der Sinnlichkeit des alten griechischen Volkes, wenn sein Künstler so den christlichen beschämt! Unter allen einzelnen Statuen ist aber keine lebendigere, als die des Schleifers. Es ist ein rüstiger Geselle, der sich in schwerer Arbeit bei unbequemster Stellung seinen Tag gewinnt, aber der Körper hat Widerstand, und das Werk überwindet ihn nicht. Die zurückgewichene Stirn deutet auf einen Sklaven des Orients, aber die Nase ist voller Ausdruck, ihre Biegung schön, wiewohl ganz das sogenannte griechische Profil verlassend. Wie viele antike Köpfe gehen davon ab, uns zu zeigen, daß auch der griechische Künstler den Ausdruck des individuellen Lebens sich hoch an die Spitze stellt, sobald es nicht das Bilden einer Göttergestalt gilt. Die beiden Ringer aber sind höhere Schönheitbilder, wenigstens den Gesichtszügen nach, während die beiden Körper in einer Muskelfülle strotzen, wie in südlichen Ländern unsere Organisation sie kaum noch hervorbringt. In dem Gesichte des Siegers ist kein höhnender Triumph, in dem des Besiegten kein feiger Schmerz, jener verräth nur stillen Stolz, dieser Wehmuth und gekränkte Ehre. Zu dieser erhebenden Stille stehen die beiden

aufs merkwürdigſte verſchlungenen, hochangeſtrengten Körper bei überſchwillender Kraft in einem ergreifenden Gegenſatze. Auch, daß der griechiſche Künſtler nach den kühnſten, verſchlungenſten Aufgaben für den Marmor geſucht und dann ſpielend ſie löſet, ſtrömt mit dem hohen Eindrucke zuſammen. Es muß die Anſtrengung nimmer geahnet werden, aber ſie geht dennoch aus der Natur der Leiſtung unmittelbar hervor.

3.

Sitten und Lebensweiſe der Bewohner von Irkutſk.

Irkutſk, die Hauptſtadt des öſtlichen Sibiriens, liegt an der Mündung des Fluſſes Irkut und am rechten Ufer des prächtigen, aber in ſeinem Laufe äußerſt reißenden Angara-Stroms, der von Weſten und Norden den größten Theil der Stadt umfließt. Südwärts durchſchneidet ſie in vielfachen Krümmungen das Flüßchen Uſchakowka; nächſtdem wird ſie von einer Bergkette mittlerer Höhe von zwei Seiten eingeſchloſſen. — Irkutſk überraſcht den Reiſenden angenehm durch ſeine halbgothiſchen Kirchen, durch die mitunter recht hübſchen Häuſer, ſeine regelmäßigen Straßen und Plätze, endlich durch einen ſchönen Kai, neben dem ein Garten im engliſchen Geſchmack mit Blumenbeeten der üppigen ſibiriſchen Flora angelegt iſt. Der ganze erſte Eindruck ſtimmt den Reiſenden zum Vortheil für Irkutſk; die Stadt betretend, paſſirt er ein ſteinernes Thor mit der Abbildung eines Füllhorns, das ihm ſchon ihre Wohlhabenheit andeutet. Zwar hat ſie ihre eigenthümlichen Züge und einige aſiatiſche Gewohnheiten, doch gleicht im Ganzen ihr Charakter dem der übrigen ruſſiſchen Städte. Manche bilden ſich ein, in Irkutſk lebe man in völliger Erſtarrung, hier habe man keinen Zeitvertreib, keine Zerſtreuung. Die Einwohner ſind aber nicht nur

keiner russischen Nationalbelustigung fremd, sondern ahmen sie vielmehr eifrig nach. In der Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigsfeste werden in einem großen Saale, Birshewaja genannt, öffentliche Maskenbälle gegeben. Hier sieht man beide Geschlechter aus den verschiedenartigsten Ständen und Völkerstämmen zweier Welttheile auf und nieder wandeln. Diesem buntfarbigen Gemälde fehlt es aber an Leben; die ganze Gesellschaft beobachtet tiefes Schweigen, und das Geräusch, das die paarweise Umherwandelnden machen, verschwimmt in der Musik. Endlich beginnt der Tanz: Polonaise, Ecossaise, Quadrille, einfache und französische, Walzer, Galoppade, Masurka, Cotillon gehen bunt durcheinander; aber bei allen diesen Tänzen bemerkt man keine wahre Fröhlichkeit, keine Ungezwungenheit und Gesprächigkeit; eine gewisse Kälte und Aengstlichkeit ist der Fehler, an den diese öffentlichen Zusammenkünfte leiden. Wenn Jemand seine Dame bewirthen will — was jedoch hier sehr selten vorkommt, — so braucht er nur in das anstoßende Zimmer zu gehen, wo er ein Büffet findet, dessen Inhaber, wie sich von selbst versteht, ein Deutscher ist. Um Mitternacht verklingen die Töne der Musik, Alles geht auseinander und Niemand bedauert die gemachte Ausgabe; denn dafür, daß man sich von sechs Uhr Abends bis in die tiefe Nacht belustigte, wird nur ein Rubel Kupfer bezahlt.

Die Vergnügungen der Carnevals-Woche sind beinahe dieselben wie in Petersburg: auf der Angara und Uschakowka werden Rutschberge erbaut und Wettrennen angestellt. Man findet hier freilich nicht die Pracht, welche die Blicke des Bewohners der Kaiserstadt bei diesen in jener Woche üblichen Schlittenfahrten ergötzt, dafür sieht man aber andere ziemlich befremdende Dinge. Freundliche Frauen des Kaufmanns- und Beamtenstandes z. B. legen die dem zarten Geschlechte eigene Aengstlichkeit ab und

messen sich mit den verwegensten Reitern im Wettrennen. Man kann nicht umhin, die Kunst und Gewandtheit zu bewundern, womit diese kecken Reiterinnen ihre störrigen Renner lenken. Oft war ich schon bei solchen Rennen Zeuge, wo einige derselben unsere besten Reiter überholten und ihnen den Weg abschnitten. Abends wird die Rennbahn von Lampen und verschiedenfarbigen Laternen erhellt; aber dieses Schauspiel dauert in seinem ganzen Umfange nicht lange. Seine besten Zierden verschwinden bald, gegen Abend zieht sich der ganze Honoratiorenstand von Irkutsk in seine Wohnungen zurück, nur die rothwangigen Bürgermädchen, die lustwandelnde Jugend und das gemeine Volk bleiben zurück. Die Rennbahnen verröden jetzt ganz, das lärmende Treiben beginnt an den illuminirten Rutschbergen, wo das Herabfahren mit fröhlichen Gesängen begleitet wird. Je weiter es in die Nacht hineingeht, desto lärmender und unordentlicher geht es bei diesen Rutschbergen zu. Gegen eilf Uhr endlich hat die ganze Lustbarkeit ein Ende.

Jeden Morgen des Carnevals wird nach Beendigung der Messe gewöhnlich mit Visiten hingebracht: der fröhliche Hausherr bewirthet die Ankommenden mit Thee, mit einem reichlichen Frühstück und mit Pfannkuchen, welche hier mit Madeira genossen werden. Bei diesem Frühstück versucht man vergebens ein Gespräch anzuknüpfen, man kann es bei den tiefen, ewig sich wiederholenden Bücklingen nicht aushalten, muß sich aber dennoch der herrschenden Sitte unterwerfen. Beim Scheiden wird man zum Essen eingeladen und bis an die Treppe des Hauses begleitet, wo der Hausherr wartet, bis der Gast in den Schlitten gestiegen ist. So viel man am Tage Visiten macht, so viel Einladungen zum Mittagsessen erhält man. Die besten Mahlzeiten geben die hiesigen, dem Mehrtheile nach sehr vermögenden Kaufleute, daher die Wahl vorzugsweise auf ihre Einla-

dungen fällt. Diese Gastmähler sind nach den feinsten Regeln der Gastronomie eingerichtet, der Champagner fließt dabei in Strömen; denn der Verstand der Sibirier ist wunderbar erfindenisch im Erfinnen von Toasten; nach aufgehobener Tafel entfernen sich die Gäste augenblicklich.

Um den Weindunst, der sich während des Essens im Kopfe anhäuft, zu zerstreuen, fährt man zuerst in den Straßen herum, wo sich Alles in buntem fröhlichem Gewimmel treibt. Von da geht es zu den Wettrennen, dann zu den Rutschbergen, endlich zu einer geladenen Soirée, zu der man als Stoff zur Unterhaltung einen Vorrath humoristischer Beobachtungen und theils erlebte, theils erdichtete Abentheuer mitbringt. Unsere Soirées — selbst die unserer besten Bewohnerklassen — sind aber schrecklich ermüdend und langweilig. Die Damen, deren Putz größtentheils nach den Modeberichten des bis zu Anfange des vergangenen Jahres von Herrn Polewoj redigirten Moskauschen Telegraphen eingerichtet war, sitzen abgesondert von den Männern, mit der Hausfrau in einem besondern Zimmer.

Hier steht vor einem Sopha ein großer runder Tisch, auf welchem auf schönbemalten Tellern Eingemachtes aller Art, verschiedene süße Backwerke, Birnen, Trauben, welche aus China kommen, Beeren und Zirbelnüsse aufgestellt sind, deren Aufknacken hier einen beliebten Zeitvertreib bildet. Ich gestehe, ich habe mich oft über das unangenehme Geräusch, welches das allgemeine Nußknacken verursacht, geärgert, es hindert sogar am Gespräch, welches ohnedies nur schläfrig fortgeht. Sich mit den Damen zu unterhalten, ist hier nicht Sitte, und diese Nichtsitte ist für die Männer keine kleine Wohlthat, weil selten eine von den Damen einen Begriff von Literatur oder überhaupt von solchen Dingen hat, welche ein Gespräch beleben können. Es gilt allgemein für unschicklich, daß ein Mädchen sich mit einem

meſſen ſich mit den verwegenſten Reitern im Wettrennen. Man kann nicht umhin, die Kunſt und Gewandtheit zu bewundern, womit dieſe kecken Reiterinnen ihre flörrigen Renner lenken. Oft war ich ſchon bei ſolchen Rennen Zeuge, wo einige derſelben unſere beſten Reiter überholten und ihnen den Weg abſchnitten. Abends wird die Rennbahn von Lampen und verſchiedenfarbigen Laternen erhellt; aber dieſes Schauſpiel dauert in ſeinem ganzen Umfange nicht lange. Seine beſten Zierden verſchwinden bald, gegen Abend zieht ſich der ganze Honoratiorenſtand von Irkutſk in ſeine Wohnungen zurück, nur die rothwangigen Bürgermädchen, die luſtwandelnde Jugend und das gemeine Volk bleiben zurück. Die Rennbahnen veröden jetzt ganz, das lärmende Treiben beginnt an den illuminirten Rutſchbergen, wo das Herabfahren mit fröhlichen Geſängen begleitet wird. Je weiter es in die Nacht hineingeht, deſto lärmender und unordentlicher geht es bei dieſen Rutſchbergen zu. Gegen eilf Uhr endlich hat die ganze Luſtbarkeit ein Ende.

Jeder Morgen des Carnevals wird nach Beendigung der Meſſe gewöhnlich mit Viſiten hingebracht: der fröhliche Hausherr bewirthet die Ankommenden mit Thee, mit einem reichlichen Frühſtück und mit Pfannkuchen, welche hier mit Madeira genoſſen werden. Bei dieſem Frühſtück verſucht man vergebens ein Geſpräch anzuknüpfen, man kann es bei den tiefen, ewig ſich wiederholenden Bücklingen nicht aushalten, muß ſich aber dennoch der herrſchenden Sitte unterwerfen. Beim Scheiden wird man zum Eſſen eingeladen und bis an die Treppe des Hauſes begleitet, wo der Hausherr wartet, bis der Gaſt in den Schlitten geſtiegen iſt. So viel man am Tage Viſiten macht, ſo viel Einladungen zum Mittagseſſen erhält man. Die beſten Mahlzeiten geben die hieſigen, dem Mehrtheile nach ſehr vermögenden Kaufleute, daher die Wahl vorzugsweiſe auf ihre Einla-

hungen fällt. Diese Gastmähler sind nach den feinsten Regeln der Gastronomie eingerichtet, der Champagner fließt dabei in Strömen; denn der Verstand der Sibirier ist wunderbar erfinderisch im Erfinnen von Toasten; nach aufgehobener Tafel entfernen sich die Gäste augenblicklich.

Um den Weindunst, der sich während des Essens im Kopfe aufhäuft, zu zerstreuen, fährt man zuerst in den Straßen herum, wo sich Alles in buntem fröhlichem Gewimmel treibt. Von da geht es zu den Wettrennen, dann zu den Rutschbergen, endlich zu einer geladenen Soirée, zu der man als Stoff zur Unterhaltung einen Vorrath humoristischer Beobachtungen und theils erlebte, theils erdichtete Abentheuer mitbringt. Unsere Soirées — selbst die unserer besten Bewohnerklassen — sind aber schrecklich ermüdend und langweilig. Die Damen, deren Putz größtentheils nach den Modeberichten des bis zu Anfange des vergangenen Jahres von Herrn Polewoj redigirten Moskauschen Thelegraphen eingerichtet war, sitzen abgesondert von den Männern, mit der Hausfrau in einem besondern Zimmer.

Hier sieht vor einem Sopha ein großer runder Tisch, auf welchem auf schönbemalten Tellern Eingemachtes aller Art, verschiedene süße Backwerke, Birnen, Trauben, welche aus China kommen, Beeren und Zirbelnüsse aufgestellt sind, deren Aufknacken hier einen beliebten Zeitvertreib bildet. Ich gestehe, ich habe mich oft über das unangenehme Geräusch, welches das allgemeine Nussknacken verursacht, geärgert, es hindert sogar am Gespräch, welches ohnedies nur schläfrig fortgeht. Sich mit den Damen zu unterhalten, ist hier nicht Sitte, und diese Nichtsthun ist für die Männer keine kleine Wohlthat, weil [illegible] den Damen einen Begriff von Literatur aber [illegible] solchen Dingen hat, welche ein Gespräch [illegible] gilt allgemein für unschicklich, daß [illegible]

jungen Manne unterhalte; seine Fragen beantwortet sie darum stets mit einem lakonischen Ja oder Nein. Während der Hausherr besorgt ist, seine bejahrteren Gäste an Spieltischen unterzubringen, blicken die jungen Leute ins Zimmer, wo die Damen sitzen, machen schweigend ihre kritischen Bemerkungen und erwarten mit Ungeduld, daß die Musik ihrer Zurückhaltung ein Ende mache. Endlich wird dieser Wunsch erfüllt, die Töne der Polonaise erklingen, jeder tanzlustige Cavalier eilt nun, eine Dame aufzufordern, welche mit einem leichten Kopfnicken ihre Einwilligung kund giebt. Nach der Polonaise kommt gewöhnlich ein Nationaltanz, Osmörka genannt, der von acht Paaren ausgeführt, sich durch Raschheit und Mannichfaltigkeit auszeichnet. Man hat keine Minute zum Ausruhen. Alle Paare drehen sich unaufhörlich und winden sich wie ein Schlangenschweif. Haben die Jungen sich müde getanzt, die Alten genug gespielt, so machen sich alle Gäste eifrig an das Abendessen, schonen den Wein des Wirthes nicht, und begeben sich endlich um Mitternacht nach Hause. Unter solchen Vergnügungen, Gastmählern und Zerstreuungen vergeht der Carneval. Am letzten Tage desselben wird in der Nähe der Rutschberge ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt.

Die großen Fasten sind hier wie in ganz Rußland, eine Zeit, in welcher Jeder zur Erfüllung der Religions-Uebungen zurückkehrt, ohne deshalb die Sorgen dieser Welt ganz zu vergessen. Die Kirchen, deren es in Irkutsk 15 giebt, sind stets mit Betenden angefüllt und genügen für die Frömmigkeit unserer Bevölkerung; die Zerstreuung Suchenden eilen Abends in den Klub, wo von sechs Uhr bis Mitternacht eine große Zahl Menschen sich einfindet. In dem großen Klubsaale wird Billard gespielt, in einigen Nebenzimmern sind Spieltische aufgestellt, ein Zimmer ist zum Lesen der Journale und Zeitungen bestimmt.

Hier sieht man allemal bei Ankunft der Post — was alle acht Tage ein Mal der Fall ist — die Schaaren der Neuigkeitskrämer strömen. Im angedeuteten großen Klubsaale wurde im Jahre 1832 während der Fasten zum ersten Male seit der Gründung von Irkutsk von Liebhabern ein großes Vokal- und Instrumentalconcert ausgeführt, was mit dem geistlichen Liede anfing: „Herr Gott dich loben wir", in Musik gesetzt von Sarti und Alabjew, von Kosaken gesungen; dann wurden Musikstücke von Baillot, Rhode, Maurer, Mozart und Romberg gespielt. Der Geschmack, womit die Kunstdilettanten alle diese Musikstücke ausführten, erregte allgemeines Vergnügen. Der Ertrag der Billets, deren jedes fünf Rubel kostete, wurde zum Besten der Wittwen und Armen verwendet.

In solcher Einförmigkeit gehen die Fasten vorüber. Kaum ist aber deren letzter Tag verstrichen, so verkündet um Mitternacht ein Kanonenschuß die allerfreuende Auferstehung des Heilandes und Alles erwacht gleichsam zu einem neuen genußsüchtigen Leben. Die Stadt wiederhallt von dem Klange der Glokken, in jedem Hause ist man geschäftig, das Volk beginnt sich auf den Straßen zu sammeln, welche von dem hellen Scheine der Lampen erleuchtet werden, womit man die Glockenthürme aller Kirchen schmückt; — mit einem Worte, alles deutet an, daß man sich zu einem großen und heiligen Feste vorbereitet. Die Vornehmen und Reichen eilen in die Kathedrale zur Anhörung der Messe, welche der Archirej, von einer zahlreichen Geistlichkeit umgeben, lies't. Nach Beendigung des Gottesdienstes, gegen 5 Uhr Morgens werden zahllose Küsse von Bekannten und Unbekannten ausgetheilt; nun begiebt sich der General-Gouverneur, begleitet von allen Beamten in Uniform zu dem Archierej, der nach einem kurzen Gebete die Speisen segnet, wovon dann alle genießen. Von da begiebt man sich gewöhnlich

zum Civil-Gouverneur, wo die Zimmer durch die Anwesenheit der Damen im ausgesuchtesten Putze belebt sind; hier beginnt das gegenseitige Küssen von Neuem und abermals nimmt man an einem mit Speisen und Wein reichlich besetzten Tische Platz. Haben die Gäste auch hier der Höflichkeit und dem Appetit genug gethan, so entfernen sie sich und kommen wieder bei dem General-Gouverneur zusammen, wo das Herz sich am freundlichen Empfange, die Augen und der Magen aber auf's Neue am Genusse einer Menge der ausgesuchtesten Speisen ergötzen. Hierauf ist es nach der einmal angenommenen Sitte unumgänglich nothwendig, allen Personen von Rang Besuche abzustatten; dann steht es jedem frei, über sich nach Gutdünken zu verfügen. Auch bei uns in Irkutsk pflegt man um die Schaukeln zu fahren, diese Promenade bietet aber nichts Bemerkenswerthes dar. Die ganze Spatzierfahrt besteht in einer langen Reihe von Droschken, die mit einigen altmodischen Kaleschen und etlichen Kutschen einigemal die Runde um zwei für das Volk errichtete Schaukeln machen. Letztere sind in unaufhörlicher Bewegung, fröhliche Lieder ertönen dabei und fast die ganze Bevölkerung nimmt an diesem Nationalvergnügen Theil. Die üppigen Gastmähler und glänzenden Soirées gehören während der ganzen Osterwoche zu den wesentlichsten Ergötzungen unserer vermögenden und vornehmen Bevölkerung; denn Kitzel und Reiz der Sinne spielen im Cyclus unserer Lebensfreuden noch eine Hauptrolle.

Nach entflohener Osterwoche kehrt alles wieder zum gewöhnlichen einfachen Leben zurück; d. h. jeder widmet sich am Morgen den Berufsgeschäften und verbringt den Abend in Freundeskreisen, im Klub oder in Gasthäusern. Hier stößt man nicht selten auf Leute, deren geistige Eigenschaften, deren Bildung und Belesenheit den aufmerksamen Beobachter anzieht, und häufig

den Grund zu dauernden Freundschaftsbündnissen legt. Es finden sich viele Eingeborne unter uns, die durch Schärfe und Richtigkeit ihrer Urtheile, durch eine feurige und glänzende Beredsamkeit, durch gründliche Kenntnisse und eifrige Forschungen über ihr Vaterland in Erstaunen setzen. Wer an ein Leben der Zerstreuung gewöhnt ist, der wird mit unserem Irkutsk nicht sehr zufrieden seyn. Zur Steuer der Wahrheit muß man aber offen bekennen, daß sich hier mehr Treuherzigkeit und Gastfreundschaft findet, als in vielen andern Gouvernementsstädten.

4.

Südafrika.

(Aus dem Schreiben eines Missionairs.)

Silo, den 18. August 1834. — — Vor nicht langer Zeit kamen drei Tambukki-Männer zu mir und suchten mich mit den ausgesuchtesten Worten zu bewegen, zu einem bösen Vorhaben meine Genehmigung zu geben. Es ist nämlich ein angesehener Tambukki schon seit langer Zeit kränklich und verträgt keine Milch. Sie hatten einen Zauberer, der nicht hier wohnt, um Rath gefragt, und dieser sagte, daß er durch einen andern vergiftet sey, weswegen es nöthig wäre, einen Riechtanz anzustellen, durch welchen man den Schuldigen ausfinden würde. Dieser müßte dann das übrige Gift, welches er vergraben hätte, wieder ausgraben und der Kranke würde genesen. Wenn nämlich ein solcher Tanz angestellt wird und der Zauberer einen gerochen hat, der schuldig seyn soll, so wird der Unschuldige, der betheuert, so etwas nicht gethan zu haben, nackend, platt auf die Erde gelegt und an Pfähle angebunden. Dicht neben ihm wird ein großes Feuer angezündet, dessen Flammen über den Unglücklichen wegschlagen und ihm furchtbare Schmerzen verursachen, oder sie holen auch

ſich Palladio's Ruhm in ſeinen einfachen Prachtwerken ſelbſt durch die Straßen von Vicenza, wie denn ſogar der Hof unſeres Hotels von ihm gebaut war, während zu Bologna die Werke der ihm entſproſſenen Maler ſich in die inneren Räume dieſer mächtigen Stadt gezogen. Aber was iſt nicht dem edlen Florenz entſproſſen? den Bazar hat man mit den Büſten dieſer Unſterblichen geſchmückt, in der Kirche St. Croce prangen die erhabenen Grabmäler einiger Auserleſenen. Iſt Rom die erhabenſte, Neapel die prangendſte und Venedig die merkwürdigſte Stadt Italiens, ſo bleibt Florenz immer noch die anziehendſte, lieblichſte. Die berühmteſten Marmor, welche das griechiſche Kunſtalter vererbt, ſind hier, merkwürdig genug, auf einen kleinen Raum zuſammengetreten. Man bedauert bei der mediceiſchen Venus, daß ihr Seitenſtück, der vatikaniſche Apoll, von ihr muß getrennt leben, denn man kann von dieſem Marmor keinen anderen Ausdruck als den des Lebens gebrauchen. Dieſe Trennung kann ihr die Nachbarſchaft des rüſtigen Schleifers, des Beckenſchlägers, der beiden Ringer nicht erſetzen. Wir hätten dann die Verklärung menſchlicher Form auf ihrer Blüthenhöhe gegenübergeſtellt, und würden lebendiger erkennen, um wie viel der männliche Körper höher ſtehe. Das aber hat ſich uns, wie auch ſchon früherhin, wiederum aufgedrungen, daß gerade der Marmor die Kraft hat, die menſchliche Nacktheit zu heiligen und ſie abgelöſ't von aller ſinnlichen Beziehung darzuſtellen. Inſofern ſcheint es uns großer Mißgriff, daß man die Mediceerin fort in die Nähe von zwei berühmten Liebesgöttinnen des Tizian gebracht, und wir konnten die höchſte Verſtimmung nicht bemeiſtern. Sie nehmen unmittelbar neben der ſo züchtig und verſchämt gehaltenen, ſtehenden Marmorgeſtalt, in ihrer bequemen und ruhenden ein faſt liederliches Anſehen an, welches bei der einen durch die in ſchlaffer Unzüchtigkeit gehaltene linke Hand

noch sehr vermehrt wird. Vor die Mediceerin kann ich die edelste Jungfrau führen und ihr sagen: „sieh, welchen Tempel ein Künstler aus dem weiblichen Körper geschaffen!“ es ist unmöglich, daß die Gebildete selbst in männlicher Nähe sich von dem Anblicke beschämt getroffen fühlte; aber bei den Gemälden hätte ich's nimmer gewagt. In unnachahmlich edel gedachter Keuschheit wendet die antike Gestalt von der Vorderseite des Körpers sich zurück, ihr Gesicht, wiewohl in schwimmender Liebe des Blickes, den auch im Marmor die zusammensinkenden Augenlieder auf das Holdeste verrathen, ist in eine stille Einsamkeit geflohen, während das der Tiziane in bequemem Triumph über den keck hingebreiteten Reizen verweilt. Was sagt man doch von der Sinnlichkeit des alten griechischen Volkes, wenn sein Künstler so den christlichen beschämt! Unter allen einzelnen Statuen ist aber keine lebendigere, als die des Schleifers. Es ist ein rüstiger Geselle, der sich in schwerer Arbeit bei unbequemster Stellung seinen Tag gewinnt, aber der Körper hat Widerstand, und das Werk überwindet ihn nicht. Die zurückgewichene Stirn deutet auf einen Sklaven des Orients, aber die Nase ist voller Ausdruck, ihre Biegung schön, wiewohl ganz das sogenannte griechische Profil verlassend. Wie viele antike Köpfe gehen davon ab, uns zu zeigen, daß auch der griechische Künstler den Ausdruck des individuellen Lebens sich hoch an die Spitze stellt, sobald es nicht das Bilden einer Göttergestalt gilt. Die beiden Ringer aber sind höhere Schönheitbilder, wenigstens den Gesichtszügen nach, während die beiden Körper in einer Muskelfülle strotzen, wie in südlichen Ländern unsere Organisation sie kaum noch hervorbringt. In dem Gesichte des Siegers ist kein höhnender Triumph, in dem des Besiegten kein feiger Schmerz, jener verräth nur stillen Stolz, dieser Wehmuth und gekränkte Ehre. Zu dieser erhebenden Stille stehen die beiden

Supercargo, ein Mann vom humanſten Weſen, von feinen Sitten und voll Begeiſterung für ein ſolches Unternehmen. War mit der chineſiſchen Sprache vertraut. Capitain Rees, der Commandeur, ein geſchickter Seemann und Meßkundiger, war begierig, genaue Karten der Häfen aufzunehmen. Wir hatten auch einen Zeichner an Bord und einen geleheten Chineſen. Ich ſelbſt fungirte als Dolmetſch und Wundarzt. Unſer Schiff „Lord Amherſt" war ſehr gut im Stande und hatte tüchtige Officiere.

Am 25. Februar gingen wir an Bord. Wir hatten widrige Winde und ſtarken Nebel. In der Laemunſtraße hätten wir am nächſten Tage gut ankern können, wenn uns nicht die Ungeduld weiter getrieben hätte. Die Nacht brachte einen heftigen Sturm; meine Cajüte füllte ſich ganz mit Waſſer. Noch ehe wir die offene See erreichten, kamen einige Diener des Buddhatempels in der Laemunſtraße zu uns und baten um Reis. So unverdächtig ſolche Forderung ausſehen kann, ſo iſt doch ihre Erfüllung den Chriſten unanſtändig, da die Gabe von den Chineſen als Götzenopfer angeſehen wird.

Der ſtarke Nordoſtwind hielt uns ſehr auf. Wir gingen am 5. März bei Mäkeng im Diſtrikt Haefeng vor Anker. Die Eingebornen ſchienen noch keine Fremde geſehen zu haben, und waren voll Freuden über unſere Ankunft. Sie nöthigten uns in ihre Häuſer und gaben uns Backwerk und Thee. Die Ortſchaft ſchien groß und volkreich; die Häuſer waren geräumig, aber unſauber, die meiſten Einwohner mit Fiſchfang beſchäftigt.

---

gegen Landesſitte zu verſtoßen ꝛc." Wir vergleichen: Report of proceedings on a voyage to the northern parts of China in the Ship „Lord Amherst." Extracted fom the papers printed by order of the house of Commons, relative to the trade with China. London 1833.

Red.

Sobald sie erfuhren, daß wir Arzneien bei uns hätten, klagten sie ihre Krankheiten und zeigten sich für die Kur dankbar. Wir vertheilten auch christliche Bücher, dergleichen sie noch nie zu Gesicht bekommen hatten und mit großem Erstaunen lasen. Am folgenden Tage kamen viele Leute an Bord, die ganz harmlos und sehr anständig sich benahmen. Es fand sich auch ein Officier von niederem Range ein, der sie in große Bestürzung versetzte. Er war ein überaus dünkelhafter unwissender Mensch; nichts im Schiffe erregte seine Theilnahme. Einer seiner Bedienten verlangte mit vielem Geschrei ein Geschenk für „seinen Hurte", der sich so weit herabgelassen zu uns an Bord zu kommen. Da wir es versagten, stahl er eine Pfeife und ging in aller Gravität eines frommen „Himmelsunterthanen" von dannen. Einer von den übrigen Gästen fragte, ob die geschenkten Bücher gut wären, und bezeugte außerordentliche Freude, als man ihm dies versicherte.

Gegen Abend gingen wir ans Ufer und bestiegen einen benachbarten Berg. Am Fuße desselben fanden wir einige ganz elende Fischerhütten, und einen kleinen Tempel mit einem Götzenbilde, vor welchem etliche Räucherstecken brannten. Die kleinen Landparcellen, welche mit Sorgfalt angebaut waren, gewährten einen freundlichen Anblick. Wir unterhielten uns mit den armen Leuten, die trotz ihrer Lumpen und ihrer Dürftigkeit, doch heiter und mittheilend waren. Sie stammten aus dem Distrikt Kie, dessen Dialekt der Mandarinensprache näher kommt, als irgend ein anderer in der Provinz Canton. Sie sind fleißige Ackerbauer, Barbiere, Schmiede und Zimmerleute. Da die Volksmenge zu groß ist, wandern sie häufig aus, besonders nach dem indischen Archipelagus. Sie machen den größeren Theil der Bergleute zu Banca und Borneo, und der Handwerker zu Singapor und Batavia aus. Sie wohnen überall im Innern

zum Civil-Gouverneur, wo die Zimmer durch die Anwesenheit der Damen im ausgesuchtesten Putze belebt sind; hier beginnt das gegenseitige Küssen von Neuem und abermals nimmt man an einem mit Speisen und Wein reichlich besetzten Tische Platz. Haben die Gäste auch hier der Höflichkeit und dem Appetit genug gethan, so entfernen sie sich und kommen wieder bei dem General-Gouverneur zusammen, wo das Herz sich am freundlichen Empfange, die Augen und der Magen aber auf's Neue am Genusse einer Menge der ausgesuchtesten Speisen ergötzen. Hierauf ist es nach der einmal angenommenen Sitte unumgänglich nothwendig, allen Personen von Rang Besuche abzustatten; dann steht es jedem frei, über sich nach Gutdünken zu verfügen. Auch bei uns in Irkutsk pflegt man um die Schaukeln zu fahren, diese Promenade bietet aber nichts Bemerkenswerthes dar. Die ganze Spatzierfahrt besteht in einer langen Reihe von Droschken, die mit einigen altmodischen Kaleschen und etlichen Kutschen einigemal die Runde um zwei für das Volk errichtete Schaukeln machen. Letztere sind in unaufhörlicher Bewegung, fröhliche Lieder ertönen dabei und fast die ganze Bevölkerung nimmt an diesem Nationalvergnügen Theil. Die üppigen Gastmähler und glänzenden Soirées gehören während der ganzen Osterwoche zu den wesentlichsten Ergötzungen unserer vermögenden und vornehmen Bevölkerung; denn Kitzel und Reiz der Sinne spielen im Cyclus unserer Lebensfreuden noch eine Hauptrolle.

Nach entflohener Osterwoche kehrt alles wieder zum gewöhnlichen einfachen Leben zurück; d. h. jeder widmet sich am Morgen den Berufsgeschäften und verbringt den Abend in Freundeskreisen, im Klub oder in Gasthäusern. Hier stößt man nicht selten auf Leute, deren geistige Eigenschaften, deren Bildung und Belesenheit den aufmerksamen Beobachter anzieht, und häufig

den Grund zu dauernden Freundschaftsbündnissen legt. Es finden sich viele Eingeborne unter uns, die durch Schärfe und Richtigkeit ihrer Urtheile, durch eine feurige und glänzende Beredsamkeit, durch gründliche Kenntnisse und eifrige Forschungen über ihr Vaterland in Erstaunen setzen. Wer an ein Leben der Zerstreuung gewöhnt ist, der wird mit unserem Irkutsk nicht sehr zufrieden seyn. Zur Steuer der Wahrheit muß man aber offen bekennen, daß sich hier mehr Treuherzigkeit und Gastfreundschaft findet, als in vielen andern Gouvernementsstädten.

4.

Südafrika.

(Aus dem Schreiben eines Missionairs.)

Silo, den 18. August 1834. — — Vor nicht langer Zeit kamen drei Tambukki-Männer zu mir und suchten mich mit den ausgesuchtesten Worten zu bewegen, zu einem bösen Vorhaben meine Genehmigung zu geben. Es ist nämlich ein angesehener Tambukki schon seit langer Zeit kränklich und verträgt keine Milch. Sie hatten einen Zauberer, der nicht hier wohnt, um Rath gefragt, und dieser sagte, daß er durch einen andern vergiftet sey, weswegen es nöthig wäre, einen Riechtanz anzustellen, durch welchen man den Schuldigen ausfinden würde. Dieser müßte dann das übrige Gift, welches er vergraben hätte, wieder ausgraben und der Kranke würde genesen. Wenn nämlich ein solcher Tanz angestellt wird und der Zauberer einen gerochen hat, der schuldig seyn soll, so wird der Unschuldige, der betheuert, so etwas nicht gethan zu haben, nackend, platt auf die Erde gelegt und an Pfähle angebunden. Dicht neben ihm wird ein großes Feuer angezündet, dessen Flammen über den Unglücklichen wegschlagen und ihm furchtbare Schmerzen verursachen, oder sie holen auch

so viel Ameisen, als sie können, herbei und überschütten ihn damit. So ist der arme Unschuldige gezwungen, sich als einen Schuldigen anzugeben, und an irgend einem Orte einen Stein oder etwas anderes auszugraben, womit er den Kranken bezaubert haben soll. Ist dies geschehen, so muß er sein Leben durch die Flucht zu retten suchen. Der ganze Haufe eilt mit Steinen und Assagaien ihm nach und sucht ihn zu tödten. Wird er eingeholt, so wird er gesteinigt oder mit Assagaien getödtet, oder eins seiner Beine oder Arme zerbrochen, und er so dem Elende preisgegeben.

5.

Bilder aus den Umgebungen des Comer-Sees.

Ein warmer Morgenwind schwellte die Segel unserer Barke, und pfeilschnell flog sie auf den rauschenden Fluthen dahin. Die nahen Ufer prangten in der ersten Blüthe des Maimonds, und unsere Blicke weideten sich bald an den himmelhohen Felsen die sich majestätisch zur Linken erhoben, bald an den anmuthigen Landschaften Abadia, Mandello, Maggianico und Varena die zur Rechten an uns vorüberzogen und von Bergen, Gärten und dunkeln Baumgruppen umgeben, den entzückendsten Anblick gewährten. Unser Zielpunkt war Tramezzo, um daselbst die prächtige Villa Sommariva zu besichtigen, die seit einer langen Reihe von Jahren ein Gegenstand der Bewunderung aller Reisenden ist. Kaum angelangt und in Cadenabbia durch ein gutes Frühstück gestärkt, ließen wir uns bei dem Eigenthümer melden und wurden sogleich in das Schloß geführt. Freund, wie oft mahlte ich mir in meiner Einbildungskraft ein stilles Plätzchen, wo ich den Herbst oder Winter meines Lebens ruhig zubringen könnte, wo ich mich so ganz abgeschieden von dem lärmenden Weltgewühle der heiligen Natur

und der Muse weihen dürfte! Hier sprach Natur und Kunst zu meinem Herzen, hier fand ich Alles, was ich mir seit meiner frühesten Jugend Schönes träumte in einem harmonischen ungemein lieblichen und frischen Farbengemälde vor meinen Blicken vereinigt. Ich stand auf der äußersten Stufe der Terasse, welche vom See aus in den Garten der Villa führt. Ein unendlich bilderreiches großes Amphitheater bot sich meinem trunkenen Auge dar. Vor mir lag mit über den blauen See hin, von der Morgensonne vergoldet das freundliche Bellagio auf einer hüglichen Landspitze hingebaut, weiter rechts die Villen Melzi, Trotti Cicери und eine Kette lieblicher Ortschaften, die sich bis in die weite dunkelgraue Ferne ausdehnte. Hinter den Landhäusern erhoben sich grüne niedere Hügel, die allmälig zu hohen Bergen emporstiegen, deren Häupter von dunklen Tannen und Fichten oder von Alpenhütten gekrönt waren, und diese, in wunderbaren Formen sich windende überaus fruchtbare cultivirte Alpenkette lief bis Como hin. — Zur Linken öffnet sich das großartige Panorama; Varena und Bellano diesseits, im dunkeln Hintergrunde Tomaso und die Eisberge des Valtelins in majestätischer Ruhe und die glänzende Spiegelfläche des sich hier in drei Arme theilenden Sees, bilden die Lichtpunkte des Gemäldes. Ewig neu und ewig schön sind die sich darbietenden Bilder, nirgends Einförmigkeit oder Leere — überall hat die Natur und Kunst ihre Reize hingezaubert. Tief unten in der Bucht harrte unsere Barke die uns in Kurzem nach dem zweiten Feenschlosse dieser Gegend, nach der Villa Melzi hinübertrug. Obgleich sich dieselbe durch Schönheit ihrer Lage und Bauart vor den übrigen besonders auszeichnet, enthält sie nicht die Hälfte jenes Reichthums an Gemälden und Sculpturwerken, welche die frühere zieren, desto kostbarer und reichhaltiger aber ist die hier befindliche Kupferstichsammlung, worunter ich besonders die Schöpfun-

gen des berühmten Longhi hervorhebe. In einem der Säle befindet sich noch ein sehr ansprechendes Bild in Aquatintamanier: den Tod Napoleons vorstellend, (von Steuben). Einige Statuen und Büsten schmücken den großen Eintrittssaal. Ein heiliger Schauer der Andacht ergriff uns, als wir in die dunkle, rechts von der Villa gelegene Kapelle traten, welche die Gebeine des Erbauers Francesco Melzi und der übrigen Hingeschiedenen dieser Familie einschließt. Ein einfacher Altar, über welchem der göttliche Erlöser in heiliger Glorie strahlt, bildet den Hauptheil, zur Rechten und Linken befinden sich allegorische Statuen, Treue und Liebe, den Tod beweinend; Alles ein Meisterwerk des Professors Comolli, nach des Architekten Albertollis Plan. Innig gerührt verließen wir diesen der Andacht und Erinnerung geweihten Tempel, und eilten wieder in die frohe Natur hinaus, die uns mit allen Reizen anlächelte. Die Tropfen eines warmen Frühlingsregens schimmerten an Blatt und Blüthe, aromatischer Duft von Rosen und Nelken hauchte uns entgegen, und in den Blüthenzweigen ertönte bald wehmüthig, bald mit freudigem vollen Geschmetter das liebliche Lied der Nachtigallen. Unter dem Schatten blühender Kastanien und Citronenbäume wandelten wir nach dem Denkmale des unsterblichen Dante, das in einem der schönsten Theile des Gartens auf einem kleinen Hügel und im Dunkel von Oelbäumen und Platanen errichtet ist. Lange verweilten wir vor diesen sprechenden Gestalten, bis uns das Sinken des Tages an unser Scheiden mahnte.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

allen Segenswünschen, die menschliche Rede aufbieten kann. Daheim findet er, kaum angelangt, Alle, die ihn schon sehnlich erwarten, zum Willkommen herbeigeeilt. Die Summen, welche er bei sich führt, sind oft groß; es hat Dschunken der Art gegeben, welche über 60,000 Doll. an Bord hatten. Unerachtet der großen Sorgfalt, deren man sich bei der Wahl des Commissionairs befleißigt, ist doch der Fall vorgekommen, daß Einer und der Andere mit dem Gelde davon ging und die Familien, deren Existenz darauf basirt war, dem Hungertode überließ. Ehrlichkeit ist in der That nicht diejenige Tugend, deren die Chinesen im Allgemeinen sich rühmen können, aber es giebt doch ehrenwerthe Ausnahmen, und wenigstens ihre Liebe zu den Verwandten ist sehr groß und wird durch Zeit und Entfernung nicht vermindert. Wenn ein Emigrant einen einzigen Dollar erübrigen kann, so schickt er ihnen den, und fastet selber um ihn zu ersparen; er schickt niemals einen Brief ab an die Seinigen, ohne ihn mit einem Geschenke zu begleiten, und schreibt lieber gar nicht, ehe er nichts als Papier schicken sollte. Unter den Colonisten giebts indeß auch Schwindler, welche sich in weitaussehende Handelsspeculationen einlassen, und entweder wenn sie Credit und Geld erlangt haben, davonlaufen oder im Gefängniß enden.

Gemeinlich langen die Colonisten in sehr elendem Zustande an ihrem Bestimmungsort an, ohne Kleider, ohne Geld. Sie haben oft nicht genug um die Ueberfahrt, die 6 bis 12 Doll. kostet, zu bezahlen und verdingen sich deshalb Jemandem leibeigen, der das Fahrgeld für sie mit entrichtet, nicht selten einem Wucherer, der sie ein Jahr und länger dafür dienen läßt. Eine solche Transport-Dschunke könnte an einen afrikanischen Sklavenhändler erinnern. Die armen Colonisten sind auf dem Verdeck zusammengepackt, jeder Beschwerde von Wind und Wetter bloßgegeben, weil der innere Raum des Schiffes mit der Ladung an-

gefüllt ist. Ihre Nahrung besteht aus trockenem Reis und einer zugemessenen Portion Wasser; dauert die Fahrt lange, so geht bisweilen beides gänzlich aus, und Viele sterben Hungers. Die Ueberlebenden pflegen bei ihrer Ankunft mit Begier über die Früchte Indiens herzufallen und ziehen sich tödtliche Ruhren und Fieber zu. Viele wirft das Clima auf das Siechbett; sie erholen sich jedoch meistentheils wieder und werden zur Arbeit fähig. Getäuschte Hoffnung entmuthiget Manche, die Schätze zu häufen gekommen sind und nun ihren Lebensunterhalt kaum gewinnen, so sehr, daß sie Diebe und Spieler werden, um ihre Gelüste zu büßen. Dies ist nicht selten, da die Auswanderer in der Regel aus den niedrigsten und ausgeartetsten Volksklassen sind.

Am 27. März gingen wir Angesichts der Stadt Nän-ão vor Anker und beschlossen am folgenden Tage die dortliegenden Dschunken zu besuchen. Sie gaben uns durch Wink und Zuruf zu erkennen, daß wir uns sogleich entfernen müßten, indem sie auf das Ufer zeigten, wo Se. Excellenz der Herr Ober-Commandant residirte. Es gelang uns dessenungeachtet, an Bord eines sehr großen Reishändlers von Formosa zu kommen, den die im dortigen Canal häufigen Nordostwinde hierhergetrieben hatten. Der Capitain dieser Dschunke schien sich auf wahre Höflichkeit zu verstehen und erwiederte den Anführern der Kriegs-Dschunken, welche ihn deswegen ausschalten, sehr sanft: Wie könnte ich so gegen alles Gastrecht freveln? Er brachte einen Schreier von Mandarin sehr bald zum Schweigen und auch Herrn Lindsays gewinnendes Benehmen trug viel dazu bei, jeden Widerspruch zu beseitigen.

Wir fuhren nachher in einem Boote zur Stadt, machten aber Sr. Excellenz wegen des strengen Verbotes das er gegen jeden Verkehr mit uns erlassen, nicht, wie Anfangs unsere Ab-

ſicht geweſen, die Aufwartung. Die Mandarinen, im Gefühl ihrer Schwäche, fürchten gemeinlich, daß die wilden Barbaren ſich zu viel herausnehmen würden, wenn man ihnen eine Annäherung [illegible]mal verſtattete.

Es giebt zwei Forts auf einer Inſel öſtlich von der Stadt und ein drittes kleineres ganz in der Nähe. Die Stadt ſelbſt gewährt, aus der Ferne betrachtet, einen romantiſchen Anblick. Sie iſt eine der Hauptſeeſtationen des Reiches, da die Inſel Nän-ão, ehedem ein Piraten-Schlupfloch, bewacht werden mußte. Daher die vielen Forts, die jetzt aber meiſt verfallen ſind, wie überhaupt alle Kriegsmittel des himmliſchen Reiches. Wir beſtiegen einen Hügel, Pih-ſchän-gän und gelangten auf eine ſchöne von Gebüſch und Weizenfeldern erfüllte Ebene. Von dem Hügel ergießt ſich, an einem Weiler vorüber, ein Flüßchen in das Meer. Das Volk ſchien mehr geneigt uns zu meiden, wegen der Nähe der Mandarinen.

Wir verließen nun die Küſte von Canton und fuhren längs dem Strande von Fuhkien. Man erblickt dort immer die nämlichen wüſten Felſen und unfruchtbaren Landſtrecken. Die Fiſcher, welche wir auf allen Seiten ſahen, ſchienen keine ſonderliche Luſt zu einer Annäherung zu haben, obgleich wir ſie durch große Verſprechungen dazu ermunterten. Wir gingen vor Anker im Weſten von vier Inſeln, welche „Tiger", „Löwe", „Drache" und „Elephant" hießen, und landeten darauf bei dem Dorfe Gäo-kio, welches auf einer Halbinſel erbaut und von Fiſchern bewohnt iſt. Der Berg welchen wir erſtiegen, zeigte uns eine große Abwechſelung von Geſtein und Erdlägern. Die Eingebornen waren zwar ſehr höflich aber auch ſehr behutſam. Sie fragten uns, von welchem Schiffe und Lande wir wären, und wir erkannten aus ihren Reden, daß ſie ſchon Europäer geſehen hatten.

Die Inseln da herum sind so unfruchtbar als möglich, und nur die größeren dienen Fischerleuten zum Aufenthalt. In älteren Zeiten hauseten Piraten auf den meisten derselben; sie waren Fukineser aus dem Distrikt Funggän; die Eigenthümer der Raubschiffe wohnten gewöhnlich zu Aemoi oder Formosa; die Matrosen waren meist Leute, welche von den Mandarinen zum Aeußersten gebracht worden, und übrigens liederliche Vagabunden. Dem Character der Chineser ist sonst Grausamkeit fremd; diese Menschen aber wurden so ausgeartet und verhärtet, daß sie die unerhörtesten Verbrechen, oft aus bloßem Uebermuth begingen. Sie waren oft Sieger in ihren Gefechten mit der kaiserlichen Seemacht, da ihre Matrosen meist Männer in der Blüthe ihrer Kraft, die kaiserlichen aber halb verhungerte Schemen aus der Volkshefe und ohne militairisches Ehrgefühl waren. Eine Zeitlang drohete ein förmlich organisirtes System seeräuberischer Erpressung dem ganzen Küstenhandel ein Ende und der Hauptstadt, die über Tientsin ihre Zufuhr erhält, Hungersnoth. Die Häupter der Piraten ertheilten den Handelsschiffen ordentliche Freipässe und beherrschten die Seehäfen. Dies konnte nicht so bleiben. Die Mandarinen suchten die Piratenhäupter durch Versprechung eines hohen Gehaltes, wenn sie in kaiserliche Dienste treten wollten, zu gewinnen, und diese ließen sich überreden. Viele von ihnen sind noch heutiges Tages berühmte Admirale, einige Andere wurden hingerichtet.

Die See scheint hier im Weichen zu sein; die jetzt bewohnte Küste war vor 10 Jahren Meer und nimmt immerfort an Umfang zu. Nicht weit von dem Fischerdorf liegt Schäng-pu-hien, ein beträchtlicher Ort, soviel wir sehen konnten, denn es war schon zu spät am Tage, um noch dahin zu gelangen. Die Eingebornen fragten sehr eifrig nach unserer Ladung und beklagten sich bitter über die Handelsverbote der Regierung. Wie wür-

den wir uns freuen, sagten sie, mit euch in freundschaftlichen Verkehr treten zu dürfen, aber man verbietet uns, dem Verlangen unserer Herzen zu folgen.

8.

Aemoi — Mädchenmord — Hindernisse — kaiserliches Edikt — Behandlung der wohlwollenden Eingebornen — Zusammenkunft — Volk — Pängha-Inseln.

Nach vielem Aufenthalt erreichten wir endlich Aemoi. Die Stadt liegt auf einer sehr großen Insel an der linken Seite einer tiefen inselreichen Bucht, ist sehr ausgedehnt und hat wenigstens 200,000 Einwohner. Sie hat lauter enge Straßen, viele Tempel und einige große Häuser, welche reichen Kaufleuten gehören. Sie war durch ihren schönen Hafen seit undenklichen Zeiten eines der größten Emporien im Reiche und einer der wichtigsten asiatischen Märkte. Die Schiffe können bis dicht an die Häuser segeln und mit großer Leichtigkeit ein- und ausladen. Winde haben nirgend Zugang und die Einfahrt ist ohne Gefahr. Das umliegende Land ist unfruchtbar. Die Einwohner der Stadt sind daher auf Unternehmungen in der Ferne gewiesen. Sie besuchten schon vor Alters alle chinesischen Häfen, wurden allmählig kühne Schiffer und siedelten als Kaufleute sich die ganze Küste entlang an. Sie bevölkerten Formosa, welches von da an ihre Kornkammer wurde, führten Colonien nach dem indischen Archipelagus, nach Cochinchina und Siam, und gingen so bis zur Mantschu-Tartarei. Die Colonisten pflegen, wenn sie Geld genug erworben haben, nach Hause zurückzukehren, und wenn der Gewinn verzehrt ist, von neuem auszuwandern.

Durch diese Wanderwuth leidet natürlich das häusliche Leben, und Zusammenhang mit ihr hat wohl die viel verbreitete

Sitte, eine große Anzahl der neugebornen Mädchen zu ertränken. Dies widernatürliche Verbrechen iſt ſo gemein unter ihnen und ihnen ſo zur Gewohnheit geworden, daß Niemand davor ein Grauen empfindet, und einen Mann von Stande zu fragen, ob er Töchter hat, gilt für eine arge Ungeſchliffenheit. Weder die Maßregeln der Regierung noch die Sittenlehren der Weiſen haben dem barbariſchen Gebrauche Schranken zu ſetzen vermocht. Der Vater hat einmal volle Gewalt über das Leben ſeiner Kinder. Die Geburt eines Knaben wird für großes Glück in der Familie angeſehen, und zärtliche Liebe und Sorgfalt wird ihm zu Theil. Stirbt der Vater, ſo erlangt der Sohn eine gewiſſe Gewalt über die Mutter. Mit Weibern wird auch ein regelmäßiger Handel getrieben.

Ehedem war der Hafen von Aemoi den Schiffen vieler auswärtigen Nationen geöffnet. Die Engländer mußten aber den Handel daſelbſt aufgeben, wegen der ſchweren Bedrückungen, welche ſie erlitten; länger hielten es die Holländer aus, zogen ſich aber auch zurück, als ſie ihren Einfluß auf Formoſa verloren. Die Spanier haben noch heutiges Tages beſondere Erlaubniß, dort zu handeln, gehen aber lieber nach Maſſao. Sie nahmen Repreſſalien, indem ſie den chineſiſchen Dſchunken, welche jährlich von Aemoi und Schänghae nach Manilla kommen, höhere Abgaben auferlegten, als ſie ſelbſt zu Aemoi zahlen mußten. Dies erbitterte die Chineſen, weckte den Schmuggelhandel und ward dem Verkehr ſehr hinderlich.

Wir waren um 3 Uhr im Hafen von Aemoi kaum vor Anker gegangen, als ein Mandarinenboot ſich uns näherte und einer der darin befindlichen Leute voll Freuden ausrief: „Ha, es iſt ein Handelsſchiff!“ Ein junger Mann kam darauf zu uns an Bord und überbrachte einen Zettel vom oberſten Mandarin, welcher von uns die Angaben verlangte, woher wir kä-

men und weshalb wir in den Hafen einliefen; und zugleich uns bitten ließ, ihm Tages darauf in seinem Hause die Ehre unsers Besuchs zu schenken, wo wir auch den Titu (Admiral) antreffen würden. Kurz darauf langten 2 Mandarinen mit goldenen Mützenknöpfen an, welche denselben Bericht verlangten; ihnen folgten zwei Andere, mit blauem und weißem Knopfe, die sehr zurückhaltend waren; endlich kam ein freundlicher alter Mann, der zum Zollamte gehörte; dieser versicherte uns, daß wir keinen günstigeren Platz zu Handelsunternehmungen hätten wählen können, weil die reichsten Kaufleute in der Stadt lebten.

Als wir eben zu Mittag gegessen hatten, kehrten die zuerst genannten Mandarinen zu uns zurück und forderten uns auf, so schnell als möglich den Hafen zu verlassen; mit Wasser wollten sie uns versehen. Wir dankten ihnen aufs Beste für diesen letzteren Beweis von gastlicher Gesinnung, fügten aber hinzu, daß wir uns nimmermehr einer solchen Unhöflichkeit schuldig machen würden, diesen Ort zu verlassen, bevor wir Sr. Excellenz persönlich unsere Hochachtung bewiesen, wozu wir auch hinlängliche Zeit hätten, da uns der Wind noch entgegen wäre. Wir baten sie uns ebenso zu behandeln, wie wir ihre Landsleute, die unsere Colonien besuchten, zu behandeln pflegten. Diese Erklärung stimmte den harten Ton ihrer Rede bedeutend milder, und brachte ihre Betheuerungen von unverletzlichen Gesetzen des himmlischen Reichs zum Schweigen. Die meiste Achtung flößten ihnen unsere langen wohlversehenen Kanonen ein, die in ihrem Schweigen beredter für uns sprachen als demosthenische Kunst vermocht hätte. Einige angesehene Kaufleute, die sehr gern an Bord zu uns gekommen wären, wagten es doch nicht, da sie keine Erlaubniß dazu von der Obrigkeit hatten.

Am 3. April legten sich mehrere Böte um uns her, um die Eingebornen von unserm Schiffe abzuhalten; nur einige Was-

ſerführer erhielten durch Beſtechung des wachthabenden Mandarins die Erlaubniß an Bord zu kommen. Als kurz darauf mehrere Mandarinen, unſere Freunde vom vorigen Tage, ſich einfanden, wurden wir wieder beſtürmt, den Hafen zu verlaſſen. Sie rühmten ihre Gaſtfreundſchaft gegen uns und verſicherten uns mit Wachen umgeben zu haben, um uns vor der Treuloſigkeit des Volks zu beſchützen. Wir erwiederten ihnen, daß nach unſeren Landesſitten Freunde nicht bewacht wie Diebe, und Gäſte nicht verjagt würden wie Landſtreicher. Dieſe Antwort ſchien ihnen von ſolcher Entſchiedenheit zu zeugen, daß ſie die Möglichkeit einer Audienz bei Sr. Excellenz dem Admiral einzuräumen anfingen, der ſich anheiſchig gemacht hätte, uns mit Vorräthen zu verſehen, zum Handeln aber uns die Erlaubniß nicht geben durfte, da der Handel mit Ausländern ein Privilegium der Stadt Canton ſei.

Auf dem Wege zur Stadt kamen wir einem Felſen vorüber, auf welchem eine Inſchrift ſich befand, um ſie zu leſen waren wir zu entfernt. Vor unſerer Landung kam ein Mandarin mit weißem Mützenknopf, der ſchon früher bei uns geweſen und viele Aufmerkſamkeit bewieſen hatte, zu uns an Bord. Er machte viele Entſchuldigungen wegen ſeiner unverhofften Ankunft und bot ſich uns zum Führer an dieſem fremden Orte an. Unverkennbar war er von ſeinen Oberen geſchickt, unſere Landung zu verhindern, ſah aber die Unausführbarkeit dieſer Ordre ein und erwähnte ihrer lieber gar nicht.

Wir ſahen viele Läden mit Bedürfniß- und Luxus-Artikeln angefüllt, aber der üble Geruch und das Volksgedränge verhinderten uns weit umherzugehen. Wir beſuchten mehrere angeſehene Kaufleute, welche uns ſehr höflich begegneten und ſicher gern mit uns eine Verbindung angeknüpft hätten, wenn nicht die Gegenwart der Mandarinen ſie beſorgt gemacht hätte. Viele

große

große Häuser sahen wir, welche den Reichthum ihrer Bewohner verriethen. Wir hatten eine militairische Eskorte bei uns, die höchst lästig war, obgleich der Officier wiederholt versicherte, daß er lediglich zu unserem Schutze da sei. Wir entgegneten, das Volk sei ja ganz freundlich gegen Fremde und gebe uns seine Freude über unsern Besuch zu erkennen. „Dennoch", sagte der Mandarin, „haben wir unsere Befehle, ich selbst kenne die Gründe nicht, aber kommt ihr morgen wieder, so werdet ihr weniger genirt sein."

Wir segelten in die Bucht hinein und fanden 6 bis 10 Faden Tiefe, so daß die größten Schiffe dicht bei der Stadt vor Anker gehn können. Es waren in Allem etwa 150 Dschunken im Hafen, wovon viele zur Ausbesserung auf den sehr bequemen Werften lagen. Die Reisböte, welche täglich von Formosa kamen, sind nicht mit eingezählt. Unerachtet der starken Zufuhr war der Reis sehr theuer und stieg bald nach unserer Abfahrt zu einem ungeheuer hohen Preise. Als wir zum Schiffe zurückkehrten, erfuhren wir, daß unser gelehrter Chinese über Bord gefallen sei, aber von Herrn Jemison, einem sehr unerschrockenen Manne, glücklich gerettet worden.

Am 4. April kamen alle Mandarinen, die uns bisher besucht hatten, zugleich an Bord und sagten uns, daß wir nichts zu hoffen hätten und auf der Stelle den Hafen verlassen müßten. Ein Schreiben des Titu enthielt zugleich ein kaiserliches Edikt vom 21. Jahre des Kiking (1817, ein Jahr nach der britischen Gesandschaft) an die Beamten der Provinzen Fuhkien und Schikieng: sie sollten kein Barbarenschiff an ihre Küsten lassen, und dem Volk nicht erlauben, an Bord eines solchen zu gehen. Die Vorschriften des Ediktes hatte der Admiral in unserem Falle schon umgangen, indem er uns vor der Stadt vor Anker liegen ließ; in Bezug auf die letzte Klausel aber ging er weiter als ge-

fordert war, indem er diejenigen Eingebornen, welche an unser Schiff angelegt hatten, bloß um uns zu sehen, grausam schlagen ließ. Vielleicht wollte er dadurch ebensosehr die Chinesen abschrecken, als uns herabwürdigen.

Das letztere gelang ihm jedoch nicht; denn obgleich die Leute über sein unfreundliches Benehmen gegen uns erstaunt waren, konnten sie doch nicht umhin, sich Fremden, welche sie als ihre Freunde ansehen mußten, geneigt zu zeigen. Wir sprachen mit den Mandarinen über die Ungerechtigkeit des Ausschließungs-Systems gegen Fremde und gegen das Land selbst und stellten ihnen vor, daß wir uns nicht dadurch gebunden achten könnten, indem wir kämen, bessere Einsicht und Vortheil einem tyrannisirten und gewaltsam in Dummheit erhaltenen Volke zu bringen. Sie gaben uns ganz Recht, blieben aber dabei, daß eine Verbesserung der Fehler einzig und allein Sache des Kaisers sei.

In der Nähe eines Forts am Eingange der Bucht liegt ein Tempel, in welchem man uns zu einer Unterredung eingeladen hatte. Dort sahen wir Leute, welche sich unserm Schiffe genähert hatten, aufs grausamste mißhandeln. Sie wurden zuerst an Bord der Kriegs-Dschunken so unbarmherzig geprügelt, daß ihr Geschrei bis zu uns herüberdrang und dann im Kanque (einem hölzernen Halskragen, dem gewöhnlichen Strafinstrument der Chinesen) an den Pranger gestellt; eine Inschrift zeigte ihr Verbrechen an, nämlich, daß sie ein barbarisches Schiff — angefaßt hätten. Der Beamte, welcher uns zu seinem Herren eingeladen hatte, kam in großer Eil und bat inständigst, dieser Einladung keine Erwähnung zu thun, weil es ihm sonst sein Leben kosten würde.

Als wir Nachmittags nach dem Tempel fuhren, um dem Titu unsere Bittschrift zu überreichen, sahen wir zwei Reihen Soldaten in Tieger-Uniform am Wege aufgestellt; die meisten

waren alt nnd ausgemergelt, einige hatten keine Naſe, andere ein Auge zu wenig. Die Officiere ſtachen ſehr gegen die Gemeinen ab, denn ſie trugen glänzende Uniformen und waren mit Bogen und Pfeil bewaffnet. In einer Halle neben dem Tempel trafen wir den Admiral an und bei ihm, außer einigen anderen Perſonen, den Tſeng-ping-kwän von Kin-men, einer benachbarten Militairſtation. Wir ließen es uns gefallen, vor ihnen ſtehend zu bleiben, gaben ihnen aber dadurch Anlaß, uns grob zu begegnen. Nachdem wir unſere Bittſchrift überreicht hatten, wurden wir aufgefordert, uns in den Tempel zu verfügen und dort die Antwort zu erwarten. Wäng, der Schreiber, überbrachte ſie uns. Das Geſuch, Lebensmittel von den Kaufleuten erſtehen zu dürfen, ward uns abgeſchlagen. Doch erbot ſich der Admirál, der ſich eher freundſchaftlich als feindlich geſinnt erwies, einen Mittelsmann uns zu beſtellen. Wir verſicherten ihm im Laufe des Geſpräches, in der friedlichſten Abſicht gekommen zu ſein. Herr Lindſay ſprach mit ebenſoviel Feſtigkeit als Höflichkeit. Man hielt uns die unumſtößlichen Geſetze des himmliſchen Reiches entgegen. „Wären ſie unumſtößlich", erwiederten wir, „ſo müßten wir gerade Freiheit haben, hier zu handeln, denn das alte Edikt unter Käng-hi verſtattete den Fremden alle chineſiſche Häfen. Wir dürfen daher die gerühmte Unveränderlichkeit Eurer Geſetze zu unſern Gunſten anſprechen. Wir laſſen Eure Dſchunken in allen unſeren indiſchen Häfen zu, geben ihnen Handelsfreiheit, umſtellen ſie nicht mit Wachen, verſagen ihnen den Verkehr mit unſern Landsleuten niemals; ja wir erlauben Eurer Nation und ſonderlich den Bewohnern dieſer Provinz, ſich anzuſiedeln auf unſeren Colonien und gewähren ihnen gleiche Freiheiten wie den Unſrigen ohne alle Beſchränkung. Dafür verlangen wir nicht einmal eben ſo große Privilegien, ſondern einzig und allein die Freiheit des Handels in Euren Häfen, welche For-

derung nach allgemeinem Völkerrecht billig ist. Zudem hat man uns tausendmal versichert, der Kaiser sei ein Freund der Fremden; wir haben noch nichts davon gespürt, hoffen aber in aller Demuth es werde uns so gut kommen, indem man uns die Handelsfreiheit in allen Häfen nach altem Brauch vergönnen werde." Diese Expectoration war nicht sehr nach dem Geschmack der Mandarinen. Wir wurden häufig unterbrochen, und sie rechneten mir als Unhöflichkeit an, daß ich unsere bisher bewiesene Rechtlichkeit ihnen zum Bürgen stellte für die Zuverlässigkeit unseres Abzuges, sobald wir Lebensmittel erhalten haben würden. „Fürchtet nicht", fügte ich hinzu, „daß wir unser Versprechen nicht halten werden." „Fürchtet Ihr!" versetzte der Tseng-ping-kwän; „fürchtet Ihr", wiederholte er mit verächtlichem Grinsen. Wir luden sie noch ein uns an Bord zu besuchen und zogen mit hochmüthiger Zurückweisung ab. So hatten wir alles versucht, was im Bereich der Bitte und geduldiger Ergebung lag.

Nach dem Essen besuchten wir eine Insel Aemoi gegenüber. Wir fanden nur einige zum Anbau geeignete und mit etwas Kartoffeln besetzte Felder mitten unter wüsten Strichen. Das Land gewährt einen romantischen Anblick. Die auf- und absteigenden öden Küstenhöhen haben etwas Großartiges in ihrer Erscheinung. Wir kamen am Fuß eines Berges in ein Dorf, dessen Bewohner uns mit Freuden empfingen. Sie sprachen mit uns ohne Rückhalt; einem alten Manne, der eine Büchersammlung hatte, schenkte ich einige von meinen Büchern dazu; er nahm sie eifrig vor. Die Häuser im Orte waren sehr dauerhaft gebaut und sehr sauber gehalten, obgleich die Bewohner derselben arm waren. Auf dem Strande sahen wir mit Schrecken den Leichnam eines hübschen neugebornen Kindes, das kurz zuvor getödtet schien. Wir fragten die Umstehenden darnach und

erhielten zur Antwort: „Es ist nur ein Mädchen.“ Die angesehenen Familien dieser Gegend geben sich selten, wie sie sich ausdrücken, die Mühe, solch unnützes Geschöpf, als ein Mädchen, groß zu ziehen. Da die männliche Bevölkerung größtentheils auswandert, sobald sie nur heranwächst, so ist in der That zur Verheirathung von Töchtern wenig Aussicht und kein Mittel sie zu versorgen. Thiere lieben ihre Jungen, behandeln sie mit Zärtlichkeit und beschützen sie, und Menschen können die Liebe in ihrer Brust auslöschen und so unter das Thier hinabsinken.

Ich hatte meinem Diener Yu erlaubt, Abends an das Land zu gehen, um seine Familie, die in der Gegend wohnte, zu besuchen. Während der Nacht kam er mit mehreren Leuten zurück, die Vorräthe trugen. Sie waren sehr entrüstet über die abscheuliche Behandlung welche wir erfahren hätten, und sagten, wir wären viel zu nachgiebig gegen die Mandarinen gewesen; wie aber nun einmal die Sachen ständen, sähen sie keine Möglichkeit mit uns zu handeln. Dies that ihnen recht sehr leid. Als unser Schiff in ihren Hafen einlief, hatten sie sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß der Handel mit dem Auslande wieder aufblühen würde, wie ehemals.

Wir erwarteten den versprochenen Mittelsmann bis zum 5. April, bemerkten aber, daß unsere Freunde, statt ihr Versprechen zu halten, kriegerische Anstalten trafen. Sie gingen so weit, die Kanonen der Kriegs-Dschunken auf uns zu richten. So lächerlich dies war, so zeigte es doch deutlich, wie unsere Unterwürfigkeit ihr Mißwollen steigerte.

Wir genossen am Nachmittage einer prächtigen Aussicht von einem der höchsten Gipfel in der Umgebung von Aemoi. Man sah die Inseln an der Mündung des Hafens, im Hintergrunde Hinmen, und alle die kleinen Höhen, die Thäler und Ortschaften dazwischen und die Stadt zu unsern Füßen.

Die Leute von Aemoi sind ganz verständig, aber eifrige Heiden. Daheim und außerhalb haben sie glänzende Tempel gebaut, besonders zu Ehren der Himmelskönigin Mätsupu der sie das Wachsthum ihres Wohlstandes zuschreiben. Sie haben in ihrem Verkehr mit Europäern oft Gelegenheit gehabt, die Verkündigung des Evangeliums zu vernehmen, haben es aber immer von sich gestoßen; denn sie sind stolz, selbstsüchtig und trotzig, eine Religion, welche Demuth predigt, kann ihnen nicht gefallen.

Inzwischen hielten sich die Mandarinenböte, welche uns immer auf den Fersen waren, in ehrerbietiger Entfernung und wagten kaum die Landung wo wir anlegten; dadurch hatten wir den Vortheil, ungestört mit den Eingebornen uns unterreden zu dürfen. Wir vertheilten heut mehr Bücher als gewöhnlich. Sie waren zuerst bedenklich; da sie aber sahen, daß wir nichts dafür forderten, nahmen sie sie mit Dank an. Unerwartet erhielten wir auch an Bord Besuch, von einem Matrosen, welcher sich meinen Freund nannte. Er hatte früher in der Mandschu-Tartarei Arzneien für seinen kranken Bruder von mir erhalten, und dieser war gesund geworden. Um seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, hatte er die Mandarinen um Erlaubniß gebeten, an Bord zu uns gehen zu dürfen, und diese hatten sie ihm unter der Bedingung ertheilt, daß er unseren Mittelsmann abgäbe. Er schilderte mit den lebhaftesten Farben die Bestürzung in welche unsere plötzliche Ankunft die Mandarinen versetzt hätte. Wir gaben ihm eine Liste der gewünschten Artikel und er schaffte dieselben mit großer Schnelligkeit herbei. Daß die Unter-Mandarinen ebenfalls nicht zu uns kommen durften, können wir gar nicht in Anschlag bringen, denn natürlich fürchteten ihre Vorgesetzten, daß sie durch unsere Beredsamkeit sich möchten gewinnen lassen.

Am 6. April wendeten sich Mandarinen vom höchsten Range an mich und baten mich um Arzneien, da sie mit dem Aussatz behaftet waren. Wir machten eine Exkursion und erhielten auf dem Rückwege eine Eskorte. Die Soldaten waren sehr verwundert über die Einrichtung unserer Flinten. Wir fragten, weshalb sie zu uns geschickt wären. Um Euch zu beschützen, war die Antwort, wie gewöhnlich.

Unser armer Matrose kam gegen Abend in großer Aufregung an Bord. Sie hatten ihn dafür verantwortlich gemacht, daß wir nunmehr den Hafen verließen; seine Dschunke lag segelfertig, sollte aber nicht eher fortgelassen werden, bis wir uns entfernt hätten; auch war ihm körperliche Züchtigung gedrohet, wenn er uns nicht zur Abfahrt bewegen könnte. Er bat uns daher mit Thränen, abzusegeln oder wenigstens uns vom Lande zu entfernen. Wir konnten die Aufrichtigkeit dieses Mannes nicht in Zweifel ziehen, beklagten aber, daß die Mandarinen zu solchen Mitteln griffen, um ihrer Feigheit fröhnen und doch an den Kaiser berichten zu können, sie hätten die Barbaren hinweggetrieben.

Wir gingen am 7. April unter Segel. Ehe ich die weitere Fahrt berichte, will ich über die Bewohner von Fuhkien noch einiges hinzufügen. Da das unfruchtbare Land nur wenigen Händen Beschäftigung giebt, so wandern Viele aus, nach Formosa, oder dem Haupt-Emporium des chinesischen Reiches, oder nach dem indischen Archipelagus oder nach den Fischerplätzen an ihren eigenen Küsten. Wohin sie auch gehen, selten drückt sie Armuth; sie häufen oft Reichthümer auf, und beherrschen den Handel ganzer Inseln und Provinzen, sowohl durch das Ansehn ihrer Hauptstadt als durch ihre überlegene Unternehmungslust und Industrie. Voll Anhänglichkeit an ihre Heimath, kehren sie entweder selbst zurück, sobald sie Vermögen erworben haben, oder machen bedeutende Rimessen. Viele der in Nordchina an-

gesiedelten Kaufleute bringen jährlich ihren Gewinn heim; das meiste Capital, welches in der Küstenschifffahrt steckt, gehört Häusern von Aemoi, und so ist dieser armselige Landstrich eine der reichsten Provinzen in China. Ihr Hafen ist für europäische Handelsunternehmungen ohne Zweifel der günstigste, durch Lage, Reichthum und Aufspeicherung aller chinesischen Handelsartikel. Frühe schon handelten dort die Portugiesen, später die Holländer; die Engländer unterhielten lange eine Faktorei und die Spanier dürfen noch den Hafen besuchen. Daß die Uebrigen es aufgegeben haben, rührt nicht von einem kaiserlichen Verbote her, sondern von den Bedrückungen die sie zu erleiden hatten. Eine Erneuerung des Handels würde sich aber gewiß eben so vortheilhaft für diejenige europäische Nation erweisen, welche ihn unternähme, als für die Chinesen. Vorzüglich wünschenswerth wäre die Niederlassung einer Mission an diesem Orte. Die Spanier unterhalten eine Mission in der Umgegend, sie ist aber fast gänzlich unbekannt. Ich habe mit Tausenden der Bewohner von Aemoi Umgang gehabt und keinen einzigen Christen unter ihnen gefunden. Kühnheit, Stolz und ein hochherziger Sinn charakterisiren sie. Sie waren diejenigen, welche der Tartaren-Usurpation sich am längsten widersetzten; und Viele zogen eine freiwillige Verbannung auf Formosa oder in Indien der Unterwerfung vor. Auf Formosa vertheidigten sie sich tapfer und machten sich durch Piraterei bekannt. Glücklich gegen die kaiserliche Flotte gründeten sie einen Seestaat und gaben niemals der Gewalt nach; nur der Bestechung und Beschwätzung erlagen sie endlich.

Sie geben nichts auf Gelehrsamkeit, aber rechnen lernen sie. Ihre Sprache ist so abweichend vom Mandarinen-Dialekt, daß sie diesen in der Schule wie wir das Lateinische erlernen. Sie gelten für rechtschaffener als alle Chinesen. Obgleich gewinnsüchtig, sind sie doch nicht gemein und halten sehr auf guten

Ruf. Mit Fremden haben sie sich, außerhalb des Bereiches der Regierung, immer gern eingelassen. Oft sind ihnen hohe Aemter von den Staaten übertragen worden, in welchen sie Residenz genommen. Einer aus ihrem Stamme bestieg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sogar den Thron von Siam. Ich kenne dessen Sohn, der statt König Arzt wurde, aber königliche Tugenden und Weisheit genug besitzt, um ruhiges Leben in der Niedrigkeit der glänzenden Qual vorzuziehen, über ein Volk zu herrschen, welches nur mit Unwillen einen Fremden auf seinem Throne sieht.

Sobald wir unsere Anker aufgewunden hatten und außerhalb Schußweite waren, löfete das Fort seine großen Kanonen hinter uns her, und die meisten der Kriegsdschunken machten dies kühne Manöver mit. Einige von ihnen eskortirten uns auch, vermuthlich um uns vor den treulosen Eingebornen zu beschützen. Wir konnten uns aber nicht weiter beklagen; wir hatten, obgleich auf unziemliche Weise, doch hinlänglich erhalten was wir brauchten, und Se. Excellenz schickten uns sogar einige mit Lebensmitteln beladene Böte als Geschenk nach. Wir bezahlten jedoch die Ueberbringer.

Im Ganzen hatten die Mandarinen von Aemoi allen erdenklichen Schimpf auf uns gehäuft, um uns in den Augen des Volks herabzusetzen, und die Würde des himmlischen Reiches zu behaupten. Andere Schiffe, welche künftig diesen Hafen besuchen wollen, müssen es sich zur Regel machen, ohne Umstände hineinzufahren, mitten unter den Dschunken vor Anker zu gehn, und fest auf ihre gerechte bestehen; diesen Rath gaben uns die Eingebornen selber und das Mittel hat sich in anderen Häfen sehr zu unserem Vortheil bewährt. Die geringsten Dinge wurden uns verweigert, wenn wir sie nicht mit Entschlossenheit verlangten. Wir hatten sicherlich kein Recht, den Gesetzen eines Landes, in welchem wir als Kaufleute geduldet

worden, zu widersprechen, durften aber wohl diejenigen in Schutz nehmen, welche um ihretwillen von den Vollstreckern des Gesetzes ungerechter Weise mißhandelt wurden.

Wir gingen am 9. April unter Segel und erreichten die Pang-hu-Inseln oder Piscadores, die insgesammt sehr unfruchtbar sind. Ihre guten Häfen dienen den Dschunken häufig zum Zufluchtsort, welche zwischen Formosa und China hin und wiederfahren; ohne diese Häfen würden bei der Heftigkeit des Nord-Ost-Windes, der im Formosa-Kanal während der meisten Monate herrscht, sehr viele Dschunken zu Grunde gehen. Die größte der Inseln trägt die Ruinen eines noch von den Holländern erbauten Forts, welches Heng-mâon-sching (Rothhorstenfort) heißt. Die chinesische Garnison daselbst ist zahlreich, weil von dem Besitz dieser Inseln die Sicherheit Formosas abhängt. Aus diesem Grunde liegen auch mehrere Kriegsdschunken bereit. Die Colonisten haben sich viele Mühe gegeben, dem Boden etwas abzugewinnen, hätten aber Hunger sterben müssen, wenn nicht von Formosa ihnen Reis zugeführt würde. Die Regierung begünstigt sie aber auch sehr; als kürzlich Hungersnoth war, schickte sie den Tseng-ping-kwân, um große Kornvorräthe zu vertheilen. Als wir an das Land kamen, fanden wir einen Volkshaufen bei einem Spiele, welches der Capitain einer Dschunke veranstaltet hatte. Kaum erblickten sie unsere Bücher, als sie mit Begierde darüber herfielen und eifrig zu lesen anfingen. Das Dorf sah sehr armselig aus, doch waren die Häuser massiv aus Granit erbaut. Wir stiegen [illegible] und mehrere Menschen begleiteten uns, welche sehr seltsame Fragen thaten und sich Kaufleute nannten. Oben auf der Höhe fanden wir zu unserem Erstaunen einen Leuchtthurm, den einzigen von allen chinesischen Küsten; vielleicht ist er von den Holländern erbaut worden. Wir waren eben wieder am Strande angelangt, als ein alter Man-

darin mit blauem Mützenknopf auf uns loskam. Er hieß uns stehen bleiben, setzte sich aber nieder und befahl uns mit starker Stimme, auf der Stelle den Hafen zu verlassen, denn Se. Excellenz Wu, Resident auf der gegenüberliegenden Insel, wolle es unter keiner Bedingung dulden.

Am 10. April wiederholte der alte Mandarin seinen Besuch. Er wollte sich großes Ansehen geben und legte uns die gewöhnlichen Fragen vor: weß Landes, woher, wohin u. s. w. Sein Gefolge war sehr aufgeräumt und hatte eine kindische Freude über all das Neue was es sah. Ein kleines Geschenk welches der Mandarin erhielt, verwandelte plötzlich seine Befehle in Bitten. Er erzählte uns, daß mehrere Christen in seinem Geburtsort wohnten, unter Aufsicht eines europäischen Missionars, vermuthlich eines Spaniers. Er wußte den Namen Maria, himmlische Mutter, und zeigte, daß er ein Bekehrter, oder wenigstens mit dem Papstthum bekannt war. Beim Abschiede rieth er uns, nach Formosa zu gehen wo wir handeln könnten. Mehrere Dschunken lagen im Hafen und erwarteten günstigen Wind, um Reis von Formosa zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

X.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Puertorico,

von

Oberſt Flinter.

(Fortſetzung.)

7.

Ackerbau und Viehzucht — Rinder — Schafe — Ziegen — Schweine — Pferde — Maulthiere und Eſel — Geflügel — Ueberſicht — Zuckerbau — Kaffee — Indigo — Tabak — Baumwolle — Kakao — Reis, Mais, Vegetabilien — Plantagen — Obſtbäume — Bienen — Holz — Gartenkultur.

Der Ackerbau iſt die vorzüglichſte Erwerbsquelle auf Puertorico. Manufakturen giebt es nicht, und Gold- oder Silberminen ſind zum Glück für die Inſel noch nicht entdeckt worden. Wer die Fruchtbarkeit der Inſel nicht mit eigenen Augen angeſehen hat, kann ſich nicht leicht eine Vorſtellung davon machen. Alle Pflanzen, Obſtarten, Gemüſe der tropiſchen Gegenden gedeihen und geben eine unfehlbare Ernte. Die fetteſten Weideplätze wechſeln mit jenem dem Zuckerrohr günſtigen tiefen reichen Pflanzenboden, mit den feuchten Gründen, in welchen der Cacaobaum fortkommt und den kühlen Verghängen, welche der Kaffeebaum liebt. Alles dies findet ſich eng bei einander. Baumwolle, Tabak und Indigo erfordern nur eine kleine Nach-

hülfe und wenig Auslagekapital, um zu bedeutenden Handelsartikeln zu werden. Mit der Verbesserung des Ackerbaus, besonders seit dem Dekret von 1815, nahm die Bevölkerung zu und der Handel mit dem In- und Auslande erhielt einen größeren Schwung. Wie die Revolution von St. Domingo viele geschickte fleißige und reiche Zuckerbauer, so hat die von Venezuela viele Landwirthe nach Puertorico geführt; das weise Dekret von 1815, welches den Fremden günstige Aufnahme zusicherte, befreite auch die Landbauer von Zehnten und der Alcabala, nichts als eine Ertragsteuer von 2½ pCt. ihnen auferlegend. Ganz neuerlich ist für Straßen- und Brückenbau einiges gethan worden. Aber ungeachtet des unvergleichlichen Bodens, des günstigen Klimas und der Menge von arbeitenden Freien und Sklaven hat Puertorico noch nicht den Flor erreicht, dessen es fähig ist, und vornehmlich der Mangel an Kapitalien ist Schuld, daß die Production noch immer in keinem Verhältnisse zu der Volksmenge, der Landerstreckung und der Fruchtbarkeit des Bodens steht. Nach officieller Messung beträgt der Flächeninhalt der Insel beinah 2,584,000 engl. Acres (Morgen), wovon 85,076 Morgen angebaut, 634,506 Morgen beweidet und 728,703 Morgen bewaldet sind. Dies giebt eine Summe von 1,448,285 Morgen benutzten und abgabenfähigen Landes, welches 19,140 Eigenthümer inne haben. Das darin arbeitende Wirthschaftsvermögen wurde (mit Ausschluß der Häuser, Ländereien und Sklaven) im Jahre 1832 auf 37,993,599 Doll. geschätzt und der Ertrag auf 6,883,371 Doll. Davon wurden durch die Zollämter zum Werth von 3,411,845½ Doll. ausgeführt und die erhobenen Abgaben betrugen nur 266,526 Doll., also weniger als 3½ pCt. vom Werthe des Besitzes und weniger als 5½ pCt. vom Werth des Ertrages.

Im Allgemeinen herrscht die Ansicht auf Puertorico, daß man in Viehzucht sein Kapital besser anlegt als im Ackerbau. Daß es sich aber beinah verdopple im Jahre, ist wohl Uebertreibung, obgleich die Viehzucht wirklich sehr einträglich ist. Unfälle, getäuschte Hoffnungen, Chancen kommen dabei wie bei allen Unternehmungen vor. Auch kann der Einzelne nie ein beträchtliches Kapital in dieser Branche anlegen, deren Betrieb sich unter einer Menge kleiner Eigenthümer vertheilt. Wenn die großen Viehzüchter nicht Wiesen genug für ihre 100 bis 500 Rinder haben, so vertheilen sie das Vieh unter die ärmeren Landbesitzer, indem sie diesen die Kühe und die entwöhnten Kälber in Zucht geben. Den Ertrag oder den Gewinn an verkauften Kälbern theilen die Contrahenten. Dadurch gewinnt der ärmere Mann die Mittel, seine Familie zu ernähren und der reichere Gutsbesitzer vermehrt sein Kapital ohne viel Mühwaltung und Risico. Die Verhältnisse sind natürlich ganz andere als auf dem Continent, da auf Puertorico ein einziger Hato oft 100 deutsche Meilen einnimmt und ein einziger Eigenthümer bis zu 10,000 Kälbern jährlich seinen Namen einbrennt. Man würde die Rindviehzucht durch Einführung der großen englischen oder flandrischen Art, welche so reichlich Milch giebt und so schnell fett wird, noch sehr verbessern können. Sonst sind Butter und Käse fett und wohlschmeckend, wie die schönen Weiden erwarten lassen; es fehlt aber an wohleingerichteten Melkereien. Käse wird viel gemacht, doch nicht genug für den Bedarf der Insel, so daß beträchtliche Quantitäten von außerhalb eingeführt werden.

Die Schaafzucht ist noch sehr zurück. Die Wolle artet aus und nimmt einen haarartigen Character an; das Fleisch aber ist vorzüglich gut und dem der besten Curaçao-Hammel gleich, die in ganz Westindien bekanntlich geschätzt sind. Besonders sind die Südküste und das Gebirge der Schaafzucht sehr günstig;

das Gras ist mit aromatischen Pflanzen gemischt und der Boden trocken. Höbe sich dieser Wirthschaftszweig, so könnten die Insulaner binnen Kurzem für ihren Bedarf an Lichten und Seife vom Auslande sich unabhängig machen.

Ziegen gab es fast eben so viele als Schafe. Doch ist der Werth dieses Thieres nicht allgemein anerkannt. Wichtig ist es nur in unfruchtbaren Gegenden, die zum Anbau ungeschickt sind; dergleichen Striche giebt es aber nicht auf Puertorico.

Schweine sind weit mehr vorhanden als die Regierungsberichte angeben; denn diese wissen in Allem nur von 36,076 Schweinen, während wenigstens 40,000 Stück jährlich geschlachtet werden und die Zahl der Alten und Jungen zusammen gegen 150,000 Stück betragen muß. Dieser Gegenstand sollte wichtiger geachtet werden als gegenwärtig geschieht, in einem Lande, welches durch die Ueppigkeit seiner Fruchtbäume, Plantanen und Gräser, durch seine Molken und Abgänge vom Zuckerrohr und durch vieles Andere an Mitteln zur Mast unerschöpflich ist.

Die Pferde der Insel sind nicht durch Größe, Schönheit oder Schnelligkeit ausgezeichnet, sie sind im Gegentheil meist klein und schwach gebaut, aber muthig, unermüdlich und überaus sicher im Bergsteigen. Die Race könnte ohne Zweifel verbessert werden, wenn man Spanische oder Englische Pferde einführte und ordentliche Gestüte anlegte. Die Zahl der vorhandenen Pferde mag sich auf 80,000 Stück belaufen. Fast ist Keiner auf der Insel so arm, daß er nicht wenigstens ein oder zwei Pferde hielte, und bemittelte Leute halten in der Regel drei bis vier.

Maulthiere giebt es nur wenige; sie sind keinesweges mit der edeln Race von La Mancha in Spanien zu vergleichen, sondern klein und nur zum Lastragen geschickt. Der Esel ist noch eine weit geringere Menge; das Clima ist ihnen wohl ungünstig; man hat im Ganzen nur 262 Stück auf der Insel gezählt.

Geflügel aufzuziehen lassen die Landleute sich gar nicht angelegen sein. Würde so viel Fleiß auf den nutzbaren Hühnerhof verwendet, als auf die Pflege der Kampfhähne, so würde Volk, Land und Regierung an Wohlstand, Reichthum und Bedeutung gewinnen. Wir fügen noch die Zahl- und Werth-Tabelle des in einem Jahre vorhandenen Viehes zur bequemeren Uebersicht hinzu:

200,000 St.	Hornvieh z.	Durchschnittspr. v. 20 D.	pr. Haupt	4,000,000 D.
80,000 =	Pferde =	40 =	= =	3,200,000 =
14,668 =	Schaafe =	3 =	= =	44,004 =
17,460 =	Ziegen =	2 =	= =	34,920 =
139,980 =	Schweine =	4 =	= =	535,920 =
1,000 =	Maulthiere =	40 =	= =	40,000 =
262 =	Esel =	15 =	= =	3,930 =
				7,858,774 D.

Den Zuckerbau haben, wie schon bemerkt, erst Einwanderer von den benachbarten Colonien auf Puertorico eingeführt. Seit etwa 20 Jahren nahm die Menge der Plantagen dergestalt zu, daß die Insel jetzt über 300 zählt; außer diesen größeren Gütern giebt es noch über 1300 kleinere Pflanzereien, welche armen Leuten gehören und aus einem oder zwei Morgen bestehen.

Der Boden ist noch in seiner Jugendkraft, üppig fruchtbar und keiner künstlichen Mittel zur Erhöhung der Production bedürftig. Bewässerung ist noch nirgend angewandt worden, obgleich sie auf der Südküste, wo wenig Regen fällt, gute Dienste thun würde; inzwischen werden die Pflanzenwurzeln in den trockneren Distrikten von dem Wasser getränkt, welches überall eine halbe Yard unter der Oberfläche des Bodens angetroffen wird. Auf den grasreichen Triften der Nord- und Ostküste finden sich mitten unter den Wiesen viele Plantagen von Zuckerrohr, Kaffee und Tabak. Sehr guten Zucker produciren die Pflanzungen in

den

den Thälern Toabajo, Truxillo, Bayamo und Arecibo; auf der Westküste war das fruchtbare Thal Mayagues schon 1828 sehr reich an Zuckerländereien; 21 größere und 62 kleinere Plantagen mit hölzernen Zuckermühlen waren in demselben eingerichtet; außerdem 21 große Kaffeepflanzungen und sehr viel kleine. Der Boden in dem Thal Mayagues und in dem benachbarten Thale Annasco ist ein tiefer dunkler Lehm, naß und durchaus nicht steinig. Im Durchschnitt bringt jeder Morgen guten Zuckerlandes auf der ganzen Insel wenigstens 40 Centner jährlich; auf vorzüglich gutem Boden ist der Ertrag bei weitem größer.

Der regelmäßige Eintritt der trockenen Jahreszeit macht wie in Barbadoes und Jamaica die genaue Feststellung der Erntezeit möglich, ohne welche größere Zuckerplantagen nicht wohl bewirthschaftet werden können. Die Pflanzer der Südküste haben aber oft das Unglück, eine Dürre von 8, 10 oder gar 12 Monaten zu erleiden, durch welche das Gras so verzehrt wird, daß für Pferde und Rinder kein anderes Futter zu finden ist, als Spitzen vom Zuckerrohr. Daher können sie nicht die Viehzucht mit dem Landbau vereinigen wie die nördlichen Pflanzer, sondern müssen ihr Vieh in das Innere der Berge schicken, wo häufige Regengüsse den reichen Teppich der Flur stets frisch und grün erhalten. Ehedem waren sie genöthigt, die Lebensmittel für ihre Neger von fremden Ländern einzuführen; neuerlich aber haben sie durch Anlegung guter Straßen die Communication mit dem Gebirge hergestellt und außerdem durch Lichtung ganzer Landstrecken Feld zu eigenem Anbau gewonnen, so daß sie jetzt ziemlich selbstständig geworden sind. — Den Zuckerbau durch Sklaven zu betreiben, erfordert die Einlage eines großen Capitals. Das Plantagenwesen ist wie ein complicirtes Maschinenwerk, dessen Räder genau in einander greifen; fehlt ein Rad, so geräth die ganze Maschine in Unordnung, und die Uebrigen kön-

nen die Wirkung des Einen nicht erſetzen; für den Mangel an Capital giebt Fleiß und Genie keinen Erſatz. Der Boden muß vor allen Dingen gut gewählt ſein, man muß eine hinlängliche Menge von Arbeitern und Vieh genug haben, außerdem Capital zur Deckung gelegentlicher Erforderniſſe. Man möchte ſonſt für ſein Geld, das anderweitig beſſer angelegt werden könnte, nur eine Kette von Verlegenheiten und den Mangel erſtehen. Die tägliche Erfahrung beſtätigt dieſe Wahrheit, ſo wie das gemeinſame Urtheil Aller, welche die zuſammengeſetzte Natur und Umſtändlichkeit des Zuckerbaues kennen. Dem unzulänglichen Capital iſt es zuzuſchreiben, daß ſo viele Pflanzer in Puertorico bei dieſem koſtſpieligen Culturzweige zurückgekommen ſind. Andere ſind freilich auch an ſchlechter Oekonomie, am Luxus und an der Spielwuth zu Grunde gegangen; ſind dem unmäßigen Wucher, der da zu Lande den Geſetzen zum Trotze beſtehet, in die Klauen gefallen und haben ſich nicht wieder erholen können. Auf der andern Seite kann an Zuckerpflanzungen auch wieder erſtaunlich viel gewonnen werden. Ein Franzoſe von St. Domingo etablirte ſich mit einem Capital von nur 3000 Doll. auf mittelmäßigem Boden an der Nordſeite der Inſel in der Nähe der Hauptſtadt und hat es mit Zuckerpflanzen in nicht voll 8 Jahren dahin gebracht, daß er 30 Sklaven hält, und 40,000 Rthlr. reich geſchätzt wird. Kam eine Zeit, wo das Zuckerrohr nicht die Koſten ſeines Anbaues eintrug, ſo mußte ihm Kaffeebau, Viehzucht u. dgl. was er nebenbei trieb, zum Schadenerſatz verhelfen. Wenn auf den franzöſiſchen und engliſchen Colonien die Zuckerpflanzung, wie wahrſcheinlich iſt, wegen der unerſchwinglichen Koſten die ſie dort macht, eingehen ſollte, ſo wird gewiß der Zucker von Puertorico mehr geſucht werden, und die Inſulaner würden alſo übel thun, dieſen Culturzweig wegen jetziger ſchlimmer Conjuncturen ganz fallen zu laſſen; wenn ſie andere

wohlfeilere Cultur damit verbinden, können ſie ſich mit großem Nutzen behaupten.

Kaffee iſt derjenige Artikel zu Puertorico, welcher von Allen am meiſten Aenderungen des Preiſes erlitten hat; derſelbe ſchwankte in verſchiedenen Jahren zwiſchen 25 und 3 Thaler per Centner. Der Anbau iſt nicht koſtſpielig, der Boden paſſend, und man findet dazu Arbeiter von jeder Farbe. Die Conſumtion auf der Inſel ſelbſt iſt ſtark, da jeder arme Neger, ſo gut wie der begütertere Eigenthümer, ſeine 3—4mal täglich Kaffee trinkt. Sie belief ſich zuſammen mit der Ausfuhr, im Jahre 1832, auf wenigſtens 250,000 Centner. Obgleich die großen mit Sklaven bewirthſchafteten Pflanzungen einige Jahre lang, wegen der niedrigen Kaffeepreiſe, liegen geblieben, ſo wurde doch eine beträchtliche Menge Kaffee auf der Inſel gewonnen, denn jeder weiße Arbeiter, jeder freie Neger und Mulatte hat um ſein Haus etliche Kaffeebäume von Plantanen beſchattet. Die Bäume erreichen ungewöhnliche Größe; manche geben (nicht wie ſonſt bei niedrigem Wuchſe ein Pfund im Durchſchnitt, ſondern) oft 20 bis ſogar 40 Pfd. Ertrag. Auch die ärmeren Familien pflegen 20—30 Kaffeebäume zu beſitzen. Selbſt in den Wäldern findet man dergleichen wild. Die freien Arbeiter bringen den Ueberſchuß von ihrer Conſumtion, bald 50 Pfd., bald einen Centner u. ſ. w. zu Markte und tauſchen Kleidungsſtücke dafür ein. Die Art des Einſammelns hat Aehnlichkeit mit der arabiſchen. Die Bäume ſind zu hoch, um die Bohnen mit der Hand zu pflücken, man läßt ſie alſo vollkommen reif werden und ſchüttelt dann die Bäume; auf Matten wird die Frucht ſo lange getrocknet, bis jede Spur von Feuchtigkeit verſchwunden iſt. Durch dieſe Sorgfalt der Behandlung erreicht der Puertorico-Kaffee vermuthlich die ihm eigene Gewürzigkeit. Auch der Kaffeebau ſollte von Niemandem auf der Inſel, ſelbſt

wenn die Preise aufs äußerste fielen, aufgegeben werden, da die übrigen Colonien mit Sklavenarbeit ihn nicht mehr lange durchsetzen können und dann die Nachfrage auf Puertorico größer werden muß. Es ist vortheilhafter, die Arbeiten in den Kaffeepflanzungen freien Leuten als Sklaven anzuvertrauen, weil man thätigere und sorgfältigere Arbeiter an ihnen hat. Wirklich werden nur noch wenige Güter mit Sklaven bewirthschaftet und auch diese wenigen werden ohne Schaden derselben beraubt werden, wenn man nämlich die Sklaven freilassen will.

Indigo wird in mehreren Theilen der Insel wild angetroffen; der Anbau desselben möchte leicht belohnend ausfallen, und es wäre der Mühe gewiß werth, einen Versuch damit im Kleinen anzustellen; man braucht keine Sklaven dazu anzuschaffen, sondern läßt die Arbeiten und die Zubereitung (nach Art der in Cuba versuchten, in hölzernen Trögen) von freien Knechten besorgen.

Taback kann überall auf der Insel gebaut werden. Er gedeiht vortrefflich und giebt dem von Cuba wenig nach. Nur Freie betreiben den Bau desselben. Aermere Familien, weiße und schwarze, bepflanzen einen halben oder viertel Morgen und übergeben den Ertrag den Händlern des Ortes, welche gewöhnlich Agenten der größeren Kaufleute aus der Hauptstadt sind, den armen Tabackbauern aber Geld und Kleider zu ungeheueren Zinsen vorzuschießen pflegen und außerdem noch unter der Bedingung, daß sie ihnen ihre ganze Ernte billig, immer wenigstens unter dem halben Werthe ablassen.

Baumwolle ist noch nicht mit solchem Eifer cultivirt worden als dieser wichtige Artikel verdient. Arme Familien der weißen und freien Neger ohne Capital haben sich damit beschäftigt. Zum Pflücken der Baumwolle von den Stauden können die kleinsten Kinder gebraucht werden. Die spanischen Schiffe

begehren alle Zeit Baumwolle und müssen oft nach St. Thomas gehen, um eine hinlängliche Quantität einzukaufen. Da nun dies Begehren noch immer im Zunehmen und die Baumwolle von Puertorico an Güte der besten von Surinam, Berbice oder Pernambuco gleich ist, so kann der Anbau derselben gewerbfleißigen Familien, auch bei geringem Capital, nicht genug empfohlen werden.

Cacao würde auf der Insel guten Boden finden; aber die Stürme, welche dieselbe oft fürchterlich heimsuchen, würden die Ernte ungewiß machen; es ist deshalb keine einzige Cacaopflanzung angelegt worden.

Reis, Mais, Vegetabilien u. dgl. schien den Pflanzern zu den Zeiten hoher Kaffee- und Zuckerpreise so wenig des Anbaues würdig, daß sie mit ihren dringendsten Bedürfnissen von dem Auslande abhängig wurden, während die Fruchtbarkeit des eigenen Landes selbst noch zur Besetzung fremder Märkte hätte ausreichen können. Der Reis ist sehr gut und giebt reiche Ernten, dreimal des Jahres. Nicht minder gedeihet Mais, Yam u. s. w. Seit 1832 ist der Anbau dieser Produkte durch das strenge Edikt des General-Capitains, welches jeden Bauer verpflichtet, wenigstens einen oder 2 Morgen mit Getreide und Vorkost zu besetzen, außerordentlich erweitert und gefördert worden.

Ein einzelner Mann mit geringem Capital kann durch Anpflanzung eines Plantanenwaldes viel gewinnen. 19 Klafter Land ($\frac{1}{10}$ weniger als soviel englische Morgen) kosten im Kaufpreise höchsten 1900 Doll., das Geräth 100, die Lichtung und Zurichtung des Bodens 200, die Einfriedigung 160, 3 Ochsen zu 40 und ein Pferd zu 30 Doll. zusammen 150, 2 Sklaven zur Abwartung des Viehes 800; also im Ganzen ein Einlagekapital von 3310 Doll. etwa wird erfordert. Der Ertrag wird sich auf 890,625 Plantanen nach geringster Schätzung belaufen

und dieſe bringen zum gemeinen Marktpreiſe (24 für ein Real) 4639 Doll. alſo über 140 pCt., wenn nämlich der Verkauf gleich am Orte Statt finden kann. Durch die Transportkoſten aber, beſonders bei ſehr entlegenem Markte, könnte leicht Schaden entſtehen. Wie wünſchenswerth wäre daher die Anlage guter Wege. Vielleicht wären die Plantanen, welche den Eingebornen ihr Brot iſt, nicht ungeſchickt zur Ausfuhr und könnten in fremden Ländern zu einem Luxusartikel werden.

Zu dem was der Inſel hauptſächlich noch fehlt, gehört die Bienenzucht und die Cultur von Obſtbäumen. Einen Schatz hat Puertorico aber an ſeinem ſchönen Nutzholz. In einigen Küſtengegenden iſt man mit dem Schlagen deſſelben zur Kohlenbrennerei ſo unvorſichtig geweſen, daß das Holz ſelten geworden und von der Regierung befohlen worden iſt, für jeden gefällten Baum drei neue zu pflanzen. Zum Schluß iſt noch des auf der Inſel bis jetzt vernachläſſigten Gartenbaues zu gedenken, der dort wie überall einen ſehr wichtigen Theil der Landcultur ausmachen würde, wenn er erſt zur Geltung käme.

8.

Bevölkerung Puertorico's — Vergleichung mit Cuba — Vergleichung mit anderen Colonien — Urſachen der Volksvermehrung — Uebergewicht der weißen Bevölkerung — Geſchlechter — Geburten und Sterbefälle — Urſachen der größeren Sterblichkeit unter den Sklaven — Eheliſten — Familienleben der Sklaven — Vergleich mit andern Colonien.

Die auffallende Miſchung der Farben und Klaſſen in Puertorico bringt eine Geſtalt der Sitten und des geſelligen Lebens hervor, welche die Inſulaner von allen Nationen des civiliſirten Europas unterſcheidet. Die Fortſchritte tropiſcher Länder in Bevölkerung, Kunſt und Wiſſenſchaft mit denen der alten Welt in

Parallele zu ſtellen, hieße Dinge vergleichen, die nichts gemein haben. Vergleichen aber müſſen wir, um zu einem ſicheren Urtheil zu gelangen, die weſtindiſchen Inſeln untereinander, beſonders Cuba und Puertorico, die einzigen Colonien, welche Spanien jetzt noch auf der weſtlichen Hemiſphäre beſitzt, mit den Colonien anderer Mächte innerhalb der Tropen, wo dieſelben Vortheile des Climas, Bodens, Produktenreichthums und dieſelben mit der Negerſklaverei immer verbundene Nachtheile ſich vorfinden.

Aus ſolcher Vergleichung leuchten, wie ſchon öfter bemerkt, die Vorzüge der ſpaniſchen Colonialverfaſſung ein, welche dem unglücklichen Sklaven wie dem farbigen Freien Schutz und Aufmunterung ſichert. Cuba und Puertorico ſind diejenigen Inſeln des weſtindiſchen Archipelagus, welche eine Emancipation der Sklaven am wenigſten zu fürchten hätten. In ihnen iſt auch für die weiße Bevölkerung am meiſten Sicherheit des Lebens und Eigenthums, weil ſie die einzigen Colonien ſind, in denen der Vortheil des Herrn von der guten Behandlung ſeiner Sklaven abhängig gemacht iſt, in denen durch ein Gefühl gemeinſamen Intereſſes und gemeinſchaftlicher Gefahr Alle für einen Mann zu ſtehen bereit ſind.

Die Bevölkerung Puertoricos belief ſich im Jahre 1778 auf 70,278 Seelen, wenig genug in Vergleich mit den 600,000, welche nach Pater Inigos Bericht, der Entdecker Columbus dort fand. Aber dieſe Angabe iſt fabelhaft, da man vor drei Jahrhunderten ſelbſt auf dem Continente nur ſehr ungenaue ſtatiſtiſche Tabellen beſaß, und Columbus nur von einem Hafen der weſtlichen Küſte, wo er wenige Tage verweilte, auf das Uebrige ſchließen konnte. Ueber die Urſachen des Abnehmens und endlichen Verſchwindens der Urbewohner iſt hier nicht der Ort, die Unterſuchung anzuſtellen; verdunkelt iſt die Sache durch die politiſchen Intereſſen und durch Partheilichkeit der Schriftſteller,

obgleich Einige derſelben feſte Data aufſtellen. Wenigſtens iſt das Verhältniß ihrer Vermiſchung mit den Eroberern durch Wechſelheirathen heut zu Tage nicht mehr auszumachen, und nur ſo viel iſt gewiß, daß Viele von den weißen Bewohnern Cubas und Puertoricos in Zügen und Sitten etwas von indianiſchem Anſtrich haben. Die ſpaniſchen Behörden haben ſich zwar viel Mühe gegeben, genaue ſtatiſtiſche Ueberſichten zu erlangen, ſind aber, meinen eigenen Beobachtungen zufolge, nicht zu richtigen Reſultaten gelangt. Der letzte Cenſus von 1828 ergab eine Bevölkerung von 311,051 Weißen, 206,494 farbigen Freien und 286,942 Sklaven, zuſammen 704,487. Ich bin überzeugt, daß die Anzahl der freien Farbigen und Sklaven auf Cuba heutiges Tages nicht viel unter einer halben Million zurückbleibt. Die Bevölkerung von Puertorico kann man auf 400,000 Köpfe ſchätzen, worunter 45,000 Sklaven ſind; die wahre Menge der vorhandenen Sklaven erfährt die Regierung deshalb nicht, weil die Landbeſitzer, die ihre Ernte der Steuer wegen geringer angeben wollen, eine kleinere Anzahl von Sklaven in Anſchlag bringen, als ſie wirklich beſitzen. Wollte die Regierung eine ſo ſtrenge Maßregel einführen wie die Engländer, daß jeder verheimlichte Sklave für frei erklärt ſei, ſo könnte dem Mißbrauch wohl geſteuert und eine zuverläſſige Ueberſicht, wie ſie den Behörden nöthig iſt, gewonnen werden.

Jedenfalls finden wir die Bevölkerung von Puertorico allein der von Jamaica und überhaupt der halben Volksmenge des britiſchen Weſtindiens gleich; und die Bevölkerung der beiden ſpaniſchen Inſeln zuſammen übertrifft die Geſammtbevölkerung aller übrigen Colonien der Europäer in Weſtindien. Puertorico verdankt nicht den Einwanderungen die Zunahme ſeiner Volksmenge, denn unerachtet der vielen Vortheile, welche ſich dort dem Fleißigen darbieten, und der Begünſtigungen, welche die Regie-

rung den Coloniſten zu Theil werden läßt, ſind nicht mehr als 2833 Fremde naturaliſirt und wohnhaft auf der Inſel. Von den Colonien des Continents ſind zur Zeit der Empörung, wie es ſcheint, nicht über 7000 Perſonen eingewandert. Puertorico ſtand ehedem im Rufe der Armuth, und hatte demzufolge für Abentheurer nichts Lockendes. Drei Viertel der Bevölkerung leben aber vom Ackerbau, welcher vor allen andern Beſchäftigungen der Geſundheit zuträglich und der Civiliſirung und Volksvermehrung förderlich iſt. Die Abſcheulichkeiten des Sklavenhandels nahmen nicht ſo überhand wie anderswo, denn wo keine große Capitaliſten ſind, iſt für Menſchenfleiſch kein guter Markt. Wer etliche Sklaven beſaß, verpflegte ſie ordentlich, und daher nahm die Volksmenge ſchnell zu; ſie vermehrte ſich in einem Zeitraum von 52 Jahren (von 1778 bis 1830) um 253,580 Seelen, alſo um 361 pCt., d. h. im Durchſchnitt jährlich $6\frac{9}{10}$ pCt., und zwar von 1778 bis 1802 um $5\frac{1}{2}$ pCt. jährlich, von 1802 bis 1812 nur um $1\frac{1}{2}$, von 1812 bis 1820 wieder um $3\frac{1}{4}$ und endlich von 1820 bis 1830 um 4 pCt. jährlich. Theilt man nach Weißen, freien Farbigen und Schwarzen und Sklaven, ſo ergiebt ſich folgende Tabelle:

1802.	Weiße 48	freie Farb. u. Schwarze $43\frac{1}{2}$,	Sklav. $8\frac{1}{2}$	pCt.
1812.	= $46\frac{3}{4}$	= = =	$43\frac{1}{2}$ =	$9\frac{3}{4}$ =
1820.	= $44\frac{1}{2}$	= = =	$46\frac{1}{4}$ =	$9\frac{1}{4}$ =
1830.	= $50\frac{1}{4}$	= = =	$39\frac{1}{4}$ =	$10\frac{5}{4}$ =

Man konnte 1830, indem man die Volksmenge auf 323,838, die Oberfläche des Landes auf 330 □Meilen annimmt, $491\frac{3}{4}$ Weiße, $304\frac{1}{2}$ freie Mulatten, $81\frac{3}{4}$ freie Neger und $103\frac{3}{4}$ Sklaven auf die □Meile, und von der vermiſchten Bevölkerung im Durchſchnitt $981\frac{1}{2}$ Köpfe auf die □Meile rechnen, während in Cuba auf die □Meile nur 201 kommen.

Das Uebergewicht der Weißen über die freien Mulatten und Schwarzen und über die Sklaven ist ein um so erfreulicheres Resultat, als Puertorico mit Inseln, die voller Abkömmlinge der afrikanischen Menschenrace sind, so dicht umpflanzt ist. Nach den Berechnungen auf Cuba kann dort, wenn ebenso fortgeschritten wird, die Volksmenge sich binnen 15 Jahren auf ihr Doppeltes bringen. Malthus in seinem Werk über Bevölkerung nimmt nur an, daß in einem durch Fruchtbarkeit und gute Regierung gesegneten Lande die Anzahl der Bewohner binnen 25 Jahren sich verdopple.

Merkwürdig ist dagegen die Abnahme der Volksmenge aller Farben und Klassen in den englisch- und französisch-westindischen Colonien. Es wäre eine würdige Aufgabe, nach den Ursachen dieser Erscheinung zu forschen, daß die Colonien einer von vielen Schriftstellern für unpolitisch und tyrannisch in ihrer administrativen Politik verschrieenen Regierung so schnelle Fortschritte in Volksvermehrung, Ackerbau und Handel machen, während die Colonien derjenigen Mächte, welche für die erleuchtetsten in der Politik und die liberalsten in ihren Prinzipien gelten, im Ackerbau zurückgekommen, fast aller farbigen Freien verlustig und einer armseligen, kümmerlichen weißen Bevölkerung unter dem Druck losgelassener Sklavenbanden theilhaft geworden sind.

Auf der Nordküste von Puertorico giebt es mehr Weiße als auf der südlichen; auf beiden Küsten ist aber die Zahl der Weißen größer als die der farbigen Freien, deren wieder mehr auf der südlichen Küste sind als auf der nördlichen; ebenso stellt sich das Verhältniß der Sklaven auf den beiden Küsten, und die gesammte farbige Bevölkerung im Süden übertrifft die im Norden um mehr als 5000 Köpfe. Also auch in den Theilen der Insel, wo sich die meisten Zuckerpflanzungen befinden, ist die Anzahl der Sklaven geringer als die der Weißen. Auf Cuba

machen die Weißen und freien Farbigen $\frac{44}{100}$ der ganzen Bevölkerung aus, auf Puertorico $\frac{80}{100}$, während in den britisch-westindischen Colonien kaum $\frac{10}{100}$. Man sieht daraus, daß, wenn das Unglück eines Sklavenaufstandes die westindischen Inseln beträfe, Puertorico und Cuba nicht das meiste zu befürchten hätten.

Man kann dreist behaupten, daß Puertorico, wenn es so fortwächst, und nicht ein unerwartetes Unglück dazwischen kommt, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts eine Million Einwohner zählen wird, welche dies fruchtbare Land gar wohl ernähren kann. Unweit der Nordküste liegt auch noch die überaus fruchtbare Insel Vieques, gewöhnlich Krebs-Insel genannt, welche ebenfalls Spanien gehört und unter dem Befehl des General-Capitains von Puertorico steht. Sie ist 10 Meilen lang und 2 breit und wird unter gehöriger Bebauung wenigstens 300,000 Bewohner erhalten können.

Die Geschlechter stehen auf Puertorico in besserem Verhältniß zu einander als auf Cuba, oder sonst wo auf den westindischen Inseln. Die Anzahl der Frauen ist in allen Klassen größer als die der Männer, ausgenommen unter den Sklaven. Wo die Bevölkerung nicht großem Wechsel durch Handelszufluß und Einwanderung unterliegt, bleibt das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen meist sehr gleichmäßig, so auf Puertorico. Die Parochial-Listen geben bekanntlich in christlichen Ländern eine so sichere Skala für das Steigen und Sinken der Volksmenge wie das Thermometer für die Veränderungen des Wetters. Diese ergeben auf Puertorico für die Jahre 1828—1830 ein sehr stätiges Verhältniß; 1828 sind

Geboren:	Knaben:	Mädchen:
Weiße. . . . 3¾	4¼	3 pCt.
Freie Farbige 5¾	6	5 "
Sklaven. . . 5¼	5½	5 "
Im Ganzen. 4¾	—	— "

Die Weißen also, bei allen Vortheilen höherer Civilisation und größerer Lebensbequemlichkeit, gelangen zu geringerer Fruchtbarkeit als die Gefärbten und Sklaven, welche zu harter Feldarbeit bestimmt, unter allen Beschwerden der Witterung und allen Entbehrungen der Armuth leben. Die Anzahl der auf Puertorico in einem Zeitraum von 5 Jahren gebornen Weißen hat im Durchschnitt dasselbe Verhältniß zur Gesammtbevölkerung wie auf Cuba; aber die Geburten der Farbigen und Sklaven übertreffen die von Cuba um mehr als 1 pCt. Es scheint, daß man für Puertorico 1 Kind auf 26½ Weiße, 1 auf 17⅓ Farbige und 1 auf 17¾ Sklaven; für Cuba 1 Kind auf 25 Weiße, 1 auf 22 freie Farbige und 1 auf 22 Sklaven rechnen muß, so daß die Geburten unter den Weißen auf Cuba doch die auf Puertorico um etwas überwiegen, wogegen in Bezug auf die freien Farbigen und Sklaven die letztere Insel den Vorzug behält. Die Geburten überwogen die Sterblichkeit im Jahre 1828 unter

den Weißen um . . . . 1⅓ pCt.
den freien Farbigen um 2¾ "
den Sklaven um . . . 2 "

Es ist bekannt, wie fürchterlich auf den ungesunden Inseln Jamaica, Martinique, St. Lucia und in anderen westindischen Colonien, die mit Recht Gräber der eingewanderten Europäer genannt werden, zu gewissen Zeiten die Sterblichkeit aller Volksklassen ist, der Weißen wie der farbigen Freien und Sklaven. Da wird die feste Gesundheit, deren die Bewohner von Puertorico sich zu erfreuen haben, in Erwägung des tropischen Climas

faſt unglaublich. Es ſtarb von den Weißen im Durchſchnitt jährlich einer auf 40½, von den Farbigen 1 auf 31½ und von den Sklaven 1 auf 27; von der ganzen Volksmenge alſo 1 auf 37; das Clima iſt alſo beinah eben ſo geſund wie in Frankreich, wo auf 39½ ein Todter gerechnet wird, und geſünder als im Departement Finiſterre, wo man das Verhältniß von 1 zu 30 annimmt. Natürlich iſt die Sterblichkeit unter den Sklaven am größeſten; es ſind in den letzteren 4 Jahren über 40 Zuckerplantagen etablirt wurden, und die Sklaven auf denſelben hatten alle die unſäglichen Mühſeligkeiten und Gefahren des Holzfällens, Bodentrocknens und Wetterleidens auszuhalten, die tödtlichen Krankheiten, welche die Ausdünſtungen neuen, friſch gelichteten und mit Pflanzenfaulung bedeckten Landes erzeugen, und die verzehrende Glut einer tropiſchen Sonne. Iſt doch auch in Europa unter den arbeitenden Klaſſen beim Kanalbau, beim Trockenlegen von Moräſten oder in Bergwerken die Sterblichkeit groß genug, größer oft vielleicht, als ſelbſt in einer neu etablirten weſtindiſchen Plantage. Die Grubenarbeiter von Cornwallis, in dem ſonſt ſo geſunden England, wo im Durchſchnitt erſt von 57 einer ſtirbt, bringen es ſelten über 50 Jahre. Sklaven giebt es dagegen genug in Puertorico, die ein Alter von 90 bis 100 Jahren erreichen. Sie haben ſich im Durchſchnitt um 2 pCt. jährlich vermehrt, wobei nur wenige aus der Fremde eingeführt worden; in den engliſchen Colonien pflegen jährlich 6 pCt. drauf zu gehen, und 8 bis 10 pCt. in den franzöſiſchen. Auch die freien Schwarzen und Farbigen anderer Colonien ſterben mehr und mehr aus; in Guadeloupe zum Beiſpiel verminderte ſich von 1802 bis 1822 ihre Anzahl um 6006. Um die ungeheuren Maſſen aus Africa eingeführter Sklaven hat man ſich gar nicht bekümmert, ihre Ankauf, ihre Geburt, ihren Tod nirgend verzeichnet, niemals ſie der Taufe werth geachtet; wenn

ſie ſtarben, Nachts unter Abſcheulichkeiten ſie verſcharrt. Vor etwa 20 Jahren ſtand es in dieſem Punkte in den britiſchen Colonien nicht beſſer, und in den franzöſiſchen behielt man den Gebrauch dieſer nächtlichen Begräbniſſe noch bis in den neueſten Zeiten bei. In den ſpaniſchen Colonien wurde ſeit der Einführung von Sklaven jeder Ankömmling genau regiſtrirt und getauft. Die Eigenthümer ſind gehalten den Tod jedes Sklaven, der auf ihren Gütern ſtirbt, anzuzeigen, unter Angabe der Krankheit und Einreichung eines ärztlichen Atteſtes.

Auch auf Cuba werden der Farbigen mehr geboren als ſterben; doch ſchwanken die Vergleichungstabellen dort mehr als die von Puertorico, weil durch den Zufluß von Fremden und die ſtarke Einfuhr africaniſcher Sklaven die Bevölkerung ſelbſt beſtändigem Wechſel unterworfen iſt. Ein merkwürdiger Umſtand iſt auf Cuba wie auch auf allen übrigen weſtindiſchen Inſeln, daß unter den freien Farbigen die Anzahl der Geburten die der Todesfälle immer nur wenig überſteigt.

Wie Geburts- und Sterbeliſten auf die Schwebung der Volksmenge, ſo laſſen die Eheliſten ziemlich auf die moraliſche Witterung in den Colonien ſchließen. Keine weſtindiſche Inſel, man darf vielleicht ſagen, keine Colonie der Erde giebt davon ein auffallenderes Beiſpiel als die ſpaniſchen Beſitzungen, wo Ehebündniſſe niemals, wie ſonſt in franzöſiſchen und engliſchen Colonien, von der weißen Bevölkerung ausſchließlich eingegangen wurden. Unter der ſpaniſchen Regierung durfen auch die armen verachteten Sklaven eines häuslichen Glückes und der Freuden eines eigenen Heerdes genießen. In ihrem Alter, umgeben von einer liebenden Nachkommenſchaft (denn beſſere Aeltern, zärtlichere Gatten, treuere Kinder findet man nirgend als unter dieſen Africanern), ſinken ſie friedlich ins Grab, ohne mit Schmerz auf das Geburtsland, dem ſie entriſſen worden, zurückzuſchauen,

denn eine Heimath haben ſie in den Colonien wirklich gefunden, und eine Familie und, was das meiſte iſt, Gott. Welch ein verſchiedenes Bild von jenem, welches die Colonien anderer Nationen darbieten! Auf Martinique ging ich eines Abends an die Meeresküſte, als eben die Sonne in den Ocean tauchen wollte. Es war nahe bei Fort Royal. Da ſaß auf einem Felſen ein alter Neger; ſein wolliges Haar war weiß wie Schnee. Starr blickte er in die untergehende Sonne. Kaum verſchwand ihre Scheibe, ſo warf er ſich auf den Boden nieder, und jammerte laut in der Sprache ſeines Landes und verging in Schmerz. Ich trat zu ihm und fragte, was ihm wäre. Mit finſterm, argwöhniſchen Blicke maß er mich und ſagte dann: „Ach, ſie ſind hin, auf ewig. Ich werde ſie nicht wiederſehen. Zwölf Monden ſind es nun, daß ein weißer Mann mein Weib gekauft hat und meine vier Kinder. Sie haben ſie von mir geriſſen. Sie haben ſie fortgeſchleppt über das Meer. Sie ſehen die Sonne, wie ſie untergeht; ſie weinen auch. Ich werde ſie aber nicht wiederſehen, bis ich ſterbe und ſie auch ſterben, und wir in unſerm eigenen Lande uns wieder begegnen!“ Dies Schickſal haben Tauſende, Zehntauſende von Sklaven in Frankreichs und Englands Colonien erlitten, durch die unmenſchlichſte Grauſamkeit von ihren Familien getrennt, ohne den Troſt der Religion, ohne auch nur eine mitleidende Thräne, ohne auch nur eine freundliche Hand, um eine Blume auf ihr ödes Grab zu pflanzen!

Der Ueberfluß an allem was das Leben bequem und angenehm macht, unter den meiſten Bewohnern Puertoricos, die glückliche Stille des Landlebens, die Fülle der Lebensmittel, der Mangel an volkreichen Städten mit all ihren Laſten und Laſtern bewirken, daß man ſich früh verheirathet. Ein wildfremder Menſch, aus den Wolken gefallen, nackt wie ihn Gott geſchaffen und ohne andere Hülfsmittel als ſeine geſunde Kraft,

wenn die Preise aufs äußerste fielen, aufgegeben werden, da die übrigen Colonien mit Sklavenarbeit ihn nicht mehr lange durchsetzen können und dann die Nachfrage auf Puertorico größer werden muß. Es ist vortheilhafter, die Arbeiten in den Kaffeepflanzungen freien Leuten als Sklaven anzuvertrauen, weil man thätigere und sorgfältigere Arbeiter an ihnen hat. Wirklich werden nur noch wenige Güter mit Sklaven bewirthschaftet und auch diese wenigen werden ohne Schaden derselben beraubt werden, wenn man nämlich die Sklaven freilassen will.

Indigo wird in mehreren Theilen der Insel wild angetroffen; der Anbau desselben möchte leicht belohnend ausfallen, und es wäre der Mühe gewiß werth, einen Versuch damit im Kleinen anzustellen; man braucht keine Sklaven dazu anzuschaffen, sondern läßt die Arbeiten und die Zubereitung (nach Art der in Cuba versuchten, in hölzernen Trögen) von freien Knechten besorgen.

Taback kann überall auf der Insel gebaut werden. Er gedeiht vortrefflich und giebt dem von Cuba wenig nach. Nur Freie betreiben den Bau desselben. Aermere Familien, weiße und schwarze, bepflanzen einen halben oder viertel Morgen und übergeben den Ertrag den Händlern des Ortes, welche gewöhnlich Agenten der größeren Kaufleute aus der Hauptstadt sind, den armen Tabackbauern aber Geld und Kleider zu ungeheueren Zinsen vorzuschießen pflegen und außerdem noch unter der Bedingung, daß sie ihnen ihre ganze Ernte billig, immer wenigstens unter dem halben Werthe ablassen.

Baumwolle ist noch nicht mit solchem Eifer cultivirt worden als dieser wichtige Artikel verdient. Arme Familien der weißen und freien Neger ohne Capital haben sich damit beschäftigt. Zum Pflücken der Baumwolle von den Stauden können die kleinsten Kinder gebraucht werden. Die spanischen Schiffe

begehren alle Zeit Baumwolle und müſſen oft nach St. Thomas gehen, um eine hinlängliche Quantität einzukaufen. Da nun dies Begehren noch immer im Zunehmen und die Baumwolle von Puertorico an Güte der beſten von Surinam, Berbice oder Pernambuco gleich iſt, ſo kann der Anbau derſelben gewerbfleißigen Familien, auch bei geringem Capital, nicht genug empfohlen werden.

Cacao würde auf der Inſel guten Boden finden; aber die Stürme, welche dieſelbe oft fürchterlich heimſuchen, würden die Ernte ungewiß machen; es iſt deshalb keine einzige Cacaopflanzung angelegt worden.

Reis, Mais, Vegetabilien u. dgl. ſchien den Pflanzern zu den Zeiten hoher Kaffee- und Zuckerpreiſe ſo wenig des Anbaues würdig, daß ſie mit ihren dringendſten Bedürfniſſen von dem Auslande abhängig wurden, während die Fruchtbarkeit des eigenen Landes ſelbſt noch zur Beſetzung fremder Märkte hätte ausreichen können. Der Reis iſt ſehr gut und giebt reiche Ernten, dreimal des Jahres. Nicht minder gedeihet Mais, Yam u. ſ. w. Seit 1832 iſt der Anbau dieſer Produkte durch das ſtrenge Edikt des General-Capitains, welches jeden Bauer verpflichtet, wenigſtens einen oder 2 Morgen mit Getreide und Vorkoſt zu beſetzen, außerordentlich erweitert und gefördert worden.

Ein einzelner Mann mit geringem Capital kann durch Anpflanzung eines Plantanenwaldes viel gewinnen. 19 Klafter Land ($\frac{1}{10}$ weniger als ſoviel engliſche Morgen) koſten im Kaufpreiſe höchſten 1900 Doll., das Geräth 100, die Lichtung und Zurichtung des Bodens 200, die Einfriedigung 160, 3 Ochſen zu 40 und ein Pferd zu 30 Doll. zuſammen 150, 2 Sklaven zur Abwartung des Viehes 800; alſo im Ganzen ein Einlagekapital von 3310 Doll. etwa wird erfordert. Der Ertrag wird ſich auf 890,625 Plantanen nach geringſter Schätzung belaufen

und dieſe bringen zum gemeinen Marktpreiſe (24 für ein Real) 4639 Doll. alſo über 140 pCt., wenn nämlich der Verkauf gleich am Orte Statt finden kann. Durch die Transportkoſten aber, beſonders bei ſehr entlegenem Markte, könnte leicht Schaden entſtehen. Wie wünſchenswerth wäre daher die Anlage guter Wege. Vielleicht wären die Plantanen, welche den Eingebornen ihr Brot iſt, nicht ungeſchickt zur Ausfuhr und könnten in fremden Ländern zu einem Luxusartikel werden.

Zu dem was der Inſel hauptſächlich noch fehlt, gehört die Bienenzucht und die Cultur von Obſtbäumen. Einen Schatz hat Puertorico aber an ſeinem ſchönen Nutzholz. In einigen Küſtengegenden iſt man mit dem Schlagen deſſelben zur Kohlenbrennerei ſo unvorſichtig geweſen, daß das Holz ſelten geworden und von der Regierung befohlen worden iſt, für jeden gefällten Baum drei neue zu pflanzen. Zum Schluß iſt noch des auf der Inſel bis jetzt vernachläſſigten Gartenbaues zu gedenken, der dort wie überall einen ſehr wichtigen Theil der Landcultur ausmachen würde, wenn er erſt zur Geltung käme.

8.

Bevölkerung Puertorico's — Vergleichung mit Cuba — Vergleichung mit anderen Colonien — Urſachen der Volksvermehrung — Uebergewicht der weißen Bevölkerung — Geſchlechter — Geburten und Sterbefälle — Urſachen der größeren Sterblichkeit unter den Sklaven — Eheliſten — Familienleben der Sklaven — Vergleich mit andern Colonien.

Die auffallende Miſchung der Farben und Klaſſen in Puertorico bringt eine Geſtalt der Sitten und des geſelligen Lebens hervor, welche die Inſulaner von allen Nationen des civiliſirten Europas unterſcheidet. Die Fortſchritte tropiſcher Länder in Bevölkerung, Kunſt und Wiſſenſchaft mit denen der alten Welt in

Parallele zu ſtellen, hieße Dinge vergleichen, die nichts gemein haben. Vergleichen aber müſſen wir, um zu einem ſicheren Urtheil zu gelangen, die weſtindiſchen Inſeln untereinander, beſonders Cuba und Puertorico, die einzigen Colonien, welche Spanien jetzt noch auf der weſtlichen Hemiſphäre beſitzt, mit den Colonien anderer Mächte innerhalb der Tropen, wo dieſelben Vortheile des Climas, Bodens, Produktenreichthums und dieſelben mit der Negerſklaverei immer verbundene Nachtheile ſich vorfinden.

Aus ſolcher Vergleichung leuchten, wie ſchon öfter bemerkt, die Vorzüge der ſpaniſchen Colonialverfaſſung ein, welche dem unglücklichen Sklaven wie dem farbigen Freien Schutz und Aufmunterung ſichert. Cuba und Puertorico ſind diejenigen Inſeln des weſtindiſchen Archipelagus, welche eine Emancipation der Sklaven am wenigſten zu fürchten hätten. In ihnen iſt auch für die weiße Bevölkerung am meiſten Sicherheit des Lebens und Eigenthums, weil ſie die einzigen Colonien ſind, in denen der Vortheil des Herrn von der guten Behandlung ſeiner Sklaven abhängig gemacht iſt, in denen durch ein Gefühl gemeinſamen Intereſſes und gemeinſchaftlicher Gefahr Alle für einen Mann zu ſtehen bereit ſind.

Die Bevölkerung Puertoricos belief ſich im Jahre 1778 auf 70,278 Seelen, wenig genug in Vergleich mit den 600,000, welche nach Pater Inigos Bericht, der Entdecker Columbus dort fand. Aber dieſe Angabe iſt fabelhaft, da man vor drei Jahrhunderten ſelbſt auf dem Continente nur ſehr ungenaue ſtatiſtiſche Tabellen beſaß, und Columbus nur von einem Hafen der weſtlichen Küſte, wo er wenige Tage verweilte, auf das Uebrige ſchließen konnte. Ueber die Urſachen des Abnehmens und endlichen Verſchwindens der Urbewohner iſt hier nicht der Ort, die Unterſuchung anzuſtellen; verdunkelt iſt die Sache durch die politiſchen Intereſſen und durch Partheilichkeit der Schriftſteller,

obgleich Einige derselben feste Data aufstellen. Wenigstens ist das Verhältniß ihrer Vermischung mit den Eroberern durch Wechselheirathen heut zu Tage nicht mehr auszumachen, und nur so viel ist gewiß, daß Viele von den weißen Bewohnern Cubas und Puertoricos in Zügen und Sitten etwas von indianischem Anstrich haben. Die spanischen Behörden haben sich zwar viel Mühe gegeben, genaue statistische Uebersichten zu erlangen, sind aber, meinen eigenen Beobachtungen zufolge, nicht zu richtigen Resultaten gelangt. Der letzte Census von 1828 ergab eine Bevölkerung von 311,051 Weißen, 206,494 farbigen Freien und 286,942 Sklaven, zusammen 704,487. Ich bin überzeugt, daß die Anzahl der freien Farbigen und Sklaven auf Cuba heutiges Tages nicht viel unter einer halben Million zurückbleibt. Die Bevölkerung von Puertorico kann man auf 400,000 Köpfe schätzen, worunter 45,000 Sklaven sind; die wahre Menge der vorhandenen Sklaven erfährt die Regierung deshalb nicht, weil die Landbesitzer, die ihre Ernte der Steuer wegen geringer angeben wollen, eine kleinere Anzahl von Sklaven in Anschlag bringen, als sie wirklich besitzen. Wollte die Regierung eine so strenge Maßregel einführen wie die Engländer, daß jeder verheimlichte Sklave für frei erklärt sei, so könnte dem Mißbrauch wohl gesteuert und eine zuverlässige Uebersicht, wie sie den Behörden nöthig ist, gewonnen werden.

Jedenfalls finden wir die Bevölkerung von Puertorico allein der von Jamaica und überhaupt der halben Volksmenge des britischen Westindiens gleich; und die Bevölkerung der beiden spanischen Inseln zusammen übertrifft die Gesammtbevölkerung aller übrigen Colonien der Europäer in Westindien. Puertorico verdankt nicht den Einwanderungen die Zunahme seiner Volksmenge, denn unerachtet der vielen Vortheile, welche sich dort dem Fleißigen darbieten, und der Begünstigungen, welche die Regie-

rung den Coloniſten zu Theil werden läßt, ſind nicht mehr als 2833 Fremde naturaliſirt und wohnhaft auf der Inſel. Von den Colonien des Continents ſind zur Zeit der Empörung, wie es ſcheint, nicht über 7000 Perſonen eingewandert. Puertorico ſtand ehedem im Rufe der Armuth, und hatte demzufolge für Abenteurer nichts Lockendes. Drei Viertel der Bevölkerung leben aber vom Ackerbau, welcher vor allen andern Beſchäftigungen der Geſundheit zuträglich und der Civiliſirung und Volksvermehrung förderlich iſt. Die Abſcheulichkeiten des Sklavenhandels nahmen nicht ſo überhand wie anderswo, denn wo keine große Capitaliſten ſind, iſt für Menſchenfleiſch kein guter Markt. Wer etliche Sklaven beſaß, verpflegte ſie ordentlich, und daher nahm die Volksmenge ſchnell zu; ſie vermehrte ſich in einem Zeitraum von 52 Jahren (von 1778 bis 1830) um 253,580 Seelen, alſo um 361 pCt., d. h. im Durchſchnitt jährlich $6\frac{9}{10}$ pCt., und zwar von 1778 bis 1802 um $5\frac{1}{2}$ pCt. jährlich, von 1802 bis 1812 nur um $1\frac{1}{2}$, von 1812 bis 1820 wieder um $3\frac{1}{4}$ und endlich von 1820 bis 1830 um 4 pCt. jährlich. Theilt man nach Weißen, freien Farbigen und Schwarzen und Sklaven, ſo ergiebt ſich folgende Tabelle:

1802.	Weiße	48	freie Farb. u.		Schwarze	$43\frac{1}{2}$,	Sklav.	$8\frac{1}{2}$	pCt.
1812.	"	$46\frac{3}{4}$	"	"	"	$43\frac{1}{2}$	"	$9\frac{3}{4}$	"
1820.	"	$44\frac{1}{2}$	"	"	"	$46\frac{1}{2}$	"	$9\frac{1}{3}$	"
1830.	"	$50\frac{1}{2}$	"	"	"	$39\frac{1}{2}$	"	$10\frac{1}{2}$	"

Man konnte 1830, indem man die Volksmenge auf 323,838, die Oberfläche des Landes auf 330 □Meilen annimmt, $491\frac{1}{4}$ Weiße, $304\frac{1}{2}$ freie Mulatten, $81\frac{3}{4}$ freie Neger und $103\frac{3}{4}$ Sklaven auf die □Meile, und von der vermiſchten Bevölkerung im Durchſchnitt $981\frac{1}{2}$ Köpfe auf die □Meile rechnen, während in Cuba auf die □Meile nur 201 kommen.

Ueber die Befolgung wird ſtrenge gewacht und den Herren ſo der Mißbrauch ihrer Gewalt und den Sklaven die Ausſchweifung verwehrt. Die gegenſeitigen Pflichten und Gerechtſame zwiſchen Herren und Sklaven ſind beſtimmt feſtgeſtellt und klar auseinandergeſetzt, wie in Europa die des Herrn und des Geſindes. Auch der Sklave ſteht unter geſetzlichem Schutz und iſt nicht in die Willkühr eines rohen grauſamen Herrn dahingegeben. Auf leibliches wie auf geiſtiges Wohl des Sklaven iſt Bedacht genommen und die Anzahl der Arbeitsſtunden, das Quantum der täglichen Nahrung und das Maximum der Strafe genau feſtgeſtellt; es ſind die Fälle deutlich angeführt in denen Mißbrauch der Gewalt und Ueberſchreitung der beſtehenden Verordnungen von Seiten der Herren ſtraffällig wird, die Fälle in welchen Sklaven frei werden können und welchen Weg ſie dazu einſchlagen müſſen.

Die Diäten eines Sklaven auf Puertorico beſtehen in 7 bis 8 Plantanen oder einer verhältnißmäßigen Quantität ſüßer Pataten oder Yams und anderer nahrhafter Wurzeln, ½ Pfd. geſalzenen Fiſches oder Fleiſches und ½ Pfd. Reis oder Erbſen. Drei Anzüge jährlich muß der Herr jedem Sklaven geben, welche in einem Hemd, einem Paar grober leinenen Hoſen, einem Taſchentuch und einem wollenen Camiſol oder Jacke für die Regenzeit beſtehen. Die größte Sorgfalt für die Sklavenkinder während ihres zarten Alters wird eingeſchärft. Müttern wird die Arbeit unterſagt, ſo lang ihre Säuglinge etwa krank ſind. Die Sklaven brauchen nur 9 Stunden täglich für ihre Herren zu arbeiten, in der Erndtezeit jedoch 13 Stunden. Sklavinnen jeden Alters, und Sklaven unter 17 und über 60 Jahren dürfen zu keiner Arbeit gezwungen werden die ihrem Geſchlecht, Alter oder Kraft unangemeſſen iſt; die männlichen Sklaven dürfen auf keine Art mit den weiblichen vermiſcht

werden. Altersschwache und kranke Sklaven so wie ganz junge Kinder hat der Herr zu versorgen und zu bekleiden und darf ihnen nicht, um der Sorge für sie überhoben zu sein, die Freiheit geben, wofern er nicht zu ihrer Verpflegung geeignete Vorkehrungen trifft. Sklaven müssen ferner in der christlichen Religion unterwiesen werden, um ein Jahr nach ihrer Einführung die heilige Taufe zu empfangen. Die Herren sind schuldig, ihre Sklaven an Sonn- und Festtagen in die Messe zu schicken, und dürfen sie an solchen Tagen nicht zur Arbeit anhalten. Ueber die Freilassung ist schon das wichtigste angeführt. Wenn aber ein Sklave eine Verschwörung von Sklaven gegen ihre Herren oder von Freien oder Sklaven gegen die Regierung entdeckt und anzeigt, so soll er frei sein und außerdem eine Belohnung von 500 Doll. erhalten, welche von den Gutsbesitzern zu erheben ist. Fände aber seine Aussage sich falsch, so soll er nach der ganzen Strenge der Gesetze für solche Fälle bestraft werden. Herren oder Aufseher haben allein das Recht, die Sklaven zu züchtigen, und dürfen nicht über 25 Hiebe hinausgehn. Jedermann, Freier oder Sklave, der einen Sklaven tödtet, wird ebenso gerichtet, als hätte er einen Freien erschlagen. Die Errichtung von Hospitälern und bequemen Zimmern für erkrankte Sklaven wird dringend anempfohlen und eingeschärft. Zum ehelichen Leben werden die Sklaven, damit ein unsittlicher und unordentlicher Verkehr der Geschlechter vermieden bleibe, angemahnt und aufgemuntert, so besonders durch die Erlaubniß von Heirathen zwischen den Sklaven verschiedener Herren, wo denn der Herr des Sklaven die Sklavin für einen von Schiedsmännern anzuordnenden Preis ankaufen muß, wofern er nicht vorzieht, seinen Sklaven dem Besitzer der Sklavin zu überlassen. Ein Sklave der 35 Jahr lang gedient hat, braucht nur den dritten Theil soviel als andere Sklaven zu arbeiten, nach 45jähriger Dienst-

zeit nur die Hälfte und erlangt mit dem 50ſten Jahre die Freiheit und unentgeldliche Verpflegung bei ſeinem Herrn oder, wenn dieſer die Mittel dazu nicht hat, von Obrigkeits wegen.

Die Wohnungen liegen in der Nähe der Arbeitsplätze, in einiger Entfernung von dem Hauſe des Herrn, aber doch Angeſichts deſſelben. Sie ruhen auf Pfoſten und haben gedielte oder aus Bambusröhren feſtgefügte Fußböden, damit die Näſſe des Bodens nicht der Geſundheit ſchade. Fruchtreiche Plantanenhaine und ſchattige Bäume die gegen den Brand der Mittagsſonne Schutz gewähren, ſchließen die Wohnungen ein; das ewige Grün der Felder und die hellen durchſichtigen Flüſſe, welche zwiſchen zahlloſen dunkelbelaubten Hügeln hinſchlängeln, geben der Landſchaft eine ländliche Schönheit, deren europäiſche Dörfer ſich ſelten zu erfreuen haben. Koſtbaren Hausrath hat natürlich der Negerſklave nicht, ſeine Bedürfniſſe ſind gering und leicht zu befriedigen. Quer durch das Gemach läuft eine Hängematte aus der Rinde der Cocuspalme verfertigt und dient bei Tage zum Sitz und bei Nacht zum Bette. Dieſe Sklavenwohnung iſt verhältnißmäßig ein Palaſt gegen die elende räuchrige Hütte der irländiſchen Bauern. Sie iſt gemeinhin von Holz mit Palmblättern oder einem groben trockenen Graſe gedeckt. Etliche Schalen von Cocusnüſſen dienen als Waſſergefäße, Schüſſeln und Teller, kleinere als Löffel; rings an den Wänden ſieht man eine Flaſche mit Weihwaſſer, ein Crucifix und die Sontagskleider hängen; von der Decke herab winken Bündel von Plantanen und Mais als Zierrathen. Faſt alle Sklaven auf der Inſel ziehen Geflügel und Schweine auf; viele haben ſogar Kühe und Pferde. In ihren Mußeſtunden bauen ſie Gemüſe und Wurzelwerk, das ſie zu Markte ſchicken, und bei einigem Fleiß bringen ſie es bald ſoweit, ſich ihre Freiheit erkaufen zu können, ohne ihren Herrn zu beſtehlen.

Die tägliche Arbeit der Sklaven gleicht der eines europäischen Bauern, nur mit dem Unterschiede, daß der Sklave weniger arbeitet und weniger Sorgen hat. Nachdem er Caffee getrunken, wird er aufs Feld geschickt, und arbeitet unter der Leitung eines Aufsehers der gemeiniglich ein zuverläßiger zu diesem Amt ersehener Sklave ist. Die freien Arbeiter in Europa würden auch nicht die Hälfte von dem thun was sie thun, wenn nicht der Wirthschafts-Inspector ein Auge darauf hätte. Bis nach 8½ Uhr oder 9 arbeiten die Sklaven, und versammeln sich dann zum Frühstück, das ihre Weiber ihnen zubereitet. Nach einer Stunde begeben sie sich wieder an ihr Tagewerk und arbeiten bis zur Mittagstunde. Diese wird in Gesellschaft unter Gesprächen oder in Ruhe hingebracht. Vor Sonnenuntergang hören sie wieder mit der Arbeit auf und ziehen sich in ihre Wohnungen zurück. Wenn man sich vorstellt, daß die Sklaven in den spanischen Colonien zur Arbeit getrieben werden, so irrt man sich; sie gehen gemächlich und ungestört hin. Viel mehr Ruhe als die Sklaven der britischen und holländischen Colonien haben sie auch durch die größere Menge der katholischen Feiertage, welche den Fleißigen Gelegenheit geben, ihren eigenen Grund und Boden zu bewirthschaften. Es ist von großem Nutzen, darüber zu wachen, daß die Sklaven immer beschäftigt seien, entweder auf ihrer Herren Ländern oder auf ihren eigenen, denn sie haben Hang zu Laster, Trägheit und Diebstahl. Dies kann nicht auffallen, wie denn auch in Europa die niederen Stände vom Müßigang und dessen Gefolge von Lastern nicht frei sind.

Alle Sklaven in Puertorico haben Stücke Landes, welche ihre Herren ihnen zu eigenem Anbau überlassen. Diese Maaßregel ist um so verständiger, als sie die Sklaven an das Land fesselt und ein heilsames Band zwischen Herrn und Knechten

knüpft. Ein einsichtsvoller Schriftsteller hat sehr richtig bemerkt: „daß es für die Sklaven traurig sei, mit ihrer Subsistenz auf Plantanen, Mais und andere Vegetabilien beschränkt zu sein, welche der Zerstörung durch Stürme ausgesetzt sind, mehr als Yams, Pataten und andere eßbare Wurzeln. Die furchtbare Noth welche Orkanen zu folgen pflegt, und die bösen Krankheiten welche gemeinlich dazu kommen, in Folge der ungesunden Nahrung von schädlichen Früchten und Wurzeln, könnte vermieden werden; man könnte diesen grausamen Stürmen welche in wenigen Stunden die Arbeit langer Jahre zerstören, vieles von ihrem Schrecken benehmen. Dies wäre ein Gegenstand ernstlicher Erwägung für Colonialbehörden."

Kranke Sklaven werden in den spanischen Colonien sorgfältig verpflegt. Die Hausssklaven werden in solchen Fällen wie eigene Kinder behandelt. Ich habe das oft mit eigenen Augen gesehen. Auf den großen Plantagen giebt es Hospitäler die ganz bequeme Einrichtung haben; nur an guten praktischen Aerzten fehlt es; die dort dafür gelten, helfen oft wohl nur die Todtenliste vergrößern. Wüßten die Pflanzer geschickte Aerzte ins Land zu ziehen, so würden sie ohne Zweifel die Sterblichkeit unter ihren Sklaven sehr verringern. Die Regierung hat bei dem medicinischen und chirurgischen Collegium zu Cadix Stipendien zur Erziehung zweier Eingeborner von Puertorico ausgesetzt, doch hat von dieser edeln Vergünstigung noch Niemand Gebrauch machen wollen.

Das Resultat ist, daß die Sklaven der spanischen Colonien sich der größten Vorzüge erfreuen vor den Sklaven aller anderen Colonien, ja in manchen Punkten selbst vor europäischen Bauern. Es ist merkwürdig, daß selbst in den freien aufgeklärten Provinzen der Vereinigten Staaten, wo die Sklaverei gänzlich aufgehoben ist, das Vorurtheil gegen farbige Leute noch

nicht hat vertilgt werden können. Sie haben das Recht, bei den Wahlen zum Congreß mitzustimmen, und doch hat noch Keiner, wie reich und wohlerzogen er immer sein mochte, von diesem Recht Gebrauch machen mögen, aus Furcht vor dem allgewaltigen Vorurtheil, besonders vor dem Haß der Irländer, die in Amerika eine sehr zahlreiche Klasse bilden und die armen Schwarzen oder Farbigen an solchen Tagen lärmender Ungebundenheit nicht ungefoppt lassen würden. So gelangen diese auch zu keinen öffentlichen Aemtern, ja man findet nicht einmal einen Laden, nicht eine Schenke, kein öffentliches Geschäft irgend einer Art in ihren Händen. Die Irländer, welche gewöhnlich die Kärner und Kutscher sind, lassen ihnen selbst nicht zu, Fuhrwerk oder Tragen zum Güterttransport zu halten. Die, welche es versuchten, sind in Händel mit den Weißen gerathen, und so lange geärgert und beeinträchtigt worden, bis sie von dem Unternehmen abstanden. Auf allen meinen Reisen in America sah ich niemals einen Schwarzen oder Farbigen in die Cajüte eines Dampfbootes treten oder sich mit den übrigen Reisenden zu Tische setzen, und es waren ihrer bisweilen sehr anständig Gekleidete unter den Passagieren. In den südlichen Staaten der Union ist die Lage der Schwarzen und Farbigen noch weit schlechter; keiner darf sich nach Sonnenuntergang auf der Straße blicken lassen; käme ein Schiff in den Hafen, welches ihrer einen an Bord hätte, so verfiele der Capitain in eine Geldbuße und die Farbigen des Orts würden im öffentlichen Gefängniß verwahrt werden, bis das Schiff wieder in See ginge. Ein Farbiger, der in Virginien des Diebstahls angeklagt wird, kann öffentlich in die Sklaverei verkauft werden, und hat, wenn er unschuldig ist, kein Mittel, es gegen einen Weißen zu beweisen. Sie nehmen auch in der Kirche ihren Platz auf besonderen vergitterten Gal-

lerien. In den spanischen Colonien betet alles gemeinsam seinen Schöpfer an. Also auch besser als die Schwarzen und Farbigen Americas haben es die von Puertorico und Cuba.

(Fortsetzung folgt).

XI.

Schoolcraft's Reise am Mississippi.

(Fortsetzung).

6.

See Itasca — der Mississippi — dessen Arme — Stromschnellen und Plateaus — Lager.

Der See Itasca, welchen die Franzosen Lac la Biche nennen, ist in jedem Betracht eine schöne Wasserfläche, 7 bis 8 Meilen weit, von angespülten Höhen umgeben, deren Pinienſäumung einen reizenden Contrast mit dem Laubgrün der Uferränder bildet. Seine größte Länge hat er von Südost gegen Norstwest; gegen Süd ist eine Bucht, welche ein Flüßchen aufnimmt. Das klare durchsichtige Wasser spiegelt die Laubformen der Ulmen, Ahorn- und Kirschbäume, welche vermischt mit vielen andern der in nördlichen Breiten heimischer Bäume, das Ufer schmücken. Mitten im See liegt eine einzige Insel, auf welcher wir landeten, nachdem wir eine Stunde gebraucht hatten, sie vom Ufer aus zu erreichen. Die zuvorgenannten Waldbäume wuchsen mit Betulen und Pechtannen untermischt. Reste von Fischen und Schildkröten auf einer Stelle, welche die Spuren alter Lagerfeuer der Indianer trug, verriethen die Bewohner des Sees. An seinem Ufer sah man ein Stück Rothwild. Im Rohre hielten sich Enten

ten und verwandte Wasservögel auf. Zahllose Muscheln waren an das Land geworfen.

Der Ausgang des Itasca ist etwa 10 bis 12 Fuß weit und 12 bis 18 Zoll tief. Der Ausfluß des Wassers aus demselben scheint im Verhältniß zu dem Einfluß beträchtlich groß; doch mögen unsichtbare Quellen ihm Nahrung zuführen, was auch nach der geologischen Beschaffenheit des Bodens und der Durchsichtigkeit und Kühle des Wassers wahrscheinlich ist.

Der See liegt nach Schätzung ungefähr 160 Fuß höher als der Caß-See. Rechnet man die im Jahre 1820 auf 1330 Fuß geschätzte Höhe des letzteren hinzu, so läßt sich annehmen, daß der Mississippi in einer Höhe von 1490, also in runder Zahl von 1500 Fuß über der Fläche des atlantischen Meeres liegt. Seine Länge kann man auf 3160 Meilen feststellen, von denen 82 auf die Erstreckung oberhalb des Caß-Sees kommen. Im Allgemeinen hält sich nach oben zu der Lauf des Stromes Nord gegen West, bis zum Lac Trapers, fällt dann in zwei Arme gegen Süden ab; der eine reicht bis zum Ossowa-See, einer Hauptquelle des Mississippi; westsüdwestlich davon liegt der See Itasca. Beide Seen scheinen in Quellen auf dem Hochlande ihren Ursprung zu haben; zwischen ihnen liegen etwa 6 Meilen Landes. Die geographische Breite zu bestimmen fehlte es uns an allen Hülfsmitteln. Ehemals glaubten die Geographen die Quelle des Mississippi in dem entlegenen und unbesuchten Landstrich zwischen dem Leech-See und dem rothen Strome, vermuthlich einen ganzen Grad südlich vom Turteltauben-See, suchen zu müssen; durch diesen Fehler, welcher noch auf einigen unserer Landkarten figurirt, werden beide Arme gänzlich außerhalb des im Pelzhandel gewöhnlichen Weges gerückt, und so erklärt es sich, weshalb die wahren Quellen so lang geheim gehalten worden. Der Mississippi durchschneidet mehr Breitengrade als irgend sonst ein amerikani-

scher Fluß; vielleicht thut es ihm auf der ganzen Erde keiner gleich. Er sieht daher auf seiner weiten Wanderung die größten climatischen Wechsel. Er durchmißt mehr als 3000 Meilen der weiten Bahn zwischen dem Polarkreise und dem Aequator; und so lang er ist, so hat er doch einen noch längeren Nebenstrom, den Missouri. Endlich kennt man nun seinen ganzen Lauf, nachdem seine Quellen, wie die des Niger, so lange Zeit verborgen gewesen, und kann mit Zuverlässigkeit der Balize- und Itasca-See als seine äußersten Punkte nennen. Während letzterer ein klares, stilles Wasser ist, braust der erstere in wildem Getümmel und führt eine Menge Flößholz mit sich. Jenseits des Zusammenflusses der obersten Arme findet eine Theilung in 8 klare und bewundernswürdige Wasserbecken Statt. Vier derselben, Lac. Travers, der Caß-See, der Winnipec und Pepin, zeichnen sich durch Größe und landschaftliche Schönheit aus. Die Menge der Nebenflüsse, ersten, zweiten und dritten Ranges ist so groß, daß eine Aufzählung derselben beträchtliche Mühe machen würde; die schönsten sind der Missouri, der Ohio und der Arkansas. Der Zusammenfluß dieser Gewässer giebt ein so großartiges Schauspiel, daß es jede Beschreibung hinter sich läßt. Das Strombett liegt an seinen breitesten Stellen gerade mitten in seinem Thale. Die Tiefe ist in den unteren Gegenden beträchtlich, und nimmt gegen den Golf hin zu; der Abfall und die Schnelligkeit der Strömung sind auffallend und charakteristisch. Herrliche Landschaften fesseln fast überall an seinen Ufern das Auge des Beschauers. Von einem schweren Bett aufgespülten und über Primitivschichten gelagerten Bodens stürzt er sich über Urformation mehrere 100 Meilen weit, dann von den Antonius-Fällen an über eine kohlenhaltige Kalksteinbildung, welche durch ihre mineralischen Niederschläge so merkwürdig und schätzbar ist, zwischen einer Kette auf- und angespülter Ufer, die halbjährlich durch

neue Niederschläge bereichert werden und geht in ein Delta aus, welches dem des Nil an Breite und Fruchtbarkeit nichts nachgiebt. Wie dieser hat er auch seine Cataraкten in den Fällen Antonius und Pukaigama und unzähligen kleineren Stürzen und Cascaden, welche sich in Schaum und Lärm zerschlagend, der Schifffahrt Gefahr drohen.

Zum Andenken an den Besuch der Insel wurde eine Stange mit einer kleinen Flagge aufgerichtet, die wir abfahrend noch eine Zeit lang sahen, bis endlich eine Krümmung des Sees sie unsern Blicken entzog. Wir fühlten bald die Bewegung unsers Fahrzeuges durch eine Strömung beschleunigt, und glitten rasch einen klaren Bach hinab, der über Sand und Kieseln hinrann, und von Laub überschattet war. Die Breite betrug an den meisten Stellen von Ufer zu Ufer 10 Fuß, und die Tiefe etwa 1 Fuß. Das gewundene Bett, die ausgestreuten Steinblöcke und schwimmenden Baumstämme nahmen die gespannteste Aufmerksamkeit der Ruderer in Anspruch. Oft mußte die Axt zum Lichten des Weges gebraucht werden; bei jeder kleinen Biegung lag Holz hoch aufgeschichtet; unvermerkt wurden wir in eine Reihe von Schnellen und kleinen Wasserfällen zwischen verengten Ufern getrieben, wo schwarze Steinblöcke und wilde Strudel die Gefahr verzehnfältigten. Nachdem wir 12 Meilen uns so fortgearbeitet, dehnte sich der Strom freier und breiter in eine Art Savannah-Thal aus, das erste Plateau. Es reicht 8 bis 9 Meilen weit; ein anderer Engpaß folgt, gleich schwierig für die Fahrt, die Ruck- und Stoßweise fortgeht, oft die Bootsleute zwingend ins Wasser zu springen und die Canots zu ziehen. Dies ging so 9 Meilen weit. Es war spät am Abend und ein hohes, schönes Ufer bot sich bequem zum Nachtlager, etwa 32 Meilen unterhalb des Itasca-Sees, den heftig Ermüdeten dar.

auch schlechtweg Khalakhi, was Stadt bedeutet. Derselbe Name lautete bei unsern Alten durch Buchstabenversetzung Tychis oder Tygis. Es war die Haupt- und Residenzstadt des georgischen Reiches und liegt in der georgischen Provinz Kharthl am südlichen Ufer des Kur-Flusses, zehn Tagereisen nördlich von Erewan, sechs Tagereisen östlich von Achalzcha, und ist am Fuße eines Berges erbaut, der dem Gürtel der georgischen Gebirge angehört. An der Flußseite hat es keine Mauer, aber auf den andern Seiten ist es mit einer festen Mauer umgeben. Es hat fünf Thore. Auf der Südseite hat es eine starke, auf einem Hügel gelegene Festung, die die Türken im Jahre 1576 erbauten, als sie das Land am Kharthl unter Anführung des berühmten Mustapha Pascha einnahmen, welchem der Chan Simon, der zu jener Zeit Fürst von Kharthl war, nicht zu widerstehen vermochte. Dshihannümain giebt zwei Festungen an, die einander gegenüber liegen, jede mit drei Thoren, zwischen denen der Kur-Fluß hindurch fließt. Die Mauern auf beiden Seiten sind auf zwei großen Felsen erbaut, deren Zwischenraum so eng ist, daß die Breite des Flusses noch nicht zehn Ellen beträgt. Die Stadt ist ein großer Handelsort und wird großentheils von Armeniern bewohnt. Die Zahl der Georgier und Ausländer ist nur gering. Die Perser wurden hier vor dem Aufstande im Jahre 1795 sehr gedrückt und gedemüthigt. Der Palast des Chans von Georgien, der auf einer Hochebene am Kur-Flusse liegt, ist eine der Hauptzierden der Stadt. Ihm gegenüber ist ein freier Platz, und um denselben rund herum sind Kaufläden errichtet. Auch giebt es noch andere Märkte und Waarenlager in der Stadt. Zwei armenische geistliche Oberhäupter haben in Tiflis ihren Sitz, von denen eines aus Edschmiadsin geschickt wird, das andere aber ist zugleich Abt des Klosters von

Hagpad. Beide haben mehrere Kirchen unter ſich *) Der georgiſche Biſchof heißt Tbileli d. i., der Tiflisſche. Außer ihm hat auch in Tiflis der Katholikos der Georgier, der von ihnen Katholikos genannt wird **), ſeinen Sitz, wie es ſcheint, um in der Nähe des Fürſten zu ſein; denn der eigentliche Sitz deſſelben iſt die Stadt Zchetha. Die Hauptkirche der Georgier heißt S'ion, ein altes gewölbtes Gebäude, ganz von hartem Stein, woſelbſt der Biſchof ſeinen Sitz hat. Antſchiſchadi, das eigentlich Antſchendiſchadi genannt werden ſollte, d. i., aufgedrucktes Bild, denn es hat den Namen von einem Schnupftuche mit dem Bilde Chriſti, das unſer Erlöſer dem Abgar ſchickte, wovon die Georgier berichten, daß es ſeit langen Zeiten in dieſer Kirche aufbewahrt wurde. Dies iſt die berühmteſte Kirche nach der S'ion-Kirche. Sie liegt auf einer Hochebene erbaut, und geht auf der Oſtſeite nach dem Kur-Fluß. In der Nähe davon, in der nämlichen Linie, iſt die Kirche des Katholikos und daneben das Haus des Katholikos. Chareba d. i., Verkündigung, eine hübſche von den Katholiken im vorigen Jahrhundert erbaute Kirche, die jedoch, als Zwiſtigkeiten unter den Katholiken zur Zeit der Regierung des Chans Tahmures oder Tamras, des Vaters des Königs Eregli (Heraklius) entſtanden, die Georgier den Katholiken nahmen, und für ihren Ritus einrichteten, indem ſie ſtatt derſelben ihnen einen Ort in der Nähe anwieſen, wo ſie

*) Alle dieſe Kirchen ſtehen jetzt unmittelbar unter der Aufſicht des von Edſchmiadſin aus abgeſchickten Erzbiſchofs, des geiſtlichen Vorſtehers der ganzen Provinz.

**) Die Georgier haben jetzt keinen Katholikos mehr, ſondern der von der Regierung eingeſetzte Eparch in Tiflis iſt ihr geiſtlicher Oberaufſehen.

7.

Weiterer Marsch — Heftigkeit der Wasserfälle — botanische und zoologische Notizen — Gelbkopfs Jagd — Instinkt einer Ente — fernere Gestalt des Strombettes — Menge und Klarheit der Quellen am Ufer — Einfluß der Ströme Cano und Piniddiwin — Nachricht von einer älteren Invasion und Mordthat der Sius — nächtliche Reise — Vereinigungspunkt des östlichen und westlichen Armes — Rückkehr zum Caß-See — Sonntagsfeier — Missionsfeld im Nordwest — Aberglauben und Abgötterei der Indianer — ihr Name für die Gottheit — wahrscheinliche Ableitung desselben.

Vor 5 Uhr Morgens wurde am 14. Juli die Reise wieder angetreten; die Stromschnellen setzten sich fort, und große Baumstämme bogen sich oft so tief zur Wasserfläche herab, daß sie die Canots aufzuspießen oder wenigstens ihrer beweglichen Ladung zu berauben droheten. Mit einem der Fahrzeuge konnte es schlimm gehen, als um 6 Uhr etwa die Ruderer einen Augenblick inne hielten, um die beste Stelle zu erwählen, wo die vorliegende Stromschnelle sich passiren ließe. Das Canoe des Lieutenant Allen, welches im Nachzuge war, schoß nämlich hervor; um es zu hemmen griff der Vordermann desselben nach dem Bord eines andern; dadurch bekam das Hintertheil eine Wendung, und das Canoe legte sich quer vor die Strömung; der Steuermann ergriff sogleich einen Baumzweig, um nicht fortgetrieben zu werden, und nun schoß die ganze Heftigkeit der Schnelle gegen den Bord des eingeklemmten Canoes, welches natürlich umschlug und alles ins Wasser warf. Der ganze Vorgang dauerte nicht eine halbe Minute; es war unmöglich Hülfe zu leisten, und Herr Allen hatte noch kaum gewußt was geschah, als er schon in den Wellen lag. Mit nicht geringer Anstrengung stellte er sich auf die Füße und hielt sich gegen den Andrang der mächtigen Strömung, denn die Fluth reichte ihm bis an die Brust hinauf. Seine Vogelflinte holte er sich selbst heraus. Der Kompaß des

Canoes ging verloren und viele andere Dinge wurden fortgerissen.

Man machte gezwungen eine sehr eilige Fahrt, denn die heftige Strömung trieb unaufhaltsam vorwärts. Es wurden daher nicht so viel Beobachtungen angestellt als unter anderen Umständen zu geschehen pflegte, doch blieb wenigstens nichts von Wichtigkeit unbeachtet. Der Charakter der Gegend hatte fast gar keine Abänderung erlitten. Mannigfaltige Nadelhölzer herrschten vor und mit den aufgespülten Engthälern wechselten sandige Ebenen. Unter den Pflanzen am Ufer war, wie an allen Strömen nordwestlich vom See Superior, die wilde Rose sehr häufig. Der am unteren Mississippi so heimische Weidenbaum, der Ernährer unzähliger Musquitos, tritt gleich auf dem ersten Plateau hervor und gehört nachher zu den Hauptsträuchern der weiten Auen. Das indische Rohr zeigt sich zuerst an der Mündung des Piniddiwin entschieden, und wächst da mit wildem Reis vermengt. Von Gewild sah man häufig Hirsche und schoß deren etliche. Man bemerkte auch den falco furcatus oder schwalbenschwänzigen Habicht, dessen Existenz in so hohem Norden sonst nicht bekannt war. Ein kleines Thier vom Amphibiengeschlechte fand sich vor, welches dort zu Lande Okant Ekinabis genannt ward, oder gefußte Schlange, eine Art Eidexe, blau, schwarz und weiß gestreift, mit unverhältnißmäßig langem Schwanze. Sie zeichnet sich durch außerordentliche Behendigkeit und Lebhaftigkeit aus.

Gelbkopf landete am Morgen, um einen Hirsch, der auf einer Wiese unweit grasete, zu schießen. Er näherte sich behutsam, fehlte aber. Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte er schon wieder geladen und schoß zum zweitenmale, noch ehe das Wild außer dem Bereiche seiner Kugel war; er hatte nämlich keinen Pfropf genommen, um Pulver und Kugel zu trennen. Da

nun auch dieſer Schuß nicht traf, ſo kehrte der Indianer mit ſehr verdrießlichem Geſichte zu ſeinem Canoe zurück. Im Lauf des Tages gab es viel Gelegenheit Waſſervögel zu ſchießen, denn ſie kommen zahlreich zu dem Strom. Der Onzig der Schippiwas, eine Entenart, zeigte eine eigenthümliche Geſchicklichkeit, ſeine Jungen zu beſchützen. Die Mutter ſtellte ſich, wenn ſie mit ihrer Brut überraſcht ward, als ob ihr Flügel gelähmt wäre und ſtreifte ſchwerfällig über die Waſſerfläche, als könnte ſie nicht auffliegen. Sie ließ, indem ſie ſo die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte, den Jungen, die um dieſe Jahreszeit noch nicht fliegen können, Zeit ſich zu verſtecken, und hob ſich ſelbſt, erſt nachdem dieſe in Sicherheit waren, mit kühnem Auffluge von dem Strome.

Der zweiten Reihe von Waſſerfällen folgte wieder ein Plateau von faſt der doppelten Breite. Dort mündete der Cano ein und vermehrte das Waſſer-Volumen des Stromes beträchtlich. Sobald das etwa 9 Meilen weit ausgedehnte Plateau zu Ende war, kamen Stromſchnellen von milderem Charakter, unterhalb deren wiederum Savannen mit gewundenem Bette folgten. Zuletzt ſchloſſen ſich kurze leichte Fälle an, mit denen der Strom aus dieſen Engen, die wir ſeine Alpenpäſſe nennen dürften, hervortritt. Bei einer Landung am Ausgange des dritten Plateaus wurden einige ſchöne helle und kühle Quellen an der Baſis entdeckt, welche dem Flußbett zueilten. Beide Miſſiſſippi-Arme haben ihren Urſprung von klaren, reinen Quellen, wie ſich leicht ergiebt, wenn man die gemachten Beobachtungen zuſammenhält, und obgleich in den oberen Miſſiſſippi mehrere gefärbte Nebenflüßchen einlaufen, ſo ſind doch alle ſeine größeren Zuflüſſe ganz rein, wie denn er ſelbſt ein größtentheils klares Waſſer führt, ſobald es nicht in Flucht iſt; ſo bei der Einmündung des Miſſouri. Um 4 Uhr wurde die Einmündung des Piniddiwin erreicht, welcher aus einem See entſpringt und mitten in einem

weiten Sumpfgrund voll Reis, Rohr und Binsen in den Miſſiſippi von der linken Seite einfällt. Es ſah eher wie ein Sumpf denn wie ein See aus, und hieß doch Lac La ſolle. Der Name Piniddiwin iſt eigentlich nur eine Abkürzung des Ausdruckes Fapinuniddewin d. h., Stätte gewaltſamer Tode, weil dort einmal die Sius mörderiſch ins Land gebrochen waren. Ein Trupp derſelben verſteckte ſich weiter hinauf, an einer Stelle, von welcher man den Strom überſehen konnte, wartete dort eine Zeit lang vergeblich, und zog endlich tiefer hinab an dieſen Ort, wo ein Schippiwa-Haus ſtand. Sie überfielen es und erſchlugen alle ſeine Bewohner ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes. Dies war ſchon lange her. Es lebte keiner, der ſich des Ereigniſſes ſelbſt erinnern konnte, welches vielleicht in die Zeit fällt, da die Schippiwas dieſe Gegend eroberten.

18 Meilen unterhalb der Mündung des Piniddiwin, wo das Strombett breit, tief und gleichmäßig genug war, um auch die nächtliche Fahrt wagen zu können, ward ausgeſchifft, um zu Abend zu eſſen, und die Canots zu ſolcher Fahrt in Stand zu ſetzen; nur Lieutenant Allen ſchlug ſein Zelt auf, weil er, um den Anfriß des Stromlaufs bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Oſtarm zu vollenden, das Tageslicht erwarten wollte. Als man im Begriff ſtand, vom Lande zu ſtoßen, deckten Wolken den Mond, aber im Vertrauen auf die Erfahrenheit des in dieſer Gegend ſehr bekannten Führers ließ man ſich nicht abſchrecken. Während der Nacht wurde mehrmals auf Wild geſchoſſen, das ſich am Ufer zeigte. Die Luft war feucht und kalt, ſo daß die Reiſemäntel gute Dienſte thaten, aber an Schlaf war nicht zu denken, da nirgend Raum war, daß ein Menſch ſich niederlegen, oder wenn er lag ſich rühren und bewegen konnte. Bei der Ausfahrt aus dem Lac Travers ging der Tag auf, und

um 9 Uhr war das ſtehende Lager auf der Inſel im Taß-See erreicht. Nachmittags um 4 Uhr traf auch Herr Allen ein.

Ehrwürden, Herr Boutwell, hielt, weil es eben Sonntag war, wie auch bis dahin, religiöſe Vorträge. Da drei von den Soldaten Chriſten waren und zwei unter den Bootsleuten indiſche Hymnen ſingen konnten, ſo ward in engliſcher und in indiſcher Sprache geſungen. Herr Johnſton's Geſchicklichkeit in Ueberſetzung der Schrift machte es Herrn Boutwell möglich, ſich über die Hauptwahrheiten des Evangeliums zu verbreiten. Ueber den Eindruck ſeiner Rede ließ ſich nicht mit Beſtimmtheit urtheilen. Sehr aufmerkſam ſchienen die Indianer bei den kleinen Zuſammentreffen, welche gewöhnlich unter hohen Bäumen und auf beſchatteten Grasplätzen Statt fanden; ungläubig und ſpottluſtig am meiſten an den entfernteſten Punkten des Weges und von der größten Theilnahme beſeelt in den Dörfern der Grenzpoſten.

Das Feld für Miſſionsarbeit nordweſtlich von St. Mary und Michilimackinac iſt ebenſo ausgedehnt als wichtig, und zum Anbau deſſelben iſt ſeit den Entdeckungszügen durch das Land mehr Antrieb als je. Große Hinderniſſe ſcheinen der Einführung des Chriſtenthums unter den nördlichen Stämmen nicht im Wege zu ſeyn. Ihre Einrichtungen, Sitten und Verfaſſungen ſind ſo ſchwankend, daß ſie leicht weichen würden. Sie verehren weder Sonne noch Mond, noch eine Reihe ſo abſcheulicher Göttergeſtalten wie Aſiaten und Afrikaner. Einem Hindu ſollte es ſchwer werden, ſeine vielfältigen Inkarnationen ihnen glaublich zu machen, und den Bekenner des Juggernaut würden ſie für nicht viel Beſſeres denn einen verrückten Menſchen halten. An Aberglauben fehlt es ihnen aber nicht. Sie halten auf allerlei Eingebinde und Talismane als Schutz- und Heil-

mittel wider Krankheiten. Sie beten diese zwar nicht an, haben aber doch eine große Ehrfurcht davor. Viele bringt man leicht dahin, die Unzulänglichkeit ihrer Mittel einzugestehen, und sie würden sich gewiß zur Lehre des Heilands bekennen, wenn die Furcht vor dem Vorurtheil der Leute ihres Volkes ihnen benommen werden könnte. Sie haben niemals Todte vergöttert; für die Gottheit giebt es in ihrer Sprache kein Wort als Monedo, welches vielleicht von dem thätigen Zeitwort Momo „Nehmen" herkommt; freilich durch mancherlei Aenderungen nach Art der prae- und suffixen, denn vielfältige Umgestaltung der Wörter liebt die Schippiwasprache. Für die passive Form der indianischen Zeitwörter pflegt es besondere Wörter zu geben. So heißt Momo „Nehmen" im Passivo: Odápin. Außerdem hat jedes Verb besondere Formen für lebendige und für leblose Objekte. Die kürzeste Form des Verbs hat gewöhnlich den Imperativ in 3ter Person. Daher wird das Zeitwort Nehmen folgendermaßen konjugirt:

Momih (Aktiv für lebende Wesen).
Momon (Aktiv für leblose Dinge).
Odapin (Passiv für lebende Wesen).
Odapinum (Passiv für leblose Dinge).

8.

Zusammenkunft mit den Schippiwas — Reden des Oza Windib, Riezh Opinais und Wai Wan Figun — Vertheilung der Geschenke — geographische und geologische Notizen — Insel Colcaopi — Allens-Bucht — Pikes-Bucht — Höhen und Entfernungen — Nebenflüsse des Schildkrötenflusses — Schildkrötensee — Portage vom Caß-See zum Leech-See — Hieroglyphen — Moos-See — See Shiba — Quelle des Shibaflusses — nächtlicher Uebergang über den Leech-See — Lager bei Guella Plat's Dorfe — Aufnahme bei den Indianern — Beschreibung des Leech-Sees — Bevölkerung und Häuptlinge — kriegerischer Character der Plünderer — Bemühungen zur Vertheidigung der Schippiwa-Grenze — Defensive.

Die am Caß-See zurückgelassene Parthei hatte in guter Gesundheit und friedlichem Verkehr mit den Eingebornen die Zeit hingebracht. Das Wiedersehen mit ihnen im Lager war also ein freudiges. Herr Schoolcraft bestimmte gleich den Tag nach seiner Ankunft zur Rathsversammlung mit den Indianern, trug ihnen den Zweck seiner Reise vor, so weit diese sie anging, und suchte ihnen einleuchtend zu machen, daß sie nothwendig zu ihrer eignen Wohlfahrt und zur Erhaltung der Freundschaft mit dem Gouvernement die Feindseligkeiten gegen ihre Erbfeinde, die Sius, einstellen müßten.

Oza Windib entgegnete: „Ihren Dank hätten sie mir Alle auszusprechen und durch mich dem großen Oberhaupt von Amerika für die geäußerten freundschaftlichen Gesinnungen und die ertheilten guten Rathschläge. Diese wolle er sich bedenken. Er wolle sie im Herzen bewahren. Er wolle sich bemühen, ihnen nachzuleben. Und obgleich nicht selbst ein Häuptling, noch eines Häuptlings Sohn, wolle er seinen Einfluß doch verwenden, um das Volk zum Frieden zu bewegen und zur willigen Aufnahme heilsamer Rathschläge. Er freue sich, die amerikanische Flagge

in dieser entfernten Gegend entfaltet zu sehen, und nehme sich vor, im nächsten Jahre, wenn ihn der Herr des Lebens bis dahin erhalte, die Agentur zu Michilimackinac zu besuchen."

Der Sohn des Niezh Opinais (Zwillings-Vögel) war mit ihm. „Sein Vater, sagte er, habe die Medaille erhalten, welche das amerikanische Oberhaupt (der gegenwärtige Kriegssekretär, Herr Lewis Caß), der vor 13 Sommern den See besucht, ihm übersendet. Sein Vater sei dermalen am rothen See, habe aber seine freundschaftliche Gesinnung für das amerikanische Gouvernement mit dorthin genommen, und habe ihm aufgetragen, dieses auszudrücken und zur Beförderung jeder vorgeschlagenen guten Maßregel seine Stimme zu verheißen. Er trete den durch Oza Windib ausgesprochenen Gesinnungen bei. Er billige die Rathschläge. Er würde ihnen gemäß handeln. Er danke Herrn Schoolcraft dafür, daß er sie überbracht habe, und sehe ihn dafür an, daß er die Angelegenheiten der Schippiwas ins Gleiche bringen und ihre Wohlfahrt beschaffen würde."

Eine Gesandtschaft von der Horde des rothen Sees überbrachte eine Friedenspfeife mit verziertem Rohr, mit Federn geschmückt, von Wai Waln Figun, einem Kriegshaupte dieses Sees. „Er schicke sie," wurde dabei bestellt, „als ein Freundschaftszeichen zur Anerkennung der Freiheit, die den Kaufleuten vergönne, zu ihnen ins Land zu kommen und sie mit allerlei Gütern zu versehen, und in Hoffnung, daß die Entlegenheit seines Wohnsitzes und die Beschränktheit seiner Macht einer freundlichen Aufnahme seines Geschenkes nicht im Wege sein würden. Er habe es mit eignen Händen verfertigt. Er habe zwar die Kriegskeule geschwungen, aber nur zu seiner Selbstvertheidigung, und um vor den Andern nicht als ein feiger Wicht zu gelten. Die Friedenspfeife, welche er übersende, rauche er dennoch von Herzen."

Die Vertheilung von Geschenken an die aus Männern, Weibern und Kindern gemischte Versammlung, die Bezahlung derer, welche Canots hergegeben hatten, und die Belohnung der Führer beschloß die Geschäfte der Zusammenkunft. Oza Windib erhielt eine Flagge und die Medaille des Präsidenten, Niezh Opinais eine Flagge für seinen Vater, und an Wai Wain Figun wurde Botschaft mit Dank und Geschenken erlassen.

Nach abgethanen Geschäften wurden die Vorbereitungen zur Abreise nach der Portage, die zum Leech-See führt, angeordnet. Zunächst sollen hier noch einige Bemerkungen über den Caß-See eine Stelle finden.

Der Caß-See hat eine solche Lage auf dem amerikanischen Continente und besonders in Bezug auf den oberen Mississippi, daß noch genauere Beobachtungen, als sich bei Gelegenheit dieser Expedition anstellen ließen, wünschenswerth sein würden. Indessen werden die vorhandenen genügen, um einigermaßen ein Bild desselben vor die Vorstellung zu bringen. Ueberraschend ist die Weite der Wasserfläche, die malerische Schönheit der Inseln und die Mannigfaltigkeit der ungeregelt mit Waldung überdeckten Ufer. Die geologischen Züge der Umgebung gleichen denen vom Leech-See und vom Winnipec; es ist ein Bassin aufgespülter Formation, von Inseln durchblickt, auf dem großen Seesand-Lager des oberen Mississippi. Dieser Distrikt ist reich an reinen Quellen, und hat zur Unterlage so undurchdringliche Schichten, daß er vermuthlich bis auf diesen Tag mehr Wasser, in Gestalt von Seen, großen und kleinen, aufgesammelt bewahrt hat, als irgend ein anderer Theil der Erde. Die weiteste Ausdehnung des Sees scheint in der Richtung von Norden zu Süden zu liegen. Seine Länge erstreckt sich von Nordost

gegen Südwest. Nach der Zeit zu urtheilen, welche die Durchfahrt kostete, müssen es bei 16 Meilen sein. Er hat vier Eilande, davon das größeste Colcaopi (große Insel) heißt und, sonderbar gestaltet, eine große Fläche mitten im See durch den Contrast ihres dunkeln Ulmen- und Eichen-Grünes gegen das helle Wasser wunderlich hervorhebt. Allens-Bucht liegt am Eingange dieses Sees, der den Mississippi von Westen aufnimmt. Nichts aber ist so eigenthümlich in seiner Gestaltung als die stolze Bucht, welche von seinem südlichen Ufer eine klare Wassertiefe hinbreitet, die zu durchschneiden mit Anstrengung eine Stunde reichlich gebraucht wird. Diese Bucht hat General Pike bereits gesehen, als er im Winter 1806 nach den Mississippi-Quellen forschte, und nach ihm, einem ebenso ausgezeichneten Reisenden als Soldaten, sollte sie billig genannt werden.

Die Entfernung des Caß-Sees vom Meerbusen von Mexico ist auf wenig unter 3000 Meilen geschätzt worden und seine Höhe über dem atlantischen Ocean auf 1330 Fuß; er liegt ungefähr 270 Meilen nordwestlich vom Sandy-See und 420 Meilen vom fond du lac; nach Schätzung 180 Meilen unterhalb der wahren Mississippi-Quellen im Itasca-See und 60 Meilen südlich vom rothen See. Er nimmt auf seinem Nordufer den Schildkrötenstrom auf (Turtle river), welcher durch 11 kleine Seen von seinem Ursprung im Schildkröten-See (der einst für die Mississippi-Quelle gegolten) 30 bis 40 Meilen weit herabkommt. Von dem See führt eine Portage für leichte Güter über die Hochfläche des Mississippi-Thales in den rothen See und in das fruchtbare Thal des rothen Stromes. Dieser umfließt die Ansiedelungen des Carl von Selkirk, welche sich mehre Jahre hindurch gegen die angestrengte Opposition der Nordwest-Campagnie behauptet haben und jetzt unter Leitung eines Lokal-

Examen zu bestehen. Auf diese Art verlieren die Candidaten ihre Zeit und ihr Geld, und wenn sie im Examen unglücklich sind, verfließt ihr ganzes Leben in einer endlosen betrogenen Hoffnung. Denn diese Studenten haben einen Kastengeist, der sie abhält, sich einer nützlichen Beschäftigung zu widmen; sie ziehen vor, bei ihren Freunden und Verwandten, und selbst beim Publikum. als arme Studenten zu betteln. Es ist zu bedauern, daß die Regierung ein so nutzloses Leben, als das eines durchgefallenen Studenten, dadurch ermuntert, daß man ihnen am Ende, wenn sie ihr hoffnungsloses Streben bis ins Alter fortgesetzt haben, den Titel ertheilt, den sie so lange umsonst gesucht haben, und der ihnen dann zu nichts mehr nützen kann. — Das Folgende ist das Bild eines noch lebenden chinesischen Studenten, der sein Examen noch nicht bestehen konnte. Ich bemerkte vor einigen Tagen, daß ein achtundvierzigjähriger Mann, mit einem anständigen Gesicht, aber in schmutziger und zerrissener Kleidung mehrere Male vor meinem Fenster vorüberging, und von Zeit zu Zeit hinauf sah. Ich war beschäftigt und nahm keine Rücksicht auf ihn. Den nächsten Tag kam er wieder, setzte sich auf einen Stein gegenüber vor dem Fenster, und sah zuweilen hin. Ich bemerkte es und schickte einen chinesischen Diener, um zu fragen, ob er etwas wolle. Der Diener kam zurück mit der Antwort, es sei ein Mann aus den nördlichen Provinzen, der nichts wolle, sondern auf Jemand warte; da ich aber wußte, wie ungern Chinesen ihre Umstände Landsleuten bekannt machen, so ließ ich den armen Fremden zu mir hereinbitten, um selbst mit ihm zu reden. Er kam, und sobald mein Diener das Zimmer verlassen hatte, warf er sich auf die Kniee, schlug seine Stirne auf den Boden, stand auf und gab mir ein schmutziges Papier, auf dem seine Biographie stand. Er war aus der Provinz Fuhkien, hatte den Grad eines Licentiaten erreicht und war drei Mal beim Exa-

men in Pecking gewesen, um das Doctor-Examen zu bestehen, aber durchgefallen. Er hatte alle seine eigenen Mittel erschöpft, und seine Freunde mit wiederholten Bitten um Geld ermüdet; er versuchte, sich mit Abschreiben zu ernähren, allein, er hatte dabei selten genug zu essen, und seine Kleider waren nach und nach in den elenden Zustand gefallen, in dem ich sie jetzt sah. Vor einigen Tagen hatte er Lust gehabt, mich in der Straße um Unterstützung zu bitten, da aber immer Chinesen vorbeigingen, so hatte er sich geschämt. Ich gab ihm einen Dollar, damit er sich satt essen könne, und hieß ihn nach zwei Tagen wiederkommen, damit ich sähe, was aus ihm zu machen sei. Während der Zeit ließ ich mich durch Chinesen nach ihm erkundigen, und alle Nachrichten bestätigten, daß er einer der Leute aus den nördlichen Provinzen sei, die, ohne Freunde und Arbeit hier zu haben, nach und nach zu Bettlern herunterſinken, was ein sehr häufiger Fall ist. Niemand wußte etwas zu seinem Nachtheil. Er kam am bestimmten Tage in denselben Lumpen wieder, hatte aber sein Haar scheeren und seinen Bart reinigen lassen. Ich hatte darauf gedacht, wie ich ihn kleiden könnte, hatte aber befürchtet, daß meine eigenen Leute, wenn ich sie dazu anwendete, mich betrügen würden; fragte daher meinen bettelhaften Freund selbst, was er brauche, um anständige Kleider aus zweiter Hand zu kaufen. Er berechnete es sogleich mit großer Genauigkeit und meinte, zwei Dollar seien hinreichend zu einer reinlichen Sommerkleidung. Ich gab ihm drei, sehr erfreut, ihn so wohlfeil befriedigen zu können, und nach zwei Stunden erschien er wieder, mit einer völligen Kleidung, in Papier zierlich eingewickelt, und ¾ Dollar noch übrig. Gestern kam er wieder in seinen neuen Kleidern, und ich plauderte einige Stunden mit ihm, über Formosa, Ningpo, Sutschéu, Pecking u. s. w. Er verstand natürlich seinen Provinzial-Dialekt, und sprach auch das klassische

Chineſiſch mit vieler Eleganz, ſchrieb und las für mich, und ich zweifle keinesweges an der Wahrheit ſeiner Angaben über ſeine Lebensgeſchichte. Sein Vater hatte viele Jahre ein Staatsamt bekleidet, ſeine Entlaſſung vor 12 Jahren in ſeinem achtzigſten Lebensjahr genommen, ohne mehr als 6000 Dollar zu beſitzen. Einen Theil dieſes Vermögens vertheilte er unter ſeine drei Söhne, und mein Freund, der Licentiat, kam nach Canton, da er ſo viel von dem Reichthum und der Liberalität ſeiner Einwohner gehört hatte. Seine Freunde hatten ihn drei Mal auf ſeiner Examenreiſe nach Pecking unterſtützt, allein er verzweifelte jetzt faſt daran, Mittel zu einer neuen Reiſe zu finden, denn, ſagte er, wie kann ich hoffen, daß der Himmel 300 Dollar auf mich regnen läßt. (Ein Candidat ſeines Grades kann nämlich mit drei bis vier ſeiner Klaſſe zuſammen nach Pecking und zurück für dieſe Summe reiſen. Die Candidaten werden bei den innern Douanen nicht viſitirt, und ſie gehen gewöhnlich zeitig genug nach Pecking, um dort zwanzig Tage vor dem Examen vor ſich zu haben, um ſich von der Reiſe zu erholen und ihr Gedächtniß mit den klaſſiſchen Büchern zu erfriſchen). Dennoch will er nächſtes Jahr ſeine Gönner nochmals um Unterſtützung anſprechen, und ſein Glück verſuchen. Mißlingt es auch dann, ſo will er die Sache aufgeben, da er dann 50 Jahre alt ſein wird, und daraus ſchließen, daß es der Wille des Himmels iſt, daß er arm ſterbe. Wie faſt alle Anhänger von Confutſe, iſt er ein geiſtig ſtolzer, ſelbſtzufriedener Fataliſt, äußerlich reſignirt aber nicht demüthig, der den Kampf aufgeben und der Widerwärtigkeit ſich unterwerfen kann, aber nie ſich ſelbſt den Fehler zuſchreibt, ſondern dem Schickſal Alles zur Laſt legt. Dies iſt ein wahres Beiſpiel eines unglücklichen chineſiſchen Studenten. Er beſitzt klaſſiſche Gelehrſamkeit, aber wenig nützliche Kenntniſſe, als, was er auf ſeinen Reiſen geſehen hat. Er fragte mich, wohin man zuletzt

komme, wenn man an England vorbei und immer weiter fahre; denn er setzte voraus, daß die Erde flach sei. So lange China sich von dem Rest der Menschheit abscheidet, muß es unwissend und eitel bleiben. Wären Menschen bloß Thiere, so wäre seine jetzige Politik die beste; da sie aber perfectibel sind, so thun sich die Chinesen durch ihre Abgeschiedenheit den größten Schaden.

2.

Venedig's Theriak.

Wer kennt nicht den einst so berühmten Theriak, wer hörte ihn nicht preisen als bewährtes Mittel gegen alle Uebel? Dem schwächlichen neugebornen Kinde, dem Studenten der schlechte Klassen bekommen, dem heirathslustigen Mädchen das keinen Mann findet, den Frauen die an Nerven leiden, den Alten die wieder jung zu werden wünschen, reicht ihnen Theriak, und ihnen ist geholfen! — Er stärkt den Magen und die Augen, schärft das Gehör, reinigt das Blut, wirkt als Gegengift; kurz, ist eine Universal-Medizin, unfehlbarer als jedes Lebenselixir, als die Tinktur Lecroy's und Paganini's, als die Pillen Frank's und Bucellati's. Seit vielen Jahrhunderten schon besteht der Theriak, und nie hat er noch den ihm Vertrauenden in den Orkus gesandt! Andromachus aus Kreta, Leibarzt Nero's, war der Erfinder dieser Weltarznei. Ihre Bereitung ist längst kein Geheimniß mehr, alle Pharmacopöen enthalten das Recept; es besteht aus 66, sage sechsundsechszig verschiedenen Ingredienzien. Der zu Venedig bereitete Theriak behauptet seit lange den Vorzug vor allen andern; er ward ein bedeutender Handelsartikel. Damit er es auch bleibe, hatte die Regierung

lage nachdrücklich hin, und bemerkte, daß ſie, zu ihrer Selbſtvertheidigung, fechten müßten; denn auch nach dem Frieden von Tipſagi (1825) hätten die Sius faſt alle Jahre offene oder verſteckte Angriffe gemacht, durch deren einen ſein eigener Sohn ſchändlich ums Leben gekommen."

(Fortſetzung folgt.)

XII.

Miscellen.

1.

Tiflis.

(Von armenischen Schriftstellern geschildert).

Die Georgier (Wirk) nennen, wie das ganze Armenien, so auch den Theil davon, welcher unter ihrer Herrschaft stand, S'omcheth und die Armenier S'omechi. Dieser nördliche Theil von Armenien ist sehr klein im Vergleich zu den beiden andern Theilen. Von den alten Provinzen Großarmeniens gehören dazu Udi, ein großer Theil von Kukarkh und ein Theil von Arzasch. Es ist den europäischen Reisenden gänzlich unbekannt, denn sie rechnen dieses Land in der Regel zum eigentlichen Gebiete von Georgien. Früher stand es unter der Herrschaft von Georgien, aber jetzt ist es mit ganz Georgien an Rußland gefallen. Wiewohl dieses Land nördlich gelegen ist, ist doch die Temperatur der Luft hier wärmer, als in Erzerum, Musch und den übrigen kalten Orten Armeniens. Der merkwürdigste Ort ist:

Tiflis, eine Corrumpirung oder Buchstabenversetzung des georgischen Namens, der Thbilis Khalakhi lautet, und zuweilen

auch schlechtweg Khalakhi, was Stadt bedeutet. Derselbe Name lautete bei unsern Alten durch Buchstabenversetzung Tychis oder Tygis. Es war die Haupt- und Residenzstadt des georgischen Reiches und liegt in der georgischen Provinz Kharthl am südlichen Ufer des Kur-Flusses, zehn Tagereisen nördlich von Erewan, sechs Tagereisen östlich von Achalzcha, und ist am Fuße eines Berges erbaut, der dem Gürtel der georgischen Gebirge angehört. An der Flußseite hat es keine Mauer, aber auf den andern Seiten ist es mit einer festen Mauer umgeben. Es hat fünf Thore. Auf der Südseite hat es eine starke, auf einem Hügel gelegene Festung, die die Türken im Jahre 1576 erbauten, als sie das Land am Kharthl unter Anführung des berühmten Mustapha Pascha einnahmen, welchem der Chan Simon, der zu jener Zeit Fürst von Kharthl war, nicht zu widerstehen vermochte. Dshihannümain giebt zwei Festungen an, die einander gegenüber liegen, jede mit drei Thoren, zwischen denen der Kur-Fluß hindurch fließt. Die Mauern auf beiden Seiten sind auf zwei großen Felsen erbaut, deren Zwischenraum so eng ist, daß die Breite des Flusses noch nicht zehn Ellen beträgt. Die Stadt ist ein großer Handelsort und wird großentheils von Armeniern bewohnt. Die Zahl der Georgier und Ausländer ist nur gering. Die Perser wurden hier vor dem Aufstande im Jahre 1795 sehr gedrückt und gedemüthigt. Der Palast des Chans von Georgien, der auf einer Hochebene am Kur-Flusse liegt, ist eine der Hauptzierden der Stadt. Ihm gegenüber ist ein freier Platz, und um denselben rund herum sind Kaufläden errichtet. Auch giebt es noch andere Märkte und Waarenlager in der Stadt. Zwei armenische geistliche Oberhäupter haben in Tiflis ihren Sitz, von denen eines aus Edschmiadsin geschickt wird, das andere aber ist zugleich Abt des Klosters von

Hagpad. Beide haben mehrere Kirchen unter ſich.*) Der geor-giſche Biſchof heißt Tbileli d. i., der Tifliſche. Außer ihm hat auch in Tiflis der Katholikos der Georgier, der von ihnen Ka-thalikos genannt wird**), ſeinen Sitz, wie es ſcheint, um in der Nähe des Fürſten zu ſein; denn der eigentliche Sitz deſſel-ben iſt die Stadt Zchetha. Die Hauptkirche der Georgier heißt S'ion, ein altes gewölbtes Gebäude, ganz von hartem Stein, woſelbſt der Biſchof ſeinen Sitz hat. Antſchiſchadi, das eigent-lich Antſchendiſchadi genannt werden ſollte, d. i., aufgedrucktes Bild, denn es hat den Namen von einem Schnupftuche mit dem Bilde Chriſti, das unſer Erlöſer dem Abgar ſchickte, wovon die Georgier berichten, daß es ſeit langen Zeiten in dieſer Kirche aufbewahrt wurde. Dies iſt die berühmteſte Kirche nach der S'ion-Kirche. Sie liegt auf einer Hochebene erbaut, und geht auf der Oſtſeite nach dem Kur-Fluß. In der Nähe davon, in der näm-lichen Linie, iſt die Kirche des Katholikos und daneben das Haus des Katholikos. Chareba d. i., Verkündigung, eine hübſche von den Katholiken im vorigen Jahrhundert erbaute Kirche, die je-doch, als Zwiſtigkeiten unter den Katholiken zur Zeit der Re-gierung des Chans Tahmures oder Tamras, des Vaters des Königs Eregli (Heraklius) entſtanden, die Georgier den Ka-tholiken nahmen, und für ihren Ritus einrichteten, indem ſie ſtatt derſelben ihnen einen Ort in der Nähe anwieſen, wo ſie

*) Alle dieſe Kirchen ſtehen jetzt unmittelbar unter der Aufſicht des von Edſchmiadſin aus abgeſchickten Erzbiſchofs, des geiſtli-chen Vorſtehers der ganzen Provinz.

**) Die Georgier haben jetzt keinen Katholikos mehr, ſondern der von der Regierung eingeſetzte Eparch in Tiflis iſt ihr geiſtlicher Oberaufſehen.

ſich eine kleine Kirche bauten. Der heilige Georg iſt vor dem Palaſt des Chans erbaut. D'sminda S'ameba, d. i., die heilige Dreieinigkeit. Bedrè Bawle, d. i., Petrus Paulus. Medach, eine gewölbte Kirche jenſeits der Brücke, die den Namen der heiligen Mutter Gottes führt. Eine Moſchee iſt in Tiflis, die vor dem obenerwähnten Aufſtande nicht gebraucht wurde. Auch war das Ausrufen von den Minarets herab unterſagt. Außerhalb der Stadt, auf der ſüdöſtlichen Seite derſelben, ſind warme, ſehr heilſame Bäder. Ueber einige von dieſen Quellen hat man ſchon in alten Zeiten mit kleinen Gewölben bedeckte Badehäuſer erbaut. Von dieſen warmen Quellen erhielt die Stadt ihren Namen Tbilis Khalakhi, was in georgiſcher Sprache „Warmwaſſerſtadt" bedeutet. In der Nähe davon iſt eine armeniſche Kirche, mit dem Namen des heiligen Sargis. Am andern Ende der Stadt jenſeits des Stroms, iſt ein ebener Ort, der Dapi Thagh genannt wird, wo die Wohnungen der Armenier für ſich abgeſondert ſind, und zwei Kirchen, die Dapi Thaghi Khamojenz egeghezi *) genannt werden. Dapi thaghi S'urb S'argis, am Ufer des Kur-Fluſſes, in der Nähe von Kloſter. Nicht weit von dieſer Kirche iſt noch eine andere. Zur Zeit des oben erwähnten Tahmures Chan richteten die Lesgier viele Zerſtörungen und Verwüſtungen in der Umgegend von Tiflis und allen umliegenden Orten an, und zwar eine Reihe von Jahren hindurch, ſo daß alle Städte, Flecken, Häuſer, Gebäude und Dörfer zerſtört und von den Einwohnern verlaſſen wurden. Aber im Auguſt des Jahres 1795 machte der perſiſche Chan, vereinigt mit den Lesgiern, einen Ueberfall in Tiflis, und blieb daſelbſt 21 Tage. Einen Theil der Einwohner tödtete er, Andere

*) Khamojenkh iſt der Name einer armeniſchen Familie in Tiflis.

verjagte er, ſchleppte Alles als Beute mit ſich fort, führte Jünglinge und Mädchen in Gefangenſchaft und ſiedelte ſie in Erewan, Gendſhe und Thewris an.

2.

Ein armer chineſiſcher Candidat.

Man ſtudirt in China Literatur in der Hoffnung, eine Stelle in der Verwaltung oder in der Juſtiz zu erhalten, vielleicht Gouverneur einer Provinz, oder gar Miniſter des Kaiſers zu werden, und den Rath Sr. kaiſerlichen Majeſtät zu leiten. Alles dieſes iſt dem ärmſten Studenten offen, und gereizt durch dieſe Ausſicht, widmet faſt jede Familie die einige Hülfsmittel beſitzt, einen oder mehrere Söhne dem Studium der klaſſiſchen Bücher. Allein aus Tauſenden von Candidaten erreichen nur wenige den Grad, der ſie zu Stellen befähigt, und von dieſen ſelbſt werden nur wenige wirklich verſorgt. Die, welche durch das Examen fallen, können, wenn ſie Vermögen haben, noch leidlich genug durch die Welt kommen; allein die, welche keine perſönlichen Hülfsmittel haben, bleiben meiſtens eine Laſt für ihre Familien oder ihre Freunde. Einige werden Hofmeiſter, Andere Schulmeiſter, allein die ſich oft wiederholenden Examen für die höhern Grade zwingen ſie, ihre Schulen ſo oft zu verlaſſen, daß nur wenige in dieſer Carriere ein bleibendes Unterkommen finden, ſo lange ſie nicht auf alle Verſuche, eine öffentliche Carriere zu erzwingen, Verzicht geleiſtet haben. Jeder, der den Grad eines Siutſai (Baccalaureus) erreicht hat, und den eines Kütſchin (Licentiaten) erreichen will, muß ſich dem Examen in der Hauptſtadt ſeiner Provinz unterwerfen, und jeder Licentiat muß ſich je im dritten Jahre nach Pecking begeben, um das Doctor-

Examen zu bestehen. Auf diese Art verlieren die Candidaten ihre Zeit und ihr Geld, und wenn sie im Examen unglücklich sind, verfließt ihr ganzes Leben in einer endlosen betrogenen Hoffnung. Denn diese Studenten haben einen Kastengeist, der sie abhält, sich einer nützlichen Beschäftigung zu widmen; sie ziehen vor, bei ihren Freunden und Verwandten, und selbst beim Publikum als arme Studenten zu betteln. Es ist zu bedauern, daß die Regierung ein so nutzloses Leben, als das eines durchgefallenen Studenten, dadurch ermuntert, daß man ihnen am Ende, wenn sie ihr hoffnungsloses Streben bis ins Alter fortgesetzt haben, den Titel ertheilt, den sie so lange umsonst gesucht haben, und der ihnen dann zu nichts mehr nützen kann. — Das Folgende ist das Bild eines noch lebenden chinesischen Studenten, der sein Examen noch nicht bestehen konnte. Ich bemerkte vor einigen Tagen, daß ein achtundvierzigjähriger Mann, mit einem anständigen Gesicht, aber in schmutziger und zerrissener Kleidung mehrere Male vor meinem Fenster vorüberging, und von Zeit zu Zeit hinauf sah. Ich war beschäftigt und nahm keine Rücksicht auf ihn. Den nächsten Tag kam er wieder, setzte sich auf einen Stein gegenüber vor dem Fenster, und sah zuweilen hin. Ich bemerkte es und schickte einen chinesischen Diener, um zu fragen, ob er etwas wolle. Der Diener kam zurück mit der Antwort, es sei ein Mann aus den nördlichen Provinzen, der nichts wolle, sondern auf Jemand warte; da ich aber wußte, wie ungern Chinesen ihre Umstände Landsleuten bekannt machen, so ließ ich den armen Fremden zu mir hereinbitten, um selbst mit ihm zu reden. Er kam, und sobald mein Diener das Zimmer verlassen hatte, warf er sich auf die Kniee, schlug seine Stirne auf den Boden, stand auf und gab mir ein schmutziges Papier, auf dem seine Biographie stand. Er war aus der Provinz Fuhkien, hatte den Grad eines Licentiaten erreicht und war drei Mal beim Exa-

men in Pecking gewesen, um das Doctor-Examen zu bestehen, aber durchgefallen. Er hatte alle seine eigenen Mittel erschöpft, und seine Freunde mit wiederholten Bitten um Geld ermüdet; er versuchte, sich mit Abschreiben zu ernähren, allein, er hatte dabei selten genug zu essen, und seine Kleider waren nach und nach in den elenden Zustand gefallen, in dem ich sie jetzt sah. Vor einigen Tagen hatte er Lust gehabt, mich in der Straße um Unterstützung zu bitten, da aber immer Chinesen vorbeigingen, so hatte er sich geschämt. Ich gab ihm einen Dollar, damit er sich satt essen könne, und hieß ihn nach zwei Tagen wiederkommen, damit ich sähe, was aus ihm zu machen sei. Während der Zeit ließ ich mich durch Chinesen nach ihm erkundigen, und alle Nachrichten bestätigten, daß er einer der Leute aus den nördlichen Provinzen sei, die, ohne Freunde und Arbeit hier zu haben, nach und nach zu Bettlern herunterſinken, was ein sehr häufiger Fall ist. Niemand wußte etwas zu seinem Nachtheil. Er kam am bestimmten Tage in denselben Lumpen wieder, hatte aber sein Haar scheeren und seinen Bart reinigen lassen. Ich hatte darauf gedacht, wie ich ihn kleiden könnte, hatte aber befürchtet, daß meine eigenen Leute, wenn ich sie dazu anwendete, mich betrügen würden; fragte daher meinen bettelhaften Freund selbst, was er brauche, um anständige Kleider aus zweiter Hand zu kaufen. Er berechnete es sogleich mit großer Genauigkeit und meinte, zwei Dollar seien hinreichend zu einer reinlichen Sommerkleidung. Ich gab ihm drei, sehr erfreut, ihn so wohlfeil befriedigen zu können, und nach zwei Stunden erschien er wieder, mit einer völligen Kleidung, in Papier zierlich eingewickelt, und ¾ Dollar noch übrig. Gestern kam er wieder in seinen neuen Kleidern, und ich plauderte einige Stunden mit ihm, über Formosa, Ningpo, Sutschëu, Pecking u. s. w. Er verstand natürlich seinen Provinzial-Dialekt, und sprach auch das klassische

Chineſiſch mit vieler Eleganz, ſchrieb und las für mich, und ich zweifle keinesweges an der Wahrheit ſeiner Angaben über ſeine Lebensgeſchichte. Sein Vater hatte viele Jahre ein Staatsamt bekleidet, ſeine Entlaſſung vor 12 Jahren in ſeinem achtzigſten Lebensjahr genommen, ohne mehr als 6000 Dollar zu beſitzen. Einen Theil dieſes Vermögens vertheilte er unter ſeine drei Söhne, und mein Freund, der Licentiat, kam nach Canton, da er ſo viel von dem Reichthum und der Liberalität ſeiner Einwohner gehört hatte. Seine Freunde hatten ihn drei Mal auf ſeiner Examenreiſe nach Pecking unterſtützt, allein er verzweifelte jetzt faſt daran, Mittel zu einer neuen Reiſe zu finden, denn, ſagte er, wie kann ich hoffen, daß der Himmel 300 Dollar auf mich regnen läßt. (Ein Candidat ſeines Grades kann nämlich mit drei bis vier ſeiner Klaſſe zuſammen nach Pecking und zurück für dieſe Summe reiſen. Die Candidaten werden bei den innern Douanen nicht viſitirt, und ſie gehen gewöhnlich zeitig genug nach Pecking, um dort zwanzig Tage vor dem Examen vor ſich zu haben, um ſich von der Reiſe zu erholen und ihr Gedächtniß mit den klaſſiſchen Büchern zu erfriſchen). Dennoch will er nächſtes Jahr ſeine Gönner nochmals um Unterſtützung anſprechen, und ſein Glück verſuchen. Mißlingt es auch dann, ſo will er die Sache aufgeben, da er dann 50 Jahre alt ſein wird, und daraus ſchließen, daß es der Wille des Himmels iſt, daß er arm ſterbe. Wie faſt alle Anhänger von Confutſe, iſt er ein geiſtig ſtolzer, ſelbſtzufriedener Fataliſt, äußerlich reſignirt aber nicht demüthig, der den Kampf aufgeben und der Widerwärtigkeit ſich unterwerfen kann, aber nie ſich ſelbſt den Fehler zuſchreibt, ſondern dem Schickſal Alles zur Laſt legt. Dies iſt ein wahres Beiſpiel eines unglücklichen chineſiſchen Studenten. Er beſitzt klaſſiſche Gelehrſamkeit, aber wenig nützliche Kenntniſſe, als, was er auf ſeinen Reiſen geſehen hat. Er fragte mich, wohin man zuletzt

komme, wenn man an England vorbei und immer weiter fahre; denn er setzte voraus, daß die Erde flach sei. So lange China sich von dem Rest der Menschheit abscheidet, muß es unwissend und eitel bleiben. Wären Menschen bloß Thiere, so wäre seine jetzige Politik die beste; da sie aber perfectibel sind, so thun sich die Chinesen durch ihre Abgeschiedenheit den größten Schaden.

2.

Venedig's Theriak.

Wer kennt nicht den einst so berühmten Theriak, wer hörte ihn nicht preisen als bewährtes Mittel gegen alle Uebel? Dem schwächlichen neugebornen Kinde, dem Studenten der schlechte Klassen bekommen, dem heirathslustigen Mädchen das keinen Mann findet, den Frauen die an Nerven leiden, den Alten die wieder jung zu werden wünschen, reicht ihnen Theriak, und ihnen ist geholfen! — Er stärkt den Magen und die Augen, schärft das Gehör, reinigt das Blut, wirkt als Gegengift; kurz, ist eine Universal-Medizin, unfehlbarer als jedes Lebenselixir, als die Tinktur Lecroy's und Paganini's, als die Pillen Frank's und Bucellati's. Seit vielen Jahrhunderten schon besteht der Theriak, und nie hat er noch den ihm Vertrauenden in den Orkus gesandt! Andromachus aus Kreta, Leibarzt Nero's, war der Erfinder dieser Weltarznei. Ihre Bereitung ist längst kein Geheimniß mehr, alle Pharmacopöen enthalten das Recept; es besteht aus 66, sage sechsundsechszig verschiedenen Ingredienzien. Der zu Venedig bereitete Theriak behauptet seit lange den Vorzug vor allen andern; er ward ein bedeutender Handelsartikel. Damit er es auch bleibe, hatte die Regierung

der Republik für die Fabrication desselben ganz besondere Vorschriften erlassen. Nicht allen Apothekern war dessen Bereitung erlaubt, es bedurfte einer eigenen Ermächtigung, und mit großen goldenen Lettern prangte unter dem Namen des Befugten die Aufschrift: „Fabbricatore di Teriaca"; dieser Titel galt damals mehr, als jetzt der eines Mitgliedes so mancher Akademie, so manchen Athenäums, oder jener eines „Pastore Arcadico". Auch jetzt noch sind diese Vorschriften zu Venedig eben so üblich, als die zur Zeit der Republik bestandenen Anordnungen. Der Apotheker, der eine Quantität Theriak bereiten will, muß dazu von der Sanitätsbehörde die Bewilligung ansuchen, dieselbe wird nur ein Mal, oder höchstens zwei Mal im Jahre ertheilt. Der Ermächtigte ist nun verpflichtet, die Ingredienzien, aus denen der Theriak besteht, in Glas- oder Porzellangefäßen, mit goldener Bezeichnung der darin enthaltenen Substanz, vor seinem Kaufladen auszustellen; da jedoch dieses Büchsen-Arsenal eben keinen reizenden Anblick gewähren würde, so pflegen die Apotheker dazwischen, in elegamten Töpfen, grünende Exemplare der Pflanzen und Kräuter zu reihen, die trocken in den Gefäßen verschlossen sind. Da es aber nicht möglich ist, alle Pflanzen im frischen Vegetationsstande zu haben, so werden diese in großen Abbildungen, meistens Oelgemälde, repräsentirt. Drei Tage dauert eine solche Ausstellung, am Abende wird sie mit Lampen und Kerzen glänzend erleuchtet. Zu gleicher Zeit finden sich im Innern des Kaufladens die Materialien, die zur Theriakbereitung bestimmt sind, in großen Massen aufgehäuft, und jedem Vorübergehenden steht es frei, einzutreten, und dieselbe zu prüfen. Der Anblick der äußern Ausschmückung gleicht dem eines Gewächshauses von lebenden und gemahlten Pflanzen, und so manchem unwissenden Reisenden mag es ergehen, wie jenem Franzosen, der vor Kurzem in seiner zu Paris erschienenen Be-

schreibung Italiens ganz ernsthaft versichert, daß die Apotheker zu Venedig sich auch als Gärtner mit Pflanzenhandel befassen. An dem zur Bereitung bestimmten Tage begiebt sich ein Mitglied der Sanitäts-Behörde, mit mehreren eigens hierzu ernannten Aerzten und Kunstverständigen, zu dem betreffenden Fabrikanten, um alle Ingredienzien genau zu untersuchen. Ist das Resultat günstig, so werden diese in große Mörser vertheilt, die sich auf der Straße, vor dem Apothekerladen, in langen Reihen, befinden. Bei jedem ist ein starker Lastträger im Festkleide aufgestellt; auf ein gegebenes Zeichen beginnen sie in abgemessener Cadenz, mit großen eisernen Stößeln die Materialien zu zerstampfen. Der Abgeordnete der Sanitäts-Behörde empfängt nun ein kleines Geschenk an Blumen und Gewürzen, und bestimmt einen Unterbeamten, der während der ganzen Operation gegenwärtig, dieselbe überwachen muß. Acht Tage dauert die Zermalmungsarbeit, am neunten werden die pulverisirten Materialien in einen großen Kessel gebracht, und mit einer gleichen Quantität Honig gemischt. Das Ganze bleibt nun einige Zeit stehen, dann wird das Gemisch in blecherne Büchsen gefüllt, und diese mit einem gedruckten Umschlage versehen, auf dem alle Vorzüge des Inhalts verzeichnet sind, dann in alle Welt gesandt. Man könnte wohl lächeln über die Wichtigkeit, welche die Regierung der Republik auf die Bereitung eines Medizinal-Artikels legte, wenn man nicht bedächte, daß der Handel mit demselben dem Staate jährlich einen reichen Gewinn von 120,000 Silberdukaten (ungefähr eine halbe Million Franken) eintrug. Die Republik ist verschwunden — ihr Theriak ist geblieben.

Volksgebräuche in Piemont.

Zu Neive, einem Dorfe in der Nähe der Stadt Alba, wird am 1. Mai unter den Mädchen die reizendste als Maikönigin gewählt. Im weißen Gewande, ein Körbchen in der einen, einen blühenden Zweig in der andern Hand, macht sie im ganzen Dorfe die Runde, tritt in jedes Haus, singt einfache Strophen freundlicher Wünsche und empfängt die ihr von den Bewohnern gebotenen Gaben. Ihr Dank schließt immer mit dem Refrain: „Ben venga Maggio, ben torni Maggio“ — Eben daselbst herrscht seit undenklichen Zeiten eine andere Sitte, bei Hochzeitschmäusen. Die Brautleute essen aus einem Teller, als Zeichen inniger Einigkeit; gegen den Schluß des Mahls wird auf einer großen, Blumenbekränzten Schüssel ein gebratener Truthahn, unter Begleitung froher Musik und erlesener Burschen und Mädchen herbeigebracht. Drei Mal wird der Tisch umkreiset; die Bursche schießen, unter dem wiederholten Ruf: „Hoch lebe die Braut!“ Pistolen los. Der Braten wird dann wieder unberührt in die Küche gebracht und dort bis zum nächsten Sonntag bewahrt. An diesem Tage erscheint die Mutter der Braut zum ersten Male im Hause des Bräutigams. Der Schmerz der Trennung von ihrer Tochter würde die Freude des Hochzeitsfestes gestört haben. Dieses Mal ist kein Gast geladen, die Mutter kann sich ganz ihrem Gefühle überlassen. Als Hauptgericht wird der Truthahn aufgetischt. Zarten Sinnes ist dieser Gebrauch, den rauhen Sitten der Vorzeit aber ist ein anderer entnommen, der ungeachtet aller Bemühungen der Regierung, zu Solero und in den umliegenden Orten noch immer fortwährt. Dort ist es der Frau nicht gestattet, mit ihrem Manne

an einem Tiſche zu ſitzen. In eine Ecke des Gemachs verwieſen, muß ſie dort auf einem Schemel ihr Mahl einnehmen, während der Hausherr, allein oder mit ſeinen Gäſten, ohne auf die Arme zu achten, an der Tafel ſchmauſt.

5.

Die Capverdſche Inſel Bonaviſta.

(Aus einem Schreiben vom 25. Dezember 1834).

Die Bewohner dieſer Inſel ſind, ſowohl was die Männer, als die Weiber betrifft, ein ſchöner Menſchenſchlag: der größere Theil der letzteren mißt 5 Fuß 8—9 Zoll und manche ſogar mehr. Die Männer ſind, im Verhältniß, noch größer. Sie ſind gerade und wohlgebaut, und bewegen ſich mit Leichtigkeit und Feſtigkeit umher. Auf dem Kopfe tragen ſie ein geſchmackvoll, nach Art eines Turban, zuſammengelegtes Tuch; von Schuhen und Strümpfen iſt ſelten etwas zu erblicken, ausgenommen bei den Freigeborenen, deren es ſehr wenige giebt; die Sklaven müſſen jederzeit barfuß gehen. — Der ſogenannte fruchtbarſte Theil der Inſel beſteht aus etwa 4 Morgen Landes, von denen die Hälfte mit türkiſchem Weizen beſtellt iſt, deſſen einzelne Schößlinge in einer ſehr ehrfurchtsvollen Entfernung von einander ſtehen; die andere Hälfte trägt Waſſermelonen, und zwar immer eine auf 20 Quadratfuß. In der That kann man ſich nicht leicht etwas Dürreres denken, als die Inſel Bonaviſta, die ihren Namen mit dem größten Unrecht führt, denn, ſo weit das Auge nach allen Seiten reichen kann, erblickt es nichts, als eine unabſehbare Sandfläche, die nur zuweilen durch einige Sträucher unterbrochen wird, von denen die unglücklichen Ziegen ſich zu ernähren ſuchen. Die alte Stadt liegt in einer hohen Ge-

gend, am Fuße eines Berges, und enthält etwa dreißig elende Häuser: von einem Laden iſt unter dieſen nichts zu ſehen. Eine hübſche kleine Capelle liegt weiter hin, höher am Berge. Von der Religion iſt indeß hier nicht viel die Rede, denn auf der ganzen Inſel giebt es nur drei Capellen und einen Prieſter. Die Zahl der Bewohner der Inſel beträgt etwa 2000, die aber, ungeachtet der Größe von Bonaviſta, nur mit Mühe ihren Unterhalt daſelbſt finden können. Türkiſcher Weizen und Waſſermelonen ſind die Haupt-Nahrungsmittel. Einige wenige Einwohner, die beſſer daran ſind, als die übrigen, genießen Ziegenfleiſch, dem ſie die Ehre anthun, es Hammelfleiſch zu nennen. Auch Reis erhalten ſie gelegentlich, und von Zeit zu Zeit bringen die Americaner Kartoffeln hierher. Obgleich der größte Theil der Einwohner aus Sklaven beſteht, ſo ſcheinen dieſe doch ein angenehmes, müßiges Leben zu führen, und behandeln ſehr oft ihre Gebieter mit einer Vertraulichkeit, die man ſich von keinem engliſchen Dienſtboten gefallen laſſen würde. Sie gehören zu demſelben wollhaarigen Menſchenſchlage, den man an der Küſte von Afrika findet, und ihre Sprache iſt ein portugieſiſches Kauderwelſch, das dem urſprünglichen Idiom eben ſo ähnlich iſt, wie die gemeine Sprache in Yorkſhire dem richtigen Engliſchen. In jeder Hinſicht ſind ſie ſehr aufgeweckt; während wir ein Wort von ihnen lernten, hatten ſie zwanzig von uns gelernt, und was ſie einmal aufgefaßt hatten, vergaßen ſie auch nicht wieder. Der portugieſiſchen Familien giebt es ſehr wenige, vielleicht kaum ein halbes Dutzend; außerdem ſind aber noch einige Creolen auf der Inſel.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

XIII.

Reiſen in der Nil-Ebene,

von

James Auguſtus St. John*).

1.

Ankunft in Alexandrien — Hafen — Wirkung des ägyptiſchen Climas — Ruinen — Villen — Palmwälder — Bewäſſerungs-Syſtem — Waarenmagazin des Paſchas — die Bazare — militairiſche Sklaven — Beſuch bei einem Scheikh — arabiſche Kinderſchule — Anekdoten — Sklavenmarkt — Ibrahim Paſchas Gärten.

Als wir uns Alexandrien näherten, und noch ehe wir die Küſte entdeckten, fiel es auch uns, wie ſchon früheren Reiſenden, auf, daß die Farbe des Seewaſſers ſich vom Blau in ein ſchmutziges Grün verwandelte. Man hat hieraus ſchließen wollen, daß die See noch immer zurückweiche und das Küſtenland an Bodeii gewinne; doch die phyſikaliſche Geſtaltung der Küſte ſcheint klar

*) Egypt and Mohammed Ali; or, Travels in the Valley of the Nile by James Augustus St. John. 2 vols. London 1834. Dieſes Werk enthält, bei großer Weitſchweifigkeit und vielen ſchon bekannten Notizen, auch manches Neue und Mittheilenswerthe. Letzteres in gedrängten Auszügen für unſere Leſer herauszuheben, ſoll unſer Beſtreben ſein. Red.

zu beweiſen, daß der Nil auf die Vergrößerung der Bodenfläche Aegyptens nicht mehr einwirke. Jetzt erblickten wir zu unſerer Linken die durch die Nil-Schlacht ewig denkwürdige Bay von Abukir; rechts dehnten ſich von der Stadt nach der alten Nekropolis hin niedrige Sandhügel aus, auf ihren Gipfeln eigenthümlich gebaute Windmühlen, die einen nicht unmaleriſchen Eindruck machen.

Die Einfahrt in den Hafen iſt nicht ohne Gefahr. Das Fenſter meines Zimmers im Gaſthofe überſchaut den alten Hafen. Links erblickt man das Eiland, auf welchem der Pharus des Ptolomäus Soter geſtanden, rechts das neuere Fort, welches die Hafen-Einfahrt beherrſcht. Von da, wo der Leuchtthurm geſtanden, zieht ſich eine Reihe Klippen weit hinaus in das Meer, und auch in der Mitte der Hafenmündung erblickt man einzeln ſtehende Klippen.

Merkwürdig iſt die Wirkung, welche Aegyptens Clima auf das menſchliche Haar hat. Gleich nach meiner Ankunft in Alexandrien fing mein Bart, der in Europa ſeidenartig und glatt war, an, ſich zu kräuſeln und ehe ich noch Aſſuan erreichte, war er rauh wie Pferdehaar. Dies iſt ohne Zweifel der außerordentlichen Trockenheit der Luft zuzuſchreiben, durch welche denn auch das Haar der Neger im Verlauf der Zeiten in eine Art von rauher Wolle umgewandelt wurde.

Die Ruinen Alexandriens haben ihren Namen nicht mit Unrecht, ſelbſt Babylon, mit welchem es einſt an Größe wetteiferte, hat mehr Spuren ſeines einſtigen Daſeins und ſeiner Pracht zurückgelaſſen. Außerhalb der modernen Stadt ſieht man weit und breit nichts als Sand und Schutthaufen, die wahrſcheinlich die Grundlagen oder Trümmer der alten Gebäude verbergen. Hier und da, wo des Paſchas Arbeiter nach Steinen ge-

graben haben, hat man dergleichen wirklich entdeckt, und wer weiß, ob nicht bei Ausgrabungen nach einem größeren Maßstabe ein neues Pompeji hier aufgedeckt werden könnte; allein hierzu wäre gerade die entgegengesetzte Methode von der, welche der Pascha befolgt, nöthig, denn Alles, was die Araber finden, mag es ein noch so köstliches Ueberbleibsel des Alterthums sein, wird auf der Stelle zerstört. Zerstreut unter diesen Antiquitäten sieht man moderne Gebäude der gegenwärtigen Besitzer des Bodens; theils große Häuser im türkischen Styl, theils niedrige Hütten, wo die Armuth und das Elend hausen. Die ersteren liegen gewöhnlich in Gärten, oder vielmehr in kleinen Gehölzen von Dattelbäumen, und bilden einen eigenthümlichen Zug in dieser afrikanischen Landschaft. In Unter-Aegypten gehören die gelben Datteln zur kleinsten Art; in Assuan aber, an den Grenzen Nubiens, kannte ich Datteln dieser Art, welche drei Zoll Länge hatten. In den Ebenen von Memphis erreicht dieser Palmbaum eine Höhe von hundert Fuß.

Die meisten Villen, welche auf dem Boden stehen, den das alte Alexandrien eingenommen, sind von Dattelbäumen umgeben. Da die Luft in diesen Häusern höchst ungesund ist, so legt man das in Alexandrien gewöhnlich jenen Bäumen zur Last; allein dies ist ein Irrthum. Dieser ganze Theil der Vorstädte des neuen Alexandriens ist über Cisternen gebaut, welche die Einwohner der alten Stadt einst mit Wasser versahen, und da diese Brunnen größtentheils jetzt zugeschüttet und unbekannt sind, so verdirbt das darin stehende Wasser die Luft und die daraus hervorsteigende Feuchtigkeit dringt selbst durch den steinernen Fußboden und erzeugt unheilbare Fieber. Die neuere Stadt selbst, unter welcher keine alte Cisternen sich befinden, ist frei von diesem Uebel. Ueberall in Ober- und Unter-Aegypten sind die Städte und Dörfer in Palmwäldern eingehüllt, ohne daß die Einwohner um-

gesund oder Wechselfiebern und Typhus sonderlich ausgesetzt wären. Vielmehr möchte man glauben, daß von allen Gehölzen die Palmwälder die am wenigsten ungesunden sind. Die Bäume sind in regelmäßigen Entfernungen gepflanzt und bilden gleichsam natürliche Säulengänge, und da sie bis an die Gipfel keine Zweige haben, so gestatten sie der Luft freien Durchzug.

In der Umgebung Alexandriens beobachtete ich zum ersten Mal das ägyptische Bewässerungs-System. Man hat dreierlei Methoden. Steht der Fluß ungefähr vier bis sechs Fuß unterhalb des zu bewässernden Bodens, so wird der Heber und das persische Rad in Anwendung gebracht. Der erstere wird von Menschenhänden, das letztere durch Thiere in Bewegung gesetzt. Wenn aber das Wasser abnimmt, und also mehr Kraft erforderlich ist, um eine gleiche Wasserquantität in gleicher Zeit heraufzuschaffen, so bedient man sich der sogenannten Sakia, ein Mechanismus, dessen Prinzip erst durch die Erfahrung von Jahrhunderten erfunden wurde, dessen Bau aber in der Regel so unvollkommen ist, daß viel Wasser und Arbeit verloren geht. Ist das Wasser vier Fuß unterhalb der Oberfläche, so reichen vier persische Räder, von eben so vielen Ochsen in Bewegung gesetzt, hin, um in einem Tage funfzehn hundert Fedans *), zu bewässern. Man hat auch Windmühlen und Kettenpumpen zum Heben des Wassers in Aegypten eingeführt; da aber diese Maschinen eine sorgfältige Behandlung erfordern, so sind sie keineswegs zum allgemeinen Gebrauche in diesem Lande geeignet. So lange sie im Gange sind, sind sie freilich von großem Nutzen, bedürfen sie aber der Reparatur, so weiß der Araber sich nicht zu helfen. Zu einem Sakia braucht man acht starke Ochsen **), deren Er-

*) Ein Fedan ist gleich 1¼ englischen Acre.

**) Ein Ochse kostet in der Regel 700 Piaster (ungefähr 40 Rthlr.)

nährung täglich dreißig Piaster kostet. Ein Mann bedient häufig mehrere Sakias, so, daß in einer Pächterei, wo dreißig bis vierzig Ochsen zum Bewässerungsgeschäft verwendet werden, vier bis fünf Leute hinreichen. Das Vieh wird gewöhnlich von Knaben oder Frauen getrieben. Wenn Aegypten einst so glücklich sein sollte, eine Regierung zu erhalten, welche ihre eigene Interessen besser versteht und das Glück des Volkes mehr berücksichtigt, so wird diese nicht ermangeln, sich dadurch einen Zuwachs an Boden-Oberfläche zu sichern, daß sie die bestehenden Canäle repariren und erweitern und neue bauen läßt. Dann wird man, auch nach der Ueberschwemmung, hinlängliches Wasser in denselben für das ganze Jahr behalten, ohne eines einzigen Ochsen zu bedürfen. Die Hauptausgabe wäre für die Schleusen, denn in keinem Lande kann ein Canal so wohlfeil gegraben werden, als in Aegypten. Herr Wallace hat in Said einen Canal gesehen, welcher sechs englische Meilen lang war, und die den Canälen dieses Landes so eigenthümliche Breite und Tiefe hatte, und doch im Ganzen nicht mehr kostete als vierzehnhundert Ardebs Weizen, den Ardeb zu 30 Piaster gerechnet. Die bei solchen Werken beschäftigten Leute haben keine Werkzeuge, keine Schiebkarren, noch irgend eins von den bei uns gebräuchlichen Hülfsmitteln. In ganz Aegypten, von Rosette bis nach Assuan sind Beamten angestellt, welche über die Canäle, Dämme und Eindeichungen und über die allgemeine Fläche des Landes nach jeder Ueberschwemmung zu wachen haben; sie berichten an die Provinzial-Gouverneure (Mamurs) über die Beschaffenheit und den Belauf der vom Flusse verursachten Beschädigungen und geben die Mittel zu den Reparaturen an. Die Gouverneurs ihrerseits legen die Sache dem Pascha vor. Allein diese arabischen Beamten sind höchst klägliche Distrikt-Ingenieure, höchst unwissend in ihrem Fache, so daß sie, wie denn auch das

Aussehen des Landes beweist, durchaus von keinem Nutzen sind. Fast ein ganzes Fünftheil des Landes liegt durch ihre Vernachlässigung unangebaut und macht einen Theil der Wüste aus. Und doch eignet sich vielleicht der Boden keines Landes so sehr zur Bewässerung, als der Aegyptens, indem wegen der Feinheit der angeschwemmten Masse durch das Einsickern des Wassers nichts von der Boden-Quantität verloren geht. — Die Oberfläche des zu bewässernden Bodens ist in kleine oblonge Vierecke getheilt, welche durch geringe Erderhöhungen von einander getrennt sind. Die, welche dem Wasserlaufe zunächst liegen, werden natürlich zuerst überschwemmt, und nachdem das Wasser hier lange genug gestanden, um den Boden hinlänglich zu befeuchten, wird es durch Hinwegräumung der Erhöhung in das nächste Viereck gelassen; die Quantität des Wassers richtet sich nach der Jahreszeit und nach dem, was auf dem Felde wieder angebaut werden soll.

Die Shunah in Alexandrien ist das große Waarenmagazin des Paschas; hier wird alles, was Aegypten erzeugt und nicht selbst consumirt, zur Verschiffung einmagazinirt. Es ist ein ungeheures steinernes Gebäude, mit einem flachen Dache, von mehreren Reihen großer viereckiger Säulen gestützt. Hier sahen wir erstaunenswürdige Quantitäten von Bohnen, Erbsen und anderen Getreidearten aus dem Oberlande, und eine große Anzahl Araber, welche damit beschäftigt waren, die Waare zu reinigen und zur Ausfuhr zuzubereiten.

Von der Shunah begaben wir uns nach dem Punkte, wo die Necropolis anfängt. Auf einem der hohen Erdhügel hier hatten wir auf der einen Seite eine schöne Aussicht auf den Hafen, den Palast u. s. w., auf der andern überblickten wir einen großen Theil des Sees Maeotis mit kleinen Inseln übersät und im Nordwesten von einer langen Reihe Sandhügel begrenzt,

durch welche der See vom Meere getrennt ist. Einige Catacomben, die wir sahen, waren bloß kleine Oeffnungen in den Sandstein, welcher hier die Unterlage des Sandes und Bodens der Oberfläche bildet, außerordentlich weich, und da, wo er der Luft ausgesetzt, voller kleiner Zellen und Risse ist, wie das Gestein an der Seeküste.

Von hier kehrten wir, dem Mahmudia-Canal folgend, nach der Stadtmauer zurück, längs welcher eine der von Strabo beschriebenen großen Straßen des alten Alexandriens gelaufen zu haben scheint. Es sind jedoch keine Spuren mehr davon übrig. Nachdem wir aber bei der Pompejus-Säule vorüber gekommen waren, sahen wir eine lange Reihe Cisternen, welche sich von der heutigen Stadt bis nach dem Mareotischen See erstrecken, und deutlich den Lauf der andern großen Straße bezeichnen, welche die erstere im rechten Winkel durchschnitt.

Wandert der Reisende über das berühmte Schlachtfeld vom 21. März, so findet er nichts mehr, was den Geist der Romantik nähren könnte; die Beduinenmädchen, welche ihm Reliquien davon anbieten, sind weder hübsch noch sonderlich reinlich.

Die Stadt Alexandrien trägt nicht mehr das orientalische Gepräge wie zu Volney's Zeiten. Der beständige Verkehr mit den Europäern, welche einen großen Theil der Bevölkerung ausmachen, die fast gänzlich außer Mode kommenden Turbane, der Mangel an einheimischen Fabrikaten in den Bazars, vor Allem aber die vollkommene Sicherheit des fränkischen Reisenden, vermindern das Interesse, welches sonst eine morgenländische Stadt zu gewähren pflegte. Keine Tracht, wie ausländisch sie auch sei, erregt mehr die Neugierde der Aegypter, der halbnackte Neger aus Darfur, der mit Mousselin bekleidete Indier, der pompöse Perser, der stolze Grieche, der einfache Engländer, Alle gehen unbeachtet durch die Straßen Alexandriens und Cairos; we-

der der plumpſte Fellah, noch der unverſchämteſte Sklave, noch der albernſte Barbier fühlen eine Anwandlung, den Fremden auszulachen oder auch nur ihn anzuſtieren. Dieſer einzige Umſtand macht den Arabern mehr Ehre, als funfzig über die Ottomanen davongetragene Siege, denn er beweiſt eine Empfänglichkeit für Verbeſſerung, eine Bildſamkeit des Charakters, einen Grad von Selbſtbeherrſchung — da ſie von Natur ſehr neugierig ſind — welche nur begabten Völkern eignen.

Eigenthümlich iſt in den Bazars die Unterhaltung zwiſchen dem Kunden und den Kaufleuten. Die letzteren empfangen die erſteren mit der Frage: „Im Namen Gottes, iſt Alles wohl bei Ihnen?“ (wenn nämlich der Kunde ſeines Gleichen iſt) — „Gott ſei Dank, Alles wohl.“ — „Und Ihr Haus?“ — „Eben ſo“. — „Haben Sie Zucker?“ — „Nein.“ — „Bei Gott, haben Sie keinen?“ — „Bei Gott, nein!“ — Erſt nach einem Geſpräch dieſer Art kommt man zum eigentlichen Gegenſtand, und nachdem der Kunde auf dieſe Weiſe nun eine Stunde verplaudert und verraucht hat, ſchlendert er zum nächſten Kaufladen.

Was die Plünderung der Ruinen betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß ſolche in einem Lande, wo man ſie zu ſchätzen weiß, allerdings ärger iſt, als Vandalismus; wo ſie aber, wie in Aegypten, täglich der Gefahr ausgeſetzt ſind, zu Baumwollmühlen und dergleichen verwendet zu werden, wie wir an dem Tempel von Dendera, der falſchen Pyramide und dem herrlichen Portiko von Aſhmunein ſehen, verdient es wohl Entſchuldigung, die Ruinen durch Wegtransportirung in ein civiliſirteres Land vor Zerſtörung zu retten.

Am 19. November beſuchte ich Sheikh Ibrahim, einen populairen Prediger Alexandriens, gleich berühmt wegen ſeiner Beredſamkeit und ſeines Fanatismus. Er wohnt in einem Seiten-

flügel der Hauptmoschee. Nachdem er uns sehr höflich empfangen, erkundigte er sich nach Sir Sidney Smith, dessen Bekanntschaft er früher gemacht. Ein besonderes Gefallen flößte ihm mein Bart ein, welcher seiner Meinung nach ein Zeichen war, daß ich zur Kaste der Mufti (Priester) gehöre, auch blieb er bei dieser Meinung, obgleich man ihm sagte, daß er sich irre. Die Muhamedaner, welche selbst wenig Achtung vor der Wahrheit haben, messen den Berichten, welche wir Christen von uns geben, eben so wenig Glauben bei, als wären es die Mährchen des Ulysses. Der alte Herr zeigte uns die Medressi (Schule oder Gymnasium der Moschee) und seine Bibliothek, welche für die reichste in Alexandrien gehalten wird. In der Schule kauerten die Zöglinge, statt wie gewöhnlich auf einer Erhöhung in der Mitte des Gemaches, mit gekreuzten Beinen auf Matten, mit dem Pädagogen in ihrer Mitte. Die Bibliothek der Moschee bestand aus 6—700 Manuscripten, die in einem sonderbaren Bücher-Repositorium unregelmäßig aufeinandergehäuft waren, auch, wie bei einem deutschen Gelehrten, unordentlich in dem Zimmer umher zerstreut lagen. Es waren einige sehr schön geschriebene Sachen dabei. Ich äußerte den Wunsch, einen Koran zu sehen, denn die Zeit wo eine solche Aeußerung Gefahr bringen konnte, ist vorüber; allein die Bigotterie Ibrahims ließ voraussehen, daß er den Wunsch nicht erfüllen würde; er erwiederte ausweichend: diesmal wolle er mir einen Commentar des Korans zeigen, und wenn ich ihm wieder die Ehre meines Besuches schenkte, das heilige Buch selbst. Dann gaben wir ihm zu verstehen, daß es mir großes Vergnügen gewähren würde, das Innere der Moschee zu sehen. Allein sein Wakil (Stellvertreter) war nicht zu Hause und der hatte die Schlüssel. Ein Befehl von Mehemed Ali hätte ihn wahrscheinlich die Schlüssel bald finden lassen; indessen ertheilt der Pascha einen solchen Befehl nur höchst selten. Sheikh Ibra-

him haßt den Pascha und deklamirt beständig in seinen Predigten gegen dessen Neuerungen. Vor einigen Jahren, als des Paschas Macht noch nicht so befestigt war, wie jetzt, erregte Ibrahim einen Aufstand gegen ihn. Es handelte sich um einen Gegenstand der den von Swift beschriebenen „Streitigkeiten der Großendler und Kleinendler" an Wichtigkeit um nichts nachstand. Die Juden hatten sich nämlich vom Pascha das Monopol des Schlächtergewerks in Alexandrien erschlichen, so daß der Genuß des Hammelfleisches jedem Muselmanne durch das Bewußtsein verbittert wurde, daß das Thier mit einem Messer geschlachtet war, dessen Griff nur drei Nägelköpfe hatte, während es eine anerkannte Thatsache ist, daß kein Muhamedaner der Gott fürchtet und den Propheten ehrt, Fleisch von einem Thiere ißt, welches mit einem Messer geschlachtet ist, dessen Griff weniger als fünf Nägelköpfe hat. Auch ließ sich nicht erwarten, daß ein ungläubiger Jahudi *) (Jude) den Kopf des Thieres beim Schlachten, der Vorschrift gemäß, nach Mekka kehren würde. Gegen diese Enormität erhob Ibrahim seine Stimme, und so schlagend waren seine Beweisgründe, daß das Volk, zitternd um sein durch die obige Sünde gefährdetes Seelenheil, in einen wüthenden Aufruhr ausbrach. Mehemed Ali, der des Predigers Ausfälle bisher unbeachtet gelassen, sah sich jetzt genöthigt seine Autorität auszuüben und verbannte ihn nach Tunis, was das Volk schnell von seinem fanatischen Fieber heilte, denn Jeder fürchtete ein noch schlimmeres Schicksal für sich selbst. Einige Jahre hielt es Sheikh Ibrahim an seinem Verbannungsorte aus, doch wie bigott er auch war, so trug doch die Liebe zur Heimath den Sieg davon über seinen unmäßigen Eifer, und er ließ dem Pascha sagen, wenn Se. Hoheit ihm erlauben wollte zurückzukehren, so

*) Der ärgste Schimpfname unter den Muhamedanern.

möchten die Schlächter ihre Thiere ſchlachten mit welchem Meſſer ſie wollten, auch wolle er ſich nie mehr darum kümmern, ob ſie den Kopf des Thiers oder deſſen Schwanz nach Mekka zukehrten. Der Paſcha ließ die Bitte unbeachtet. Endlich kam ein engliſches Kriegsſchiff, auf dem Wege nach Aegypten, vor Tunis an, und der jetzt völlig gedemüthigte Prediger bat um die Erlaubniß, unter dem Schutze der engliſchen Flagge nach Alexandrien ſegeln zu dürfen. Da ſeiner Bitte gern willfahren wurde, lud er nach ſeiner Ankunft den Capitain zu Tiſche in ſein Haus, wo unſer Landsmann eine zahlreiche Geſellſchaft Türken fand, und bei ſeinem dankbaren Wirthe einen ſehr angenehmen Tag zubrachte. Sheikh Ibrahim führte ſeinen Gaſt bei Seite, zog einen großen Sack Geldes unter dem Gewande hervor und bat ihn, dies als ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit anzunehmen. Von dieſem Beweiſe richtigen Gefühls in einem ſolchen Fanatiker angenehm überraſcht, verſuchte der Brite ihm verſtändlich zu machen, wie es mit dem Charakter eines Gentleman unverträglich wäre, für eine Handlung der Menſchlichkeit eine Belohnung anzunehmen. Doch ſein Raiſonnement war verloren, der Muhamedaner, unbekannt mit der ſpitzfindigen Caſuiſtik civiliſirter Nationen, beſtand darauf, ein guter Dienſt ſei des andern werth, und bemerkte dabei, daß, da die Europäer Gold über alles zu ſchätzen ſchienen, ſein Gold wohl nur deshalb verſchmäht werde, weil man ihn für arm halte. „Iſt das Ihr Grund", ſagte er, „ſo laſſen Sie ſich nicht abhalten. Ich bin reich, ich habe Säcke Goldes; Ihnen habe ich's zu verdanken, daß ich nicht in Verbannung verſchmachtete, Sie haben mich unterweges wie einen Bruder behandelt, ich habe mehr Geld als ich brauche, und Wallah (bei Gott!) Sie ſollen es haben!" — „Ihr ſeid ein wackerer Mann", erwiederte der Capitain, indem er den Geldſack bei Seite ſchob, „und es freut mich außerordentlich, daß ich Euch nützlich ſein

konnte; doch von Euerm Gelde rühre ich keinen Piaster an. Gute Nacht!“

Unweit der Moschee des Sheikh Ibrahim ist der Sklavenmarkt. Die Sklaven, lauter junge Frauen und Mädchen, waren in einer Reihe elender Zellen eingesperrt, die vorn mit Matten verhängt sind, welche jedesmal, wenn ein Kunde sich zeigt, gleich einem Vorhange weggeschoben werden. Als wir den Markt besuchten, waren nur sehr wenige da, indem in der letzten Zeit keine Caravane aus Unter-Aegypten angekommen war. In der Voraussetzung, daß wir Kauflustige wären, befahl der Dschellabis den jungen Frauen, welche alle niedergekauert saßen, aufzustehen, um sich zu zeigen, was sie auch thaten, ohne dabei im geringsten Unwillen oder Niedergeschlagenheit zu äußern, wiewohl sie alle beinahe ganz nackt waren. Hübsch war nicht eine darunter, aber mehrere hatten üppige und anmuthige Gestalten, schön gerundete, sanftgespitzte Gliedmaßen, weiche glänzende Haut und eine warme Kupferfarbe. Zwei oder drei waren rabenschwarz. Die ältesten schienen 16, die jüngste nicht über 8 Jahre alt. Der höchste Preis der gefordert wurde, war 62 Dollars.

Am 20. November besuchten wir Ibrahim Paschas Gärten. Auf dem Wege dahin sahen wir eine Anzahl Arbeiter Sr. Hoheit damit beschäftigt, die Felsen durch Pulver zu sprengen, um in einige untergeordnete Catacomben zu gelangen. Um die Gärten zieht sich eine aus hohem Schilf bestehende Hecke. Der Boden ist, ungefähr nach französischer Art, in große viereckige Beete ausgelegt, welche von zahlreichen breiten Pfaden durchschnitten sind, auf deren beiden Seiten Akacien-, Mimosen-, Pfirsich- und Orange-Bäume stehen. An dem einen Ende des Gartens, unweit dem Sakia, ist ein hübscher Kiosk mit einer Terrasse davor, auf welcher man den See Mareotis, den Canal und die prächtige grüne Fläche der neuen Anpflanzungen in diesem

Theile der Umgebung Alexandriens überblickt. Es heißt, daß diese Gärten stets dem Publikum geöffnet bleiben sollen. Unweit des Wasserrades blühten einige kleine Blumen, die letzten des Jahres. Sie waren von glänzender Farbe, aber schwachem Geruch, und ließen nur um so mehr die Abwesenheit des Frühlings bedauern.

In der Nähe des Gartens lagen die Weinberge, wo der von den Alten so sehr gepriesene Mareotische Wein wuchs. Da es jedoch überall in Aegypten an jenen sanften Anhöhen fehlt, welche für das Gedeihen des Weines so unentbehrlich sind, so mag das Lob, welches die Alten dem genannten Weine spenden, auf Rechnung des Mangels an Erfahrung zu schreiben sein. Alle vorzüglicheren französischen Weine wachsen auf Hügeln, die in den Ebenen gezogenen, selbst dicht am Fuße der Goldküste, sind wässeriger, und das waren wohl die ägyptischen Weine auch, wiewohl das Clima dem Rebenstocke eben so günstig ist, als die sandige Beschaffenheit des Bodens.

(Fortsetzung folgt).

XIV.

Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste.

(Fortsetzung).

9.

Formosa — Holländische Missionen — Wän-gän — Schintän — Hafen Fu-tschau — Stadt — Bibeln dem Kaiser überschickt — Kriegs-Dschunken — Muhamedaner — ärztliche Arbeiten — Reis — eingeborne Christen — Abreise von Fu-tschau.

Am 11. April früh Morgens sahen wir die flache Küste von Formosa vor uns. Diese Insel, welche berühmt geworden, seit

ſich in einigen Gegenden derſelben die Holländer angeſiedelt haben, iſt gegenwärtig die Kornkammer für Fuhkien. Sie liefert eine große Menge Reis und viel Zucker. Bekannt iſt der formoſaniſche Kampher und in ganz Europa geſucht. Den größeren Theil der Inſel haben die Chineſen ſich unterworfen, und nur den öſtlichen Strich, jenſeits der Hügelkette, welche die Inſel durchſetzt, den Urbewohnern übrig gelaſſen. Dieſe ſollen ein gutmüthiger Menſchenſchlag ſein, wenn man ſie nicht reizt, unverſöhnlich aber, wenn einmal in Wuth verſetzt. Wir können nur von Hörenſagen melden, denn uns iſt keiner von ihnen zu Geſicht gekommen. Der wachſende Wohlſtand der Inſel hat durch häufige Empörungen äußerſt gelitten. Die Coloniſten, meiſt Leute aus Fuhkien, haben ſich's ſauer werden laſſen, ein kleines Beſitzthum zu erwerben. Die Mandarinen aber, welche dort nicht unter der unmittelbaren Controlle ihrer Oberen ſtehen, meinten, die Einwanderer, als Hefe des Volks von China, ungeſtraft bedrücken zu können. Andererſeits hielten die Coloniſten ſich für berechtigt, mehr zu gelten als im Mutterlande ihnen möglich war, und ſetzten Widerſpenſtigkeit der Härte entgegen. Der Geiſt des Aufruhrs ward durch den günſtigen Erfolg vieler Empörer genährt. Wenn ſonſt nichts übrig bleibt, ziehen ſich dieſe in die Gebirge zurück und behaupten ſich daſelbſt gegen die zahlreichen Truppenmaſſen, welche der Kaiſer ſie zu bändigen ausſchickt. Der Handel mit dem ſehr fruchtbaren Eilande iſt äußerſt lebhaft und wird von den Kaufleuten aus Fuhkien beſonders unterhalten. Eigene Dſchunken hat die Inſel nicht; die dahin gehenden Fahrzeuge gehören den Aemoy-Kaufleuten.

Die Holländer hatten in der erſten Zeit ihrer Eroberung mit großem Eifer und Erfolge das Chriſtenthum auf Formoſa zu verbreiten angefangen. Seitdem muß die chineſiſche Herr-

ſchaft alle Spuren wieder verlöſcht haben. Wir fanden, trotz aller Bemühungen, nicht die geringſte Kunde davon.

Sehr viele Fiſcher kamen zu uns, ſobald wir vor Anker gegangen waren. Sie zeigten ſich nicht im Geringſten mißtrauiſch, begegneten uns vielmehr wie alten Bekannten, und verſprachen, einige Kaufleute von unſerer Ankunft zu benachrichtigen. Nach Büchern hatten ſie große Begierde, und kamen ſchaarenweiſe an Bord, um ſich welche auszubitten. Was man ihnen gab nahmen ſie mit vieler Dankbezeigung an, und verſprachen fleißig darin zu leſen.

Wir ſtiegen nachher ans Land und nahmen die Küſte in Augenſchein, welche ganz angeſpülter Boden ſchien. Die See weicht ſo beträchtlich vom Lande zurück, daß viele ſonſt brauchbare Häfen jetzt ſelbſt kleinen Dſchunken unzugänglich ſind. Mangel hat Formoſa immer an Häfen gehabt, und große Schiffe waren ſelbſt bei der Hauptſtadt genöthigt, in weiter Entfernung von der Küſte, nächſt dem Fort Zilandia vor Anker zu gehen; ſeit kurzem aber iſt ſoviel Vorland dazu gekommen, daß große Bänke längs der ganzen Küſte ſichtbar geworden ſind, und nun die Annäherung gefährlich machen. An dem Platze, den wir beſuchten, Wuties-Kiäng, lagen mehrere Dſchunken zur Ebbezeit mit kaum 2 Fuß Waſſer am Ufer. Auf dem ſchwarzſandigen Boden ſieht man, ſo weit das Auge reicht, keinen Strauch, keinen Grashalm. Karren mit Rädern ohne Speichen, die von Büffeln gezogen werden, dienen zum Transport der Waaren zu den Dſchunken hin. Das Dorf iſt ſehr klein; es wohnen aber einige Handels-Agenten darin, welche zwei Tagereiſen weiter im Innern ihre Häuſer haben. Sie haben dort auch Hanf zur Ausfuhr. Einige Agenten oder Schreiber der Mandarinen ſah ich, welche als Aufſeher über die Ausfuhr fungirten. Das Volk, obgleich von dem Verkehr mit Europäern fern gehalten, verrieth

große Theilnahme für alles was unser Schiff und Land betraf. Ihre Fragen waren sehr angemessen und wurden fortgesetzt, bis sie über Alles befriedigende Auskunft erworben hatten.

Einige Eingeborne machten sich auf, um Kaufleute, die im Distrikt Kie-e ansäßig waren, herbeizurufen. Die Hauptstadt dieses Distriktes ist groß und liegt an einem Strom, welcher sich in den See bei Wutieo-Kiäng (unter 23° 38′ Breite und 120° 21′ Länge) ergießt. Wir erwarteten die Kaufleute zwei Tage lang, sie kamen aber nicht. Endlich sahen wir die Schreiber der Mandarinen an Bord steigen mit Geschenken von Obst und Thee. Indem sie sich nach den Preisen unserer Waaren erkundigten, machten sie uns Hoffnung, daß jene handeln würden. Wir konnten aber nicht länger warten, und gingen unter Segel.

15. April. Wir wären bei der Insel Nän-sih, welche zum Distrikt Fuhkien gehört, beinah auf den Strand gerathen. Mehrere Dschunken lagen im Hafen vor Anker, von denen wir einige besuchten. Man rieth uns nach Schäng-hä in Kieng-nän zu gehen, wo wir für unsere Waaren einen offenen Markt finden würden. Die Leute waren mittheilend. Am Orte fürchteten sie, würden wir kein gutes Geschäft machen können, da die Eingebornen an Hungersnoth litten. Woher sollten sie Geld nehmen, um Tuch zu kaufen?

16. April. Wir fuhren in die Haetän-Passage ein, welche ein Labyrinth von Inseln und Felsen zwischen der Fuhkien-Küste und der großen Insel Haetän enthält. Wir streiften fast an eine Klippe und entkamen nur noch mit genauer Noth. Wenige Schiffe sind durch diese Straße gesegelt, und keines sollte es, kleine Fahrzeuge ausgenommen, ferner wagen. Als wir bei Wängän vor Anker gegangen waren, legte sich ein Fischerboot neben uns, aber die Mannschaft desselben getrauete sich nicht so-

gleich

gleich zu uns an Bord. Wir baten sie sehr, ihre Fische uns zu verkaufen und sie ließen sich endlich ermuthigen. Kaum hatten sie sich auf dem Verdecke ein wenig umgesehen, so schwand ihre Furcht und ihre Zungen wurden frei. Sie hatten noch nie ein Schiff gesehen und waren voll Staunens über seinen mächtigen Bau. „Was für ein Volk!“ war ihr beständiger Ausruf. In der Cajüte bewunderten sie die schöne Ordnung und die Tapeten. Kaum konnten Wilde von den stillen Inseln mehr Erstaunen und mehr Neugier zeigen. Sie erboten sich sogleich, Beamte vom Zollhause für unsere Ladung herbeizuholen und eilten dann nach Haus, um von den wundervollen Dingen zu erzählen, welche sie gesehen hatten.

17. April. Wir hörten Schüsse während der Nacht, das Zeichen, daß Kriegs-Dschunken sich näherten. Früh am Morgen erhielten wir Besuch von dem Contre-Admiral, einem alten stumpfen Opiumschmaucher, der sich ohne allen Anstand und selbst pöbelhaft benahm. Sein Begleiter, ein Mandarin von krystallenem Mützenknopf gab zu verstehen, daß der häufige Opiumgenuß den Mann um seinen gesunden Sinn gebracht habe. Deshalb wurde es denn auch mit seinem groben Betragen nicht zu genau genommen. Herr Lindsay schenkte Beiden einige Malereien, worüber sie große Freude hatten. Der Unter-Mandarin machte sich noch anheischig einige Käufer herbeizuschaffen.

Nächst unserm Ankerplatz liegt die jetzt verfallene Stadt Schintän. Wir erstiegen einen Hügel, welcher die Umgegend beherrschte. Oben fand sich eine Fläche und etliche mit unbekannten Charakteren beschriebene Steine, welche schon Jahrhunderte alt schienen. Die Eingebornen hatten mit dem hartnäckigsten Fleiße jeden Winkel Erde bebaut und ihre Kunst im Bewässern der Bergterrassen mußten wir bewundern. Die Stadt

ſelbſt iſt groß, gegenwärtig aber wenig bevölkert, da die Piraten ſie zerſtört haben. Wir ſahen einige Läden und vertheilten einige Bücher. Dicht am Ufer, beim Eingange der Stadt, ſteht eine zierlich aus Granit erbauete 70 Fuß hohe Pyramide, welche aus der Ming-Dynaſtie herrührt. Wir gingen hinein; je mehr wir ſie betrachteten, deſto mehr mußten wir die Arbeit an derſelben und ihre Dauerhaftigkeit bewundern. Ganz vorn ſteht ein alter Tempel, der ſchon ſehr zerfallen iſt. Viele ſteinerne Buddhabilder mit Negerköpfen, denen von Siam ganz ähnlich, wurden bemerkt. Der Tempel ſchien aber gänzlich verlaſſen. Nachmittags beſuchten wir den jungen Mandarinen, der an Bord geweſen war. Er hatte ſich eben vom Opiumrauchen erhoben, und war davon ſo betäubt, daß er ſein Verſprechen, uns Käufer zu beſorgen, gänzlich vergeſſen hatte. Seine Dſchunke ſchien ein Neſt voll Opiumraucher, denn das ſämmtliche Schiffsvolk folgte eifrig dem Beiſpiel des noblen Capitains. Unſere Schiffe, ſagte er uns, hätten ſchon vor einem Jahrhundert nach dieſem Platze gehandelt. Seine Unterhaltung war durchaus höflich, aber bekundete den Mangel aller moraliſchen Grundſätze. Er ſchien ſich des elenden Ausſehens ſeiner Dſchunke im Vergleich zu unſerm Schiffe ein wenig zu ſchämen; er hatte einige eiſerne Kanonen, die in ſehr ſchlechtem Zuſtande zu ſein ſchienen.

Mehrere Kaufleute, die gern an Bord kommen wollten, wurden von den Mandarinenböten verfolgt, entkamen aber durch ſchnelle Flucht. Wir kehrten zum Schiffe zurück, und ſahen unter Weges ein Fiſcherboot, welches die Mandarinenböte am Tau hatten. Später erfuhren wir zu unſerer größten Betrübniß, daß die armen Leute gefangen genommen worden, weil ſie uns zu nahe gekommen wären; ſie werden gewiß nicht minder hart als die Leute von Nemoy gezüchtigt werden; es iſt uns leid, daß wir ſie nicht gerettet haben. Während der Nacht feuerten die

Kriegs-Dschunken unabläſſig und warfen Raketen auf. Beides thaten wir ihnen mit gutem Effekte nach.

18. April. Eine anhaltende Windſtille bannte uns inmitten der Inſelgruppe feſt. Unſere Lage war, da wir keine Karten von dieſer verworrenen Paſſage hatten, recht gefährlich. Das Hintertheil des Schiffes hatte nicht drei Klafter Tiefe und wir wußten nicht, wie wir loskommen ſollten. Wir beſuchten inzwiſchen die Einwohner eines Fiſcherdorfes, dem gegenüber wir vor Anker lagen. Die Leute waren Anfangs ſchüchtern, wurden aber zutraulich, ſobald ſie unſere friedlichen Abſichten erkannten. Die Einrichtung unſerer Vogelflinten erregte ihre Bewunderung und machte ſie Anfangs glauben, daß es unſere Opiumpfeifen wären, ſo abweichend ſind ihre Gewehre conſtruirt. Ihre Gaſtfreundlichkeit ſtand in wunderlichem Gegenſatz zu ihrer Armuth; ſie nöthigten uns in ihre ſchmutzigen Löcher und theilten ihre dürftige Abendmahlzeit mit uns. Ich ſchenkte ihnen Bibeln. Reis wurde ihnen für Fiſche abgelaſſen und ſie hatten eine große Freude über dieſe lang entbehrte Speiſe. Der Rauch, den wir gleich nach geſchloſſenem Handel überall aufſteigen ſahen, bewies uns, daß wir ihnen ſo wohlfeil ein Feſt gemacht hatten.

Am 19. dauerte die Windſtille noch fort und es blieb nichts übrig als uns in Geduld zu ſchicken. Mehrere Fiſcherböte legten bei uns an, um Reis einzutauſchen, und freuten ſich ſehr über den vortheilhaften Handel. Aber auf dem Heimwege fielen ſie den Mandarinen in die Hände, welche ſie ans Schlepptau nahmen und vermuthlich zu harter Züchtigung für ihren Verkehr mit Barbaren abführten. Ein ſehr höfliches Billet, welches uns einlud ans Land zu kommen, ward uns an Bord gebracht. Wir dachten uns unter dem Abſender einen ſehr bedeutenden Mann, fanden aber nur einen armen Pfandleiher. Er gab ſich eine wichtige Miene und that ſo als läge ihm ob, der Regie-

rung unſere Ankunft zu melden. Uebrigens war er überaus höflich und ein Mann von geſundem Verſtande. Das größte Glück des Tages war, daß wir aus unſerer Klemme in die offene See entkamen.

Am 21ſten landeten wir auf der Pih-kiun-ſchän-Inſel, die nicht weit von dem Hafen Fuh-tſchau liegt. Die Fruchtbarkeit der Inſel ſetzte uns in Erſtaunen, da wir ſeither immer nur dürre Striche geſehen hatten; doch hatten die Einwohner den Boden nicht nach ſeinen Kräften, ſondern faſt nur zu Weideplätzen für ihre Ziegen benutzt. Die dortigen Wohnungen waren nichts als elende ſchmutzige Höhlen. Die Leute darin hatten wilde Phyſiognomien, und gaben das ſchönſte Bild eingefleiſchter Piraten. Ihre Mundart wich von allen bis dahin Gehörten ſehr ab. Doch konnten ſie ſchreiben und ſo war Verſtändigung mit ihnen möglich; ich gab ihnen auch einige Bücher. Auf dem Wege nach Fuh-tſchau, der bedeutendſten Stadt in Fuhkien, begegneten uns mehrere Kriegs-Dſchunken, die man ohne Zweifel auf uns ausgeſchickt hatte. Als wir zufällig unſer Fernglas gegen eine derſelben richteten, erſchrak die Mannſchaft dermaßen, daß ſie ſich ſämmtlich unter dem Verdeck verkroch und nicht eher wieder hervorkam, als bis ſie ſich außer Gefahr dünkte. Sie mögen wohl das Glas für eine Kanone gehalten haben.

Am 22. April, dem Oſtertage, erreichten wir den Hafen Fuh-tſchau. Die ganze Atmoſphäre war ſo in Nacht gehüllt, daß man nicht um ſich ſehen konnte; doch hatten wir gute Piloten an Bord, die uns ſicher in den Hafen brachten. Wir ſind, ſomit in denjenigen Diſtrikt gelangt, welcher dem europäiſchen Handel den meiſten Thee liefert. Nach allen Seiten hin liegen die Theehügel. Der Boden bringt nicht Reis genug hervor für den ſtarken Bedarf, aber die Einfuhr an dieſem Artikel und an Baumwolle wird überſtiegen von der Ausfuhr in Bau-

holz, Bambu und Thee. Die ganze Gegend ist sehr romantisch. Wellige Hügelketten, theils nackt theils angebaut, terrassenförmig ansteigend, geben ein malerisches Bild, dessen schönster Schmuck der breite schiffbare Strom ist, bis zur Hauptstadt hinauf. Alte Ruinen, klassische Trümmer hat man da nicht, aber eine Fülle frischer chinesischer Kunstthätigkeit und Betriebsamkeit in allen ihren mannigfaltigen Gestalten. Zahlreiche Dörfer und Weiler säumen, oft in schönster Lage, den Strom. Vor Zeiten handelten die Holländer nach diesem Hafen; davon ist jetzt fast die Erinnerung im Volk verschwunden. Die Einwohner staunten daher über unsere Ankunft. Kaum lagen wir vor Anker, so besuchten uns Leute aus dem nächsten Dorfe, fragten nach allerlei Kleinigkeiten, forschten aber dabei über unsere Waaren-Preise uns aus und luden uns in ihr Dorf ein. Die Umgegend gewann durch eine Abwechselung von reichen Weizenfeldern, kahlen Felsen und Sandflächen ein eigenthümliches Ansehen. Wir besuchten unsere neuen Freunde in ihren Häusern und hatten lange Unterredungen mit ihnen, vornehmlich über den Handel. Unsere Bücher nahmen sie mit herzlicher Freude an und lasen sehr eifrig darin. Nachdem wir durch das Dorf gegangen und noch über ein Paar Felsen gestiegen waren, wollten wir eben zurückkehren, als ein Kaufmann uns dringend zu dem Abendessen einlud, welches er für uns in einer öffentlichen Halle bereit hielte. Wir gingen dahin und speisten sehr gut, mitten unter einer großen Menge des Volks, welches äußerst vergnügt war, uns zu Gästen zu haben und uns zum Zulangen unablässig ermunterte. So befanden wir uns sehr wohl unter diesen lustigen Leuten, welche von dem Grundsatze der Mandarinen, Fremde als Feinde zu behandeln, fern waren.

Am 24. April steuerten wir umher und suchten Fuh-tschau, dessen Lage wir nicht kannten. In einer kleinen Bucht sahen

wir eine Kriegs-Dschunke vor Anker; wir hatten schon gehofft den lästigen Aufpasser gänzlich los zu sein. Die schönen Ufer mit Dörfern bedeckt, erinnerten an den Rhein. Bei der Mündung eines andern Flusses, den wir bald erreichten, lag ein Dorf, und zu beiden Seiten desselben demontirte Forts, ohne Garnison. Sobald der Mandarin am gegenüber liegenden Ufer unserer ansichtig ward, ließ er uns sogleich befehlen umzukehren, und da wir nicht zu gehorchen Miene machten, suchte er uns durch eine fürchterliche Gong-Musik abzuschrecken. Er sah, daß auch dies ihm nichts half, und war genöthigt, uns den übrigen Böten, welche uns schon verfolgten, zu überlassen. Nach und nach kehrten diese, da sie uns nicht einholen konnten, nach ihren Stationen zurück. Jenseits des Mingan-Flusses sahen wir kein einziges mehr, und konnten uns ungestört über die Wasserfälle freuen, welche von den Felshöhen herabrauschten. Weiterhin lag ein Eiland, mitten im Strome. Auf dem linken Ufer stand eine große Pagode. Hohe thürmende Hügel, bis zum Gipfel angebaut, bildeten den Hintergrund. Es gingen viele Dschunken hin und wieder, und wir vertheilten von unsern Büchern.

Der Strom, welcher eine Breite von zwei Meilen angenommen, theilte sich nunmehr in zwei Arme, davon der nördlichste und größeste nach Fuh-tschau führt. Wir steuerten auf einen ganzen Wald von Dschunken los, den wir in einiger Entfernung sahen, und nahe bei der Stadt vermutheten. Die Stadt enthüllte sich mehr und mehr unsern Blicken. Die kleinen Schiffe waren Küstenfahrer aus der Provinz Schi-kiäng und führten Bauholz und Bambu. Eine große steinerne Brücke, roh aber fest gebaut, überjochte den ganzen breiten Strom. Die Eingebornen strömten von allen Seiten herzu, durch den neuen Anblick eines fremden Schiffes angelockt. Wir begaben uns eilig an das Ufer, machten uns leicht Bahn durch die drängenden

Haufen, deren Höflichkeit nicht geringer war als ihre Neugier und fragten uns zu dem Gouverneur hin, an welchen wir eine Eingabe aufgesetzt hatten. Wir gingen durch eine sehr lange Straße, welche auf beiden Seiten mit reich versehenen Läden besetzt war. Viele Häuser waren geräumig und bequem, zwar nur von Holz, aber in einem geschmackvollen chinesischen Styl erbaut. Der Neugier des Volks, welches uns mit Fragen bestürmte, suchten wir durch Vertheilung eines Aufsatzes: „Ueber die englische Nation" zu genügen. Kein Mittel zur Beförderung eines freundlichen Verkehrs zeigte sich so wirksam als dieses. Es dauerte lange, ehe wir das Thor der Stadt erreichten, von wo wir uns langsam zum Hiin-Amte hinbegaben. Ein Haufe von neugierigen Polizeidienern umringte uns sogleich und überschwemmte uns mit seinen alltäglichen Fragen, bis endlich ein ernsthafter Mandarin dazu kam, der mit gesenkten Augen nur die allernöthigste Auskunft verlangte. Darauf wies er uns in einen kleinen Tempel mit der Versicherung, daß etwas zum Abendessen bereitet werden sollte. Einstweilen bot man uns ein wenig warmes Wasser an. Kaum waren wir damit fertig, so erschien ein Diener mit einer Fackel und schrie seinen Cameraden zu, sie sollten uns in ein anderes Haus zum Speisen bringen. Schnell hatten diese sich insgesammt mit Fackeln versehen, und liefen mit uns in hastigen Schritten wieder durch das Stadtthor und durch die lange Straße. Wir begegneten unter Weges einem seltsam herausgeputzten Aufzuge, der vermuthlich eine Prozession zu Ehren irgend eines Gottes vorstellte, denn ein großes Götzenbild wurde von dem gelb gekleideten Volke getragen. Unsere plötzliche Erscheinung, mitten unter dem Zuge, brachte sie in Verwirrung. Wir gingen aber eilends hindurch, müde und hungrig wie wir waren, denn wir hofften nun, eine gute Wohnung und Bewirthung zu finden. Wie groß war

daher unser Erstaunen als wir uns plötzlich von einer Schaar Mandarinen umringt sahen, welche uns auf die gröbste Weise befahlen, sogleich unser Boot zu besteigen und abzufahren. Hwäng, ein bürgerlicher Mandarin von weißem Kristallknopfe, ließ nicht ab, uns seine Machtsprüche in die schon davon vertäubten Ohren zu schreien. Sie erzwangen gleichwohl die Befolgung ihres Befehls, indem sie uns bis an den Rand des Wassers drängten, und uns so keine Wahl ließen, als entweder in das Boot oder ins Wasser zu treten. Sie hörten dabei nicht auf, sich zu verwundern, daß wir ohne Führer den Weg in die Stadt gefunden, und bildeten sich ein, ich und noch ein junger Mensch hätten als Führer gedient, uns beide hätten sie aber schon vor einiger Zeit am Orte gesehen, wobei sie uns mit einem Paar Matrosen verwechselten, welche in der Nähe von Haetän verschlagen und nach Fuh-tschau gerathen waren.

Als wir uns endlich über ihre ungastliche Behandlung beschwerten, und darauf bestanden Quartiere zu erhalten, versprachen sie, uns in einem Boote Unterkommen zu verschaffen. Dies fanden wir aber mit Menschen überfüllt, und nichts auf unsere Ankunft vorbereitet. Wir gingen deshalb in das Zollhaus, welches ein sehr luftiges Gebäude war. Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende. Hwäng quälte sich, uns nach einem Tempel zu locken, wo er seine Mit-Mandarinen zu einem Gericht über uns versammelt hatte. So gelang es ihm, uns wieder um das Quartier zu bringen, aber uns für die Nacht auf offener Straße zu placiren gelang ihm nicht. Nach einer langen fruchtlosen Debatte fingen wir in aller Ruhe an, uns in dem Zimmer, wo unsere verunglückten Richter saßen, bequem zu machen. Zur Sicherheit stellten wir eine Schildwache vor die Thür; der Posten durfte aber nur eine Viertelstunde unterhalten werden,

denn alle Mandarinen zerſtreuten ſich voll Scham über ihre mißlungene Liſt.

Am 25ſten ward ich durch ihre Ankunft Morgens aufgeweckt. Hwäng fragte in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken nach unſern Büchern. Als wir ihn hierüber zufriedengeſtellt, ſuchte er mir nochmals aufzudringen, daß ich ein Chineſe ſei, und bat mich ſehr huldvoll, den Inhalt unſers Bittgeſuchs aufzuzeichnen, damit er es dem Gouverneur überreichen könnte. Da wir jedoch einer perſönlichen Audienz wegen gekommen waren, ſo dankten wir ihm für ſeine Dienſtwilligkeit. Hatte man uns geſtern Abend mit warmem Waſſer und Confect bewirthet, ſo bot man uns heut an, auf einem Boote zu frühſtücken; am Lande eſſen wollte man uns als Barbaren unter keinerlei Umſtänden erlauben. Doch gingen wir auf den Vorſchlag nicht ein, ſondern beſahen die vorerwähnte ſteinerne Brücke. Sie iſt etwa 420 Schritt lang, auf mächtigen Granitpfeilern erbaut und Wän-tſchau (Myriaden Zeitalter) geheißen. Sehr roh aufgebaut und mit allen Mängeln einer unvollkommenen Technik, iſt ſie doch eine der berühmteſten Brücken im Lande. Wenigſtens verdient ſie das Lob der Dauerhaftigkeit, umſomehr wenn man ihre große Länge, den reißenden Lauf des Stromes und die Vermeidung jedes Gewölbes in Anſchlag bringt.

Da uns die Mandarinen überall nur läſtig wurden, gingen wir ihnen aus dem Wege und beſuchten andere Theile der Stadt. Wir machten eben Vorbereitungen zur Einſchiffung, als unſer Freund Hwäng in einem großen Boote erſchien und uns zu ſich an Bord lud. Wir hatten aber zu viele Beweiſe von ſeiner ſtudirten Unverſchämtheit, um uns weiter mit ihm einzulaſſen. Eine große Dſchunke von Sutſchau lag im Hafen, deren Mannſchaft begierig war mit uns zu verkehren, und uns Freundlichkeit erwies.

Wir gingen noch die Küste entlang und hatten unsere Freude an dem schönen Lande und den prächtigen Aussichten, welche uns für das mühevolle Klettern über manchen Abhang reichlich entschädigten. Wir theilten mehrere Bücher an begierige und dankbare Leser aus. Ein Botaniker würde gewiß ein Feld für reiche Lese gefunden haben; zum Unglück war kein solcher unter uns. Viele Personen näherten sich uns, und fragten nach den Preisen unserer Waaren.

Die Eingebornen sprachen mit Bewunderung von Mingan, einem Fort, welches auf einer Höhe stand; wir stiegen auf Granitstufen hinan und befanden uns wirklich auf einem der köstlichsten Punkte. Die Festungswerke waren terrassenförmig aufgebaut; etliche große Bäume überschatteten die abhängigen Seiten der Höhe; oben und im Thal prunkten Gärten und die Stadt lag am Fuße des romantischen Berges. So oft wir eine Terrasse höher stiegen, öffnete sich den erstaunten Blicken eine neue zauberische Aussicht, und von dem Gipfel übersahen wir eine Menge von Gärten und Anpflanzungen. Auf unserm Wege zur Stadt hinab, umringten uns die neugierigen Eingebornen und muntern Kinder. Als wir sie verließen, kamen einige Mandarinenböte zu unserer Eskorte, um uns zu beschützen, wie sie sich ausdrückten. Wir waren noch nicht weit, als eines der Böte sich näherte und einige Anstalten machte, mit uns in Handel zu treten, durch die plötzliche Annäherung eines zweiten aber daran verhindert wurde.

26. April. Herr Lindsay und der Capitain sorgten dafür, daß die ungerechte Bestrafung der Eingebornen, welche sich uns nähern möchten, hier nicht wiederholt werden sollte, wie in Aemoy. Der Mandarin des Distrikts, ein höflicher und verständiger Mann, machte uns seinen Besuch. Er hatte Auftrag vom Gouverneur von Fuhkien erhalten, eine Anzahl unserer christlichen

Bücher zur Ansicht des Kaisers zu verschaffen. Ich hoffe Segen von der Verbreitung christlicher Lehren nach Pecking. Tacokwäng hat sich dem Papstthum niemals feindlich erwiesen. Seine Edikte gegen Sekten und Ketzer in seinen Landen thun der Christen nicht einmal Erwähnung.

Ich fing an diesem Tage an viel Kranke zu behandeln, wogegen selbst die Mandarinen nichts einwenden durften.

27. April. Es kam eine Verstärkung von Kriegs-Dschunken an, und sogleich änderte sich das Benehmen der Mandarinen. Sie hatten versprochen das Volk frei an Bord zu uns kommen zu lassen. Plötzlich droheten sie jedem der es wagen würde und uns selber. Wir brachten deshalb unsere Beschwerde beim Admiral an, und dieser versprach Abhülfe. Gegen Abend drängten sich die Dschunken dicht an uns. Wir verlangten, der Admiral solle dem Schiffe Raum genug zum Wenden mit der Fluth lassen, aber er kehrte sich nicht daran. Da schickte der Capitain einige Leute an Bord der Dschunke und ließ ihm das Ankertau durchhauen. Dies verbreitete allgemeine Bestürzung und am folgenden Tage hatte sich die ganze Flotte auf den Strom zurückgezogen.

Gleich darauf besuchten uns am 29sten viele Handelsleute und Patienten. Yäng, der Mandarin des Orts, kam Schadenersatz zu fordern. Er war ein Muhamedaner, aus der Provinz Szi-schun, und schien von den Lehren des Koran einiges zu wissen, denn er hütete sich sehr sorgfältig vor Schweinefleisch, und führte einige arabische Sprüche im Munde, die aber sein chinesisches Organ nicht aufs beste herausbrachte. Er war sehr erfreut, unter den Matrosen einige Leute seines Glaubens zu finden. Er wollte kein Heide heißen, war aber in der Moral nicht besser, als seine heidnischen Landsleute gerüstet. Er versicherte, ein Muhamedaner löge niemals und schwur dazu:

„Gottes Donner schlage mich!“ während er die tollsten Unwahrheiten auskramte. Ich zog über die chinesischen Mühamedaner Erkundigungen ein. Die meisten scheinen von türkischen Stämmen im Westen von China abzustammen. Zahlreich waren sie nie, und nie von Einfluß bei der Regierung. Obgleich sie behaupten, unter keinen Umständen Götzendiener zu sein, können sie dies im Staatsdienste doch nicht ganz vermeiden, da bei Festen jeder Mandarin im Tempel erscheinen und niederfallen muß. Sie pflegen sich damit zu entschuldigen, daß ihr Herz nicht dabei sei, sondern, daß sie es bloß als ein landesübliches Herkommen betrachten.

Wir wurden an diesem Tage zur Anhörung einer Antwort auf unser an den Vicekönig von Fuhkien abgesandtes Bittschreiben eingeladen. Wir fanden eine Anzahl Mandarinen in einem Boote, welches einer militairischen Station, Namens Tängo gegenüber lag, und unter ihnen den Adjutanten Sr. Excellenz. Wir erhielten aber keine Antwort auf unser eigenes Schreiben, sondern vielmehr auf einen Bericht, welchen ein Kriegs-Mandarin über dasselbe dem Vicekönig eingereicht hatte. Der Bescheid war kurz, des Inhalts, es wäre den Barbarenschiffen verboten dahin zu kommen, und kein Thee dürfte über See ausgeführt werden.

Wir setzten daher eine neue Bittschrift auf und baten unterthänigst um unmittelbare Beantwortung unsers eingenen Gesuchs.

Inzwischen beschäftigte ich mich mit Heilung der Kranken, welche von allen Seiten herzuströmten. Sie waren mit Hautausschlägen und Augenübeln behaftet. Viele litten an Herzklopfen, andere an Asthma, nicht Wenige an Husten. Manche hatten heftige Schmerzen und waren sehr dankbar, wenn sie Erleichterung spürten. Zahlreiche Geschenke und herzliche Dank-

briefe liefen ein, oft mehr als hundert des Tages; und die Zahl wäre noch größer gewesen, wenn ich Zeit genug gehabt hätte, Allen die sich meldeten, Gehör zu geben. Auch nach unsern Büchern war außerordentliches Verlangen. Ich besuchte die anliegenden Dörfer und fand bequeme aber unsaubere Häuser. Auch das Volk schien schmutzig gewöhnt, woraus die vielverbreiteten Hautausschläge sich erklären. Sie waren alle freundlich und gesprächig. Gewöhnlich fanden wir in jedem Dorfe einen mit Sorgfalt gebauten Tempel, der aber am seltensten dem religiösen Zwecke, meist nur als Schaubühne diente.

2. Mai. Wir warteten vergeblich auf eine Beantwortung unsers Gesuchs und sahen nun, daß man uns nur hinhielt, bis sich die Gelegenheit fände, uns leer wegzuschicken. Endlich gab sich sogar Yäng, sonst unser täglicher Gast, nicht mehr die Mühe uns zu besuchen und zuzureden. Es wurden vielmehr zwei sehr drohende Edikte gegen uns erlassen, welche Jedermann verboten an Bord zu uns zu kommen. Dies war ein Treubruch, da sie uns schon ausdrücklich freien Verkehr zugesichert hatten. Wir beschlossen daher ohne Weiteres in den Hafen oder vielmehr in den Fluß einzulaufen.

3. Mai. Dieser Beschluß hat sogleich seine Folgen. Die Mandarinen werden nachgiebig und geben den Handel wieder frei; Patienten kommen täglich in großer lärmender Menge und die Nachfrage nach Büchern nimmt zu. Unser Handel fängt an eine günstige Gestalt zu gewinnen, so daß wir mit unserer Lage einigermaßen ausgesöhnt werden. Nach Beendigung unserer Tagesgeschäfte, welche 8 bis 10 Stunden hinwegnehmen, besuchen wir bisweilen die ausgedehnten Reisfelder, in deren Anlage das Volk des Landes viel Geschick zeigt. Dem chinesischen Bauer ist die Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses sein Haupt-Augenmerk. Er baut nicht Getraide und mancherlei Ge-

müſſe, ſein Reis genügt ihm, damit iſt jeder Winkel bepflanzt, ſo lange es warm iſt; in der kalten Jahreszeit tritt Weizen an die Stelle, denn es giebt zwei Ernten jährlich.

Reis iſt die tägliche Speiſe, faſt ohne irgend eine Abwechſelung. Fleiſch genießt das Volk der unteren Stände ſelten, faſt nur an Feiertagen; und ſelbſt die Vornehmen ſind damit ſparſam. Kein Chineſe der ſüdlichen Provinzen läßt eine Mahlzeit gelten, bei welcher er nicht die hinlängliche Quantität Reis zu ſich genommen. Sogar die großen Schmäuſe, wo vielerlei Gerichte abwechſeln, werden mit Reis beſchloſſen. Gartenbau hat wenig Reiz für ſie; ſie lieben Blumen, ziehen aber die künſtlichen den natürlichen vor. Künſtliche Blumen werden von Frauen und Mädchen aller Stände als Haarſchmuck getragen.

Heute erhielten wir ein mit rother Tinte geſchriebenes Blatt, worin Jemand uns Seiner ergebenſten Freundſchaft und der Sorge um unſere Wohlfahrt verſicherte, weil einige ſeiner Vorfahren durch Leute unſerer Nation einſt aus dem Waſſer gerettet worden wären. Er hatte gehört, daß wir in Todesgefahr ſchwebten falls wir kühn genug ſein würden, weiter vorzudringen, oder hartnäckig genug, auf dem Fluſſe zu bleiben, daß unſer Untergang verhängt und nur von dem Tartaren-General, der mit der Blutarbeit beauftragt ſei, aus Meinungsverſchiedenheit noch aufgeſchoben worden.

Trotz der Drohung fanden wir nicht den leiſeſten Widerſtand. Die Mandarinen waren freundlich und unterwürfig, die Soldaten ſtahlen ſich hinweg aus unſerm Wege und alles blieb vollkommen ruhig. Das Volk war erfreut und beeiferte ſich, das Freundſchaftsband mit uns enger zu knüpfen. Sie ſchickten Höflichkeits- und Empfehlungsbriefe in Menge und kamen ſelbſt, ihre freundſchaftliche Geſinnung uns auszudrücken. Man erkannte, daß das Volk geſellig genug und nur durch die

Tyrannei seiner Regierung menschenfeindlich gemacht hat. Die Beamten gaben sich allezeit Mühe, uns die schlechtesten Vorstellungen von dem beschränkten und verrätherischen Sinne der Eingebornen beizubringen, während sie diesen wiederum uns zu verdächtigen suchten, beides aber mit schlechtem Erfolg, denn ihre Falschheit blickte durch den dünnen Schleier, den sie ihr umhängen konnten, hindurch.

6. Mai. Wir erhielten eine Stromkarte von unserm Freunde, welcher uns den Warnungsbrief geschrieben. Er hatte darauf den uns gelegten Hinterhalt markirt, so wie die zu unserer Vernichtung bestimmten Batterien. Die Nachfrage an diesem Sonntage war überaus groß; auch fand sich zu Gesprächen über die Erlösung viel Gelegenheit; die Zahl der Patienten nahm fast noch zu; viele kamen aus weiter Ferne. Sie sind meist sehr dringend und haben so viel Vertrauen zu den Arzneien, daß sie dieselben aufs pünktlichste gebrauchen. Ich erhielt wieder mehrere Dankschreiben und sehr viele Geschenke.

Wir hatten bis dahin noch keinen Eingebornen gesehen der Christ gewesen wäre. Heut kam ein Mann und hatte eine Rolle in der Hand, welche er vor dem übrigen Volk sorgfältig verbarg. Er fragte mich, ob mir die darauf vorgestellte Sache bekannt wäre. Ich sah es an und fand eine spanische Abbildung der Dreieinigkeit. Im Gespräche mit dem Manne fand ich ihn ganz unwissend in der christlichen Lehre; doch war er wirklich getauft. Er zeigte mir das Kreuz, welches seine Frau um den Hals trug, an einem Rosenkranz. Der Mandarin Yäng hatte uns schon zuvor erzählt, daß die Zahl der eingebornen Christen in seinem Distrikte, sonderlich unter den Matrosen, sehr groß sei. Unser neuer Gast bestätigte uns dies und fügte hinzu, daß sie alle sehr arm wären, und daß sie keinen Europäer unter sich hätten. Von dem Ursprung und Fortgang des Christenthums in dieser Ge-

gend wußte er nichts zu ſagen, ſchien auch von ſeiner Ausbreitung in den benachbarten Provinzen keine Kunde zu haben.

12. Mai. Viele Chriſten kamen zu uns. Einer derſelben brachte ein Papier, uns zu beweiſen, daß das Papſtthum einerlei Religion ſei mit der unſrigen; er ſuchte uns auf alle Art zu überführen, daß wir ſeine Brüder und unſern armen Brüdern Liebe ſchuldig wären. Ein anderer bezeigte uns ſein Erſtaunen, daß wir in Beſitz der heiligen Schrift ſeien, welche des Erlöſers Leben erzählt, um ſo mehr, als ſie ſelbſt erſt im verwichenen Jahre den Druck dieſes heiligen Buches begonnen hätten; wie daſſelbe uns ſo ſchnell habe erreichen können, vermochte er ſich nicht zu erklären. Er warnte uns, das heilige Buch den mit Blindheit geſchlagenen Heiden zu geben, denn dieſe würden es doch nicht verſtehen. Auch erbat er ſich einige Gebetbücher zu ſeiner Privat-Erbauung. Ich hätte gern die bei ihnen gedruckte Bibel geſehen, aber er wollte mir nichts davon zeigen. Er erhielt ein Gebetbuch und ging vergnügt damit fort.

Ein wohlgekleideter junger Mann kündigte ſich als chriſtlicher Prieſter an. Er zeigte viel Gewandtheit des Benehmens und der Kenntniß der chineſiſchen Literatur. Vom Chriſtenthume hatte er aber nur ſehr unvollkommene Begriffe. Ich verſah ihn reichlich mit Büchern und er verſprach, fleißig darin zu ſtudiren.

Unſer Handel war inzwiſchen ſehr gut gegangen, und wir hätten noch mehr abſetzen können, wenn wir nicht zu hohe Preiſe geſtellt und gewünſcht hätten, einen Theil der Ladung für die nördlichen Häfen aufzuſparen. Herr Lindſay beſchloß nach Ningpo zu gehen. Dorthin hatten die Mandarinen uns die Weiſung gegeben, und uns ernſtlich aufgefordert den Reſt unſerer Ladung dort anzubringen.

Am

Am 16. Mai kamen zwei Marine-Officiere an Bord, von denen der eine schon zuvor einen Brief an Herrn Lindsay geschrieben hatte. Darin rechtfertigte er in den gewähltesten Ausdrücken ihr Benehmen, als den Befehlen des Vicekönigs entsprechend, und entschuldigte die ihnen auferlegte Degradation, darum, daß wir in den Hafen gekommen wären, mit der Macht des Schicksals; sie hegten nicht feindliche Absichten, sondern bäten uns als Freunde den Hafen zu verlassen. Der Schreiber des Briefes war ein sehr gebildeter und höflicher Mann. Er gestand freimüthig ein, daß er in dem Irrthum gewesen sey, uns mehr für Krieger als für Kaufleute zu halten. „Sollte Euer Schiff", sagte er, „künftig wieder einmal hierherkommen, so laßt uns die Handelsangelegenheit schnell in Ordnung bringen, damit ich außer Verantwortung sei und Ihr ohne Zeitverlust davon kommet." Wir fragten ihn, ob er unsere Verwendung wünschte, um wieder zu dem Range zu gelangen den er um unsertwillen verloren hatte. „Verlaßt nur den Hafen", versetzte er, „und ich will schon wieder zu Gunst kommen."

17. Mai. Wir gingen unter Segel, nachdem wir noch einen Besuch erhalten hatten von dem eifrigen Freunde, der uns so oft vor der uns drohenden Gefahr warnte. Er nannte sich Keu-jin, und war ein literarisch Graduirter des dritten Grades, der im Begriff stand, sich nach der Hauptstadt zu begeben, um das Examen zu einem höheren Grade zu bestehen. Da er wenig Geld hatte, so bat er Herrn Lindsay um ein Geschenk zur Deckung seiner Reisekosten nach Pecking. Unzufrieden, mit dem was man ihm gab, verließ er uns *).

*) Vergleiche die Miscelle, „Ein chinesischer Candidat", im vorhergehenden Hefte. Red.

10.

Schi-kiäng — der Canal Schu-ſän — Schinhae — Ningpo — Beſuch beim Schihien und beim Schifu — freundliche Aufnahme — Schilderung der Stadt — der Admiral — erſte Audienz — Edikt des Gouverneurs von Fuhkien — zweite Audienz — Schwierigkeiten — Granit-Deich — Abgeordnete des Gouverneurs — feindſeliges Benehmen — Abreiſe — Inſel Kintäng.

Sehr zufrieden mit unſerer Aufnahme zu Futſchau ſteuerten wir am 21. Mai nach Schi-kiäng. Viele Fiſcherleute aus dieſer Provinz kamen an Bord; ſie beſaßen guten Anſtand und ein lebhaftes Weſen. Jeden Winkel des Fahrzeuges durchforſchten ſie, fragten nach der Beſtimmung jedes einzelnen Theiles und waren voll Freuden über alles was ſie erfuhren. Ihrem Wuchſe nach waren ſie kräftig und nicht groß, und ſchienen an harte Arbeit gewöhnt. Die Fiſcher aus Fuhkien, welche mehrere Monate lang an den Küſten von Kiäng-nän und Schi-kiäng, gelegentlich auch als Piraten, kreuzen, ſind ſehr kühne, rauhe Seeleute. In kleinen Böten, die kaum vier Menſchen faſſen, wagen ſie ſich hinaus auf die höchſte See. Viele von ihnen werden auch in jedem Jahre ein Raub der Wellen. Sie ſind ſehr arm und haben oft nicht einmal Reis zu ihrem Unterhalt.

Am 24. Mai kamen wir in die Schuhän-Durchfahrt, welche nach Ningpo führt. Wir fanden dort nicht ſo dichtgedrängte Bevölkerung als bis dahin. Eine Grabesſtille lag auf der Gegend. Wenige Dörfer und einzelne Tempel zeigten ſich in den fernen und ſtillen Gebirgs-Einöden, die uns umgaben. Bald ſahen wir mehrere Dſchunken ein- und auslaufen. Wir gingen an Bord der einen, welche aus Fuhkien kam. Der Capitain derſelben, ein fragluſtiger Opiumſchmaucher, zeigte uns eine chineſiſche Seekarte, deren Fehler er kannte und gern verbeſſert hätte. Im Allgemeinen beharren bekanntlich die Chineſen

sehr hartnäckig auf ihren Irrthümern, besonders in der Geographie und Nautik. Um so mehr bewunderten wir die Bescheidenheit dieses Mannes. Er war aus Formosa und wußte einiges von den Engländern aus jenem Aufsatz, dessen zuvor erwähnt worden. Seine Ladung bestand aus Zucker, der für den Schänghä-Markt bestimmt war; dorthin gehen von Formosa wenigstens 100 Dschunken jährlich. Wir redeten noch mit den Bootsleuten als ein Mandarinenboot vorüberfuhr und ein Paar Böller abschoß, vermuthlich um uns einzuschüchtern. Dies entlockte selbst den Matrosen von der Dschunke ein Gelächter. Als wir zum Schiffe zurückkamen, fanden wir schon mehrere Mandarinenböte die sich daneben aufgestellt hatten. Sie verließen uns aber bald wieder, nachdem sie sehr geringfügige Fragen gethan und uns befohlen hatten, weitere Verfügung zu erwarten, ehe wir nach Ningpo gingen. Wir segelten hierauf durch einen merkwürdigen Paß, welcher einem breiten Strome glich. Sein schneller Lauf hatte an einigen Stellen Strudel und machte die Fahrt gefährlich. Wir suchten lange nach Ankergrund, unser Tau reichte nirgend bis auf den Boden. Endlich fanden wir 25 Klafter Tiefe, in der Nähe einiger Dschunken und gingen daselbst vor Anker. Wir sahen grüne Hügel, aber sehr wenig Wohnungen. Uebegreiflich ist's in China, daß so viel fruchtbares Land unbebaut liegt.

Am 26. Mai setzten wir das Boot aus, um Ningpo aufzusuchen. Da wir die Lage nicht kannten, so folgten wir den Dschunken. Wir hielten uns nicht entfernt genug von der Küste und geriethen auf einen Felsen, kamen aber glücklich wieder los uns segelten ungestört vorwärts, bis wir einer Kriegs-Dschunke begegneten, welche uns anrief. Bei der Mündung des Flusses bemerkten wir auf einem Hügel ein Fort, welches die früher gesehenen bei weitem übertraf. Seine Bauwerke hatten ein gothi-

ſches Anſehen. Die Garniſon war nicht zahlreich, das Fort aber ſo trefflich gelegen, daß es den ganzen Fluß beherrſchte. Oberhalb der Mündung lag eine Inſel oder vielmehr ein Felſen, welcher uns anfänglich der unter dem Namen „des Triangels“ auf den Karten angemerkte zu ſein ſchien. Der Hafen bot ein ſehr belebtes Bild dar. Ueberall lagen Dſchunken vor Anker, und die Menge der ein- und auslaufenden Fahrzeuge ließ auf einen ſehr blühenden Handel ſchließen. An der Mündung liegt Schin-hae, eine mit Mauern umgebene Stadt, bei welcher die Schiffe zahlreich anlegen. Sobald die Mandarinen unſer anſichtig wurden, ſchickten ſie ein Boot ab, welches ſich eine Zeitlang vergeblich bemühete uns einzuholen und endlich ans Land lief; die Soldaten ſprangen heraus und ſchrien uns zu, wir ſollten anhalten. Unſer Augenmerk war aber Ningpo und wir hielten es nicht für gerathen, uns jetzt wieder mit Unter-Mandarinen einzulaſſen, da dieſe uns immer nur den Zutritt zu ihren Oberen zu erſchweren ſuchten. Als ſie ſich getäuſcht ſahen, hetzten ſie ein Paar nackte Knaben auf uns mit Steinen zu werfen.

Die Stromufer dieſer Gegend ſind niedrig und deshalb mit Dämmen umgeben; einige dürre Hügel ausgenommen, iſt das Land gut angebaut. Die Weizenernte hielt alle Einwohner auf den Feldern beſchäftigt; ſie hatten viel Korn in dieſem Jahre. In den Bauerhäuſern ſah es reinlich und ordentlich aus, beſſer als wir es irgendwo bis dahin gefunden hatten. Einem Mandarinenboot gaben wir Bericht über unſer Schiff und wurden nicht weiter aufgehalten. Noch eilf Meilen ſtromaufwärts und wir erreichten Ningpo. Die Stadt wurde vorausverkündigt, durch die Menge von Bauholz, welches auf beiden Ufern aufgeſchichtet lag, und durch den Lärmen der Dſchunken-Bauer. Die Leute, die uns begegneten, ſahen uns mit Verachtung an, und riefen wiederholentlich: Hi-Kwei (ſchwarze Teufel). Mit-

ten in der Stadt theilt ſich der Fluß in zwei Arme, von denen keiner friſches Waſſer führt. Wir ſahen größere Dſchunken und mehr als zu Fu-tſchau. In einer langen Straße, welche wir paſſirten um das Amthaus aufzuſuchen, gab es ſchönere Läden zu beiden Seiten als in Canton. Chineſiſche und europäiſche Waaren waren vortheilhaft ausgelegt; Spiegel, Gemälde und Seidenſtoffe bildeten die glänzendſten Auszierungen.

Man wies uns zuerſt auf das Büreau des Schihien, eines Beamten über einen kleinen Diſtrikt, deren immer einige ein Fu bilden. Dort wurden unſere Namen notirt nebſt dem Zweck unſerer Reiſe und allen Partikularitäten die wir angaben. Wir waren eben mit unſerem Berichte fertig, als der Schihien, ein ältlicher Mann, mit weißem Knopf auf der Mütze, herauskam und ſich erbot uns beim Schi-fu einzuführen. Wir gingen mit ihm durch eine große Volksmenge bis zu einer mit vielen Büchern ausgerüſteten und zu dem Examen der Siu-tſae, welche den unterſten literariſchen Grad erlangen, beſtimmten Halle. Die Polizeidiener waren ungeachtet ihrer Menge nicht im Stande das zudringliche Volk in Ordnung zu halten.

Alsbald erſchien der Schi-fu, ein kräftiger, freundlicher Mann mit blauem Mützenknopf. Herr Lindſay überreichte ihm aufs förmlichſte eine Bittſchrift, welche er ſogleich las. „Die Sache", ſagte er darauf, „verdient unſere Aufmerkſamkeit und ſoll in Berathung gezogen werden. Unterdeſſen werde ich Euch mit Wohnung und Beköſtigung verſorgen. Dünkt es Euch ſo recht?" Nachdem wir unſere Zufriedenheit bezeigt hatten, gab er ſeinen Bedienten die nöthigen Anweiſungen und wir wurden über eine ſchwimmende Brücke nach dem Lieng-keng, der Fuhkien-Halle geführt. In dem weiten Gebäude, deſſen geräumige Zimmer mit chineſiſchen Gemälden und Götzenbildern ausgeſchmückt waren, fanden wir ein reichliches Abendeſſen und die aufmerkſamſte

Bedienung. Wir waren hoch erfreut über die ungewöhnlich freundliche Aufnahme und machten keine Gloſſen über das ſchmutzige Gemach, welches uns zum Nachtquartier angewieſen ward. Es fanden ſich darin mehrere vergoldete Götzenbilder; auf das eine, welchem vorzügliche Verehrung und Weihrauchſpende dargebracht wurde, war der Name des Kaiſers geſchrieben.

27. Mai. Faſt während der ganzen Nacht hörten wir die lärmende Menge. Mit anbrechendem Tage waren Alle wieder beiſammen und zeigten nicht geringere Neugier als Tages zuvor. Sie benahmen ſich jedoch mit Anſtand und jeder Wink von uns brachte den geräuſchvollſten Haufen zum Schweigen. Mehrere Kaufleute erkundigten ſich nach den Preiſen unſerer Waaren. Einige von den Unterbeamten wollten gern wiſſen, an welche Länder in Aſien unſere Beſitzungen grenzten und wie weit unſere Herrſchaft ſich erſtreckte. Wir wollten eben ausgehen, um die Stadt zu beſehen, als mehrere bürgerliche und Kriegs-Mandarinen uns zu beſuchen kamen. Zwei unter ihnen waren von türkiſcher Abkunft und bekannten ſich zur muhamedaniſchen Religion. Mae, der eine, hatte lange in Maſſao und Canton gelebt. Er war ein Mandarin von blauem Mützenknopf, ein langer Mann und recht einſichtsvoll, auch bekannt mit den Sitten der Fremden und wohlerfahren in den diplomatiſchen Künſten der Mandarinen. Gemeinlich ſind die Mandarinen ohne alle Kenntniß ausländiſcher Verhältniſſe, hören mit Erſtaunen, daß die engländiſchen Beſitzungen in Indien nur durch Wald und Berg von der chineſiſchen Provinz Yunnan getrennt ſind und wollen an eine ſo große Nähe nicht glauben. Mae jedoch zeigte ſich wohlunterrichtet und ließ ſich in ausführlichere Erörterungen über die mit China handelnden europäiſchen Mächte ein. Er ſprach von Perſien und Arabien als Wiege der muhamedaniſchen Religion und verſuchte einige arabiſche Sprüche her-

zusagen, damit er seine Anhänglichkeit an die in dieser Sprache überlieferte Glaubenslehre bewiese. Weitläuftig ergoß er sich in Lobeserhebungen des europäischen Charakters, pries die Vortheile der Handelsverbindung mit Europa und wendete sich wiederholentlich an die übrigen Mandarinen, denen er seine Ansichten mit echt persischer Schmeichelei und mit umständlichen chinesischen Complimenten überlieferte. Sein Gespräch war unterhaltend und würde auch Werth für uns gehabt haben, wenn nicht allzu unverkennbar er uns bloß zu Munde geredet hätte. Die Mandarinen thaten sehr herzlich beim Abschiede, begleiteten uns bis an das Ufer und machten ihre Bücklinge so lange sie uns nur sehen konnten. Das Volk, welches unterdessen unsere Flugschrift über die englische Nation gelesen hatte, war sehr erfreut über ihr Benehmen und bewies uns seinerseits alle Achtung. Wir kauften in den Läden einiges, erkundigten uns nach Ausfuhrartikeln und beantworteten alle die unzähligen Fragen der Eingebornen.

Wir kehrten auf einem Umwege zu unserem Boote zurück und trafen unterweges auf eine steinerne Mauer von sehr massiver Bauart, aber verfallen und mit Gras überwachsen. Wir hatten dort einen Blick über die ganze Stadt, welche dem Umfange nach mit Fu-tschau wetteifert und die an Volksmenge keiner der europäischen Handelsstädte nachsteht. Sie übertrifft durch Regelmäßigkeit und Pracht der Gebäude alles was wir noch in China gesehen hatten und bleibt in merkantilischem Ruf hinter keiner zurück. Mit den Portugiesen stand sie schon im 16. Jahrhundert in Handelsverbindung. Diese fanden für ihre europäischen Waaren einen guten Markt und führten viel Seide nach Japan aus. Eine Zeitlang wurde ihnen der Handel verboten, nachher aber wieder freigegeben und dann auch von anderen europäischen Nationen aufgenommen, bis die vielfältigen Bedrückungen ihn auf Canton einschränkten. Die englisch-ostindische Compagnie

unterhielt noch im vorigen Jahrhundert hier eine Faktorei. Wir erhielten in Ningpo ein Verzeichniß der Schiffe, welche diesen Hafen ehedem besucht hatten. Wie groß auch ihre Menge sonst war, so hat sich doch keine Spur mehr des alten Verkehres erhalten und nur die ältesten Leute haben eine dunkle Erinnerung davon. Die Jesuiten aus Frankreich waren hier am Ende des 17. Jahrhunderts ans Land gestiegen und hatten die Erlaubniß erhalten, sich in Pecking niederzulassen. Zwei von ihnen wurden die beständigen Begleiter des Kaisers Käng-hi auf allen seinen Reisen und theilten alle Gefahren mit ihm im Tartarenkriege. Wäre eine solche Gelegenheit benutzt worden, um zur Ausbreitung des wahren Christenthums zu wirken und den Heiden in ihrer Landessprache das Evangelium darzubieten! Aber jene konnten leider nicht anders als für den Catholicismus arbeiten und lehrten ihren Zöglingen nur eitle Ceremonien.

Am 28sten besuchten uns viele Mandarinen, und unter diesen zwei See-Officiere, nämlich ein Viceadmiral und ein Abgeordneter des Schi-fu, dessen Besuch auf den nächsten Tag angemeldet wurde. Sie fragten wieder nach unserer Ladung und einer von ihnen bemerkte: „Ihr habt nirgends etwas verkauft, wie könnt Ihr glauben, daß es hier möglich sein werde?“ Als wir ihm das Gegentheil versicherten entfernte er sich schweigend. Es hatten inzwischen ein Paar Kriegs-Dschunken sich in unserer Nähe aufgestellt. Da recognoscirten wir die Passage und liefen dann sogleich in die Mündung des Ningpo-Flusses ein. Dieser plötzliche Entschluß versetzte alle Mandarinen in große Bestürzung. Sie verließen unser Schiff, bestiegen ihre Böte und segelten uns nach.

Als wir wieder vor Anker gingen salutirten wir mit drei Schüssen und erschreckten dadurch die einheimische Miliz ganz ungemein. Wir wollten sogleich zu dem Schje-hien von Schinhae

gehen, welcher uns zwei Tage zuvor so dringend eingeladen hatte, bei ihm vorzusprechen, sobald wir den Fluß herabkämen; aber der Zusammenfluß des Volks war übergroß und weder Drohungen noch Stöße konnten die Gaffer verscheuchen; endlich gelang es uns auf einem steinernen Brückenpfeiler festen Fuß zu fassen, und von da aus einen Tempel zu erreichen, in welchem wir unsere befreundeten Mandarinen, auch die beiden Muhamedaner Mae und Li, bei einander fanden. Sie machten uns ernstliche Vorwürfe, daß wir der Stadt so nahe kämen und wir entgegneten, daß in unseren Häfen ihre Schiffe überall zugelassen würden, ohne erst eine besondere obrigkeitliche Erlaubniß einzuholen, und daß wir von ihnen dieselbe liberale Behandlung erwarteten. Sie konnten nichts hiergegen einwenden, da sie sich unsere Freunde genannt hatten, bemerkten aber, daß unsere voreilige Annäherung die Orts-Mandarinen in Verlegenheit stürzen würde. Wir versprachen, uns beim Admiral für sie zu verwenden, denn da auch dieser uns viele Freundschaftsversicherungen gegeben, so hofften wir von ihm vorgelassen zu werden. Das Volk gaffte sich indessen die Augen aus, ganz vergnügt über das neue Schauspiel. Wir vertheilten auf dem Rückwege zu unserem Schiffe einige Traktate an dankbare Leser und gingen sodann an Bord einer großen Kriegs-Dschunke. Der Capitain that ein Paar grobe Fragen, denn er fühlte sich von uns verletzt oder vielmehr an seinem Nationalstolz gekränkt und schilderte mit den lebhaftesten Farben das Mißvergnügen Sr. Excellenz, dem sie Preis gegeben wären. Wir versprachen unsere Hülfe zur Besänftigung Sr. Excellenz. „Ja", sagte er, „vor Euren Augen wird er freundlich thun und alles bewilligen, hinter Euren Rücken aber uns hart anlassen und bestrafen obendrein." Seine Cameraden, denen wir nachher unsere Aufwartung machten, ließen weniger Besorgniß blicken. Sie räumten

ein, daß wir den schnellsten Weg eingeschlagen hätten, um unsere Geschäfte zu Ende zu bringen, „was aber", fügten sie hinzu, „sollen wir thun, da uns die Landesgesetze binden?" Wir gaben ihnen eine Dosis Trost aus den chinesischen Klassikern und kehrten darauf zu unserem Schiffe zurück.

Es darf nicht Verwunderung erregen, daß jeder Schritt, den wir thaten, immer gegen die Gesetze des Landes verstieß. Sie geböten am liebsten, wenn das nur ginge: Bleibt uns ganz vom Leibe! Im Gefühl ihrer Schwäche und der Unhaltbarkeit ihrer Gesetze suchen die Mandarinen-Officiere, denen die Sicherheit der Küsten anvertraut ist, mit Drohungen, oder hinter dem Bollwerk ihrer unumstößlichen Gesetze verschanzt, gegen die Fremden zu operiren. Beide Maßregeln sind vergeblich, wenn ein Schiff ohne weiteres in den Hafen hineinfährt. Gleich liefern sie Provisionen, so viel man verlangt und lassen auch den Handel zu, soweit sie ihn nicht hindern können. Die einzige Bedingung welche sie machen, ist die, daß man nach einer gewissen von ihnen festgestellten Frist unverzüglich absegle, worauf sie denn an ihre Oberbehörde berichten, sie hätten das barbarische Schiff hinweggejagt. Handelsschiffe, welche künftig die chinesische Küsten befahren, dürfen dieß nur beherzigen, um ohne Beeinträchtigung der Mandarinen ihren Zweck zu erreichen.

29. Mai. Unzählige Schüsse verkündigten am Morgen die Ankunft des Admirals. Auch wir salutirten mit drei Salven, welche durch Berg und Thal wiederhallten. Um der Feierlichkeit mehr Ansehn zu geben bliesen die chinesischen Soldaten auf Hörnern nach Art der Schalmeien und begleiteten das abscheuliche Instrument auf dem Gong. Sobald seine Excellenz anlangte, waren Maßregeln getroffen, die zahlreich versammelten Neugierigen und Handelslustigen aufzugreifen. Wir ersparten aber den Soldaten die Mühe sie zu prügeln, indem wir eine

ſehr höfliche Note an Bord der Kriegs-Dſchunke ſchickten, worin wir dem Volke die Erlaubniß des freien Umgangs mit uns erbaten.

Am Nachmittage beſuchten wir einige Dörfer, bei welchen wir vorher übernachtet hatten. Die Bevölkerung der Gegend iſt ſo groß, daß ungeachtet der aufs höchſte geſteigerten Induſtrie und des guten Bodens, die Production kaum für den Bedarf ausreicht. Wir beſuchten die Salzſiedereien auf unſerer Exkurſion und viele hübſche Läden. Selbſt dieſer unſchuldige Spaziergang erregte den Mandarinen Argwohn und die Freundlichkeit, mit welcher das Volk uns entgegenkam, mißfiel ihnen. Wir erklärten, es ſei keinesweges unſere Abſicht, den Geſetzen entgegen zu handeln, doch könnten wir unmöglich an ſolche geradezu menſchenfeindliche Geſetze glauben. Warum ſollten wir unſere Geſichter nicht ſehen laſſen vor den Leuten, warum nicht die, ſo doch unſers Gleichen ſind, beſuchen in ihren Häuſern? Auf dies alles erwiederten ſie: Ihr ſprecht ſehr folgerecht und vernünftig, aber unſere Geſetze verbieten Euch nun einmal dieſen Verkehr.

30. Mai. Man ſagte uns eine Audienz an, zur Beantwortung unſerer Eingabe. Der Schie-hien von Schinhae ſprach ganz vernünftig, aber einige andere Mandarinen führten beleidigende Reden und brachten grobe Lügen vor. Nach einer Einleitung über die Gefahren einer Handelserlaubniß, ohne beſondere kaiſerliche Genehmigung, zeigten ſie uns ein von dem Gouverneur von Fuhkien erlaſſenes Circular vor, welches den Handel mit uns geradezu verbot. Es beliebte ihnen, uns trügeriſche, hinterliſtige Barbaren zu nennen, die gleich Ratten in alle Winkel ſich einſchlichen. Dieſer Befehl war nur an die Beamten erlaſſen, und keinesweges eine Beantwortung unſerer Eingabe; dennoch zeigten wir uns über die beleidigenden Worte darin ſehr

entrüſtet und ſtellten vor, daß unſer Benehmen überall gerade das Gegentheil bewieſen hätte. Unſere Antwort beſtürzte ſie und ſie fingen an zu bedauern, daß ſie uns ein Aktenſtück gezeigt hatten, welches uns nur aufbrächte, ihnen aber nichts half.

31. Mai. Wir ſuchten uns einen andern Ankerplatz, weil die Gewalt der Strömung fortwährend unſer Tau bedrohete. Es ward für dieſen Tag eine neue Audienz angeſagt, da die vorige ſo unbefriedigend ausgefallen war, und die oberſten Beamten ſollten dabei zugegen ſein. Unter freiem Himmel war ein Zeltdach errichtet, und darunter nahmen die beiden Militair-Mandarinen nebſt einem Civil-Mandarin von blauem Knopfe Platz. Auf beiden Seiten marſchirten Soldaten mit Feuergewehr auf, eine glänzende Verſammlung von Officieren jedes Ranges war zugegen. Im Hintergrunde weheten Flaggen, welche den kriegeriſchen Charakter der Scene erhöheten. Viel Zuſchauer hatten ſich eingefunden, ſie hielten ſich aber alle ruhig und ordentlich. Nachdem wir uns über die nöthigen Ceremonien unterrichtet hatten, ſchritten wir langſam in die Verſammlung und wurden zu unſeren Sitzen geführt. Der Admiral war ein ältlicher Mann, deſſen gebräuntes Geſicht etwas Einnehmendes hatte. Er trug zwei Pfauenfedern als Verdienſtorden. Der andere Militair-Mandarin hatte nichts Bemerkenswerthes, und ſchien nur als Echo ſeines Oberen da zu ſein. Nichts Sonderbareres läßt ſich denken als der Contraſt zwiſchen dieſen beiden und dem Literär-Mandarinen, deſſen Blicke und Reden den bitterſten Haß gegen alles Ausländiſche zur Schau trugen. Der Admiral fing damit an, daß vor Jahren allerdings eine engliſche Factorei zu Ningpo geweſen, ſpäter aber aufgehoben worden, und jetzt nicht mehr zuläſſig ſei. Der Civil-Mandarin erörterte dies hierauf ausführlicher mit giftigſter Zunge, bis Herr Lindſay ihn unterbrach, um zu verſichern, daß wir in der friedlichſten Abſicht ge-

kommen seien, und die leider aufgehobene alte Einrichtung zu erneuern wünschten, indem wir auf die Großmuth und Gerechtigkeit des himmlischen Reiches unsere Hoffnung setzten; zwar gehe es nun dem widersprechende Verordnungen, ältere Gesetze aber (und solche ziehen die Chinesen den neueren stets vor) seien günstig, und gewährten volle Freiheit in diesem Hafen zu handeln; wir bedauerten daher höchlichst, daß gegen uns in einem veröffentlichen Papier ehrenrührige Ausdrücke gebraucht worden wären. Um unsere Vorwürfe zum Schweigen zu bringen übergaben sie uns hierauf eine Abschrift des Briefes, mit welchem der Provinzial-Gouverneur unsere dem Kaiser zugesandten Bücher begleitet hatte. Unerachtet seines uns gegebenen Wortes, unsere Sache empfehlend anzubringen, hatte er, wie dies Papier ergab, nichts gethan, als den Kaiser um Bestätigung seiner vorgeblichen Maßregeln zur Verscheuchung der Barbaren zu bitten, und über fernere Verhaltungsregeln Nachfrage zu thun. Demnächst übergaben wir unsere Bittschrift, welche sie anzunehmen zuerst sich weigerten. Kein einziger von den höheren Officieren konnte lesen, daher nahm der Literär-Mandarin unser Anschreiben, überflog es, und trug den Inhalt vor. Man gab uns darauf die Schrift zurück, die wir aber nicht annahmen. Als wir für die bisher erfahrene Freundlichkeit dankten, versetzte der Admiral, dieselbe Aufnahme würden wir gefunden haben, wenn selbst unsere Monarchen in Krieg gegen einander begriffen wären, denn wir seien ja Fremde.

Nach der Audienz statteten unsere Freunde Li und Mae uns einen Besuch ab, um wegen des Handels sich mit uns zu verständigen. Ich bedauerte sehr, daß dem Volk verboten ward, zu uns zu kommen, denn ich ward dadurch um die Ausübung meiner Pflicht gebracht. Unsere Vorstellungen hiergegen blieben

aber alle fruchtlos; ich mußte sogar die Patienten, welche ich vor einigen Tagen zu behandeln angefangen, wieder aufgeben.

1. Juni. Einige Fuhkien-Händler besuchten uns, und sagten uns, wie groß ihre Lust wäre, mit uns in Verkehr zu treten, wie unmöglich aber die Befriedigung derselben wegen des strengen Verbotes ihrer Mandarinen. Beim Abschiede gaben sie uns die Versicherung, wir würden keine Abnehmer finden, wenn wir nicht dreist in den Fluß hineinführen und die Mandarinen dadurch zwängen, uns unsern Willen zu lassen. Am Nachmittage machten wir uns wirklich auf, um ans Land zu gehen. Ein Mandarinenboot kam uns sogleich entgegen und bat, wir möchten doch umkehren. Am Lande umringten uns Soldaten, welche Säbel und Stöcke trugen. Als wir uns beschwerten, daß sie die Erfüllung ihres Versprechens mit uns in Handel zu treten, so verzögerten, erhielten wir keine Antwort. Mae erzählte uns, er sei heut abwesend, denn er habe den Admiral zu einem Tempel begleiten müssen, wo derselbe öffentlich und feierlich den Götzen seine Verehrung darbrachte. Ich hielt ihm vor, daß dieß gegen die muhamedanischen Lehren sei und fragte, ob er sich dadurch nicht verunreinigt dünke. Ich habe ja selbst, erwiederte er, keinen Antheil an der Anbetung genommen und es ist als eine bloße Ceremonie zu betrachten. Am 2. Juni besuchten unsere Kaufleute uns wieder. Sie schienen wirklich geneigt zu kaufen, zeigten aber nicht wenig spitzbübischen Sinn. Yön, ein Fuhkinese und Befehlshaber einer Kriegs-Dschunke, der sich meinen Freund nannte, brachte uns einen Mandarin mit goldenem Mützenknopf an Bord. Die beiden versicherten uns, daß sämmtliche zu Tinghae, wo man in den Hafen einfährt, angestellte Mandarinen dafür, daß sie uns durchgelassen hätten, degradirt worden, er selbst sei diesem harten Erkenntniß durch Bestechung

entgangen. Ich wünschte recht sehr, sagte Yön, daß unsere Oberen freundlicher gesinnt wären und auch den Handel frei gäben, zu beiderseitigem Vortheil. Unser Admiral denkt ebenso, und hat es gegen die übrigen Mandarinen laut erklärt, wodurch er sich dem Schifu so sehr verfeindet hat, daß dieser ganz entrüstet nach Ningpo zurückgekehrt ist. Er würde Euch auch besuchen, wenn nicht die Furcht vor dem Täo-tae ihn abhielte. Unser Vicekönig, der Euch die Handelsfreiheit nicht verstatten will, hat über die Sache an den Kaiser berichtet. Das einzige Mittel, die Hindernisse zu besiegen, wäre die Abordnung eines muthigen Mannes, als königlichen Gesandten, an Se. Majestät den Kaiser. Wenn dazu ein Mann von Ausdauer und Scharfblick gewählt würde, der sich durch keine Intriguen irren ließe, und der hinlängliche Vollmacht hätte, so wäre ein günstiger Erfolg nicht zu bezweifeln. Aehnliche Rathschläge hatten Mae und andere Mandarinen im Geheim gegeben.

Während Se. Excellenz der Admiral seine Andacht verrichtete, wurden die Kanonen des Forts gelöst. Es kam uns vor, als bäte er die Götter um Beistand zu unserer Vertreibung. Wir fragten, was die vielen kriegerischen Zurüstungen am Ufer und in der Strommündung zu bedeuten hätten, und hörten, daß man die Flotte versammelt habe, um die Fischer in Zaum zu halten, welche Behufs ihrer Eintragung in die Distrikts-Register mit ihren Böten angelangt wären. Se. Excellenz, sagten sie, ist schon früher gesonnen gewesen, ihren Händeln ein Ende zu machen, und ist nicht euretwegen hergekommen; auch sind die Batterien und Läger nur allein der Fischer wegen angeordnet.

Wir hatten einen Uferdeich aus Granitblöcken mit eisernen Klammern schon längst von ferne bewundert, und gingen nun zu näherer Betrachtung des Bauwerks. Es ist ein Denkmal der ruhmwürdigen Regierung Käng-hi's, aber durch die Nach-

läſſigkeit des jetzigen Geſchlechts in Verfall gerathen. Während wir um die Stadtmauer von Schin-hae herumgingen, verſammelten ſich auf derſelben Haufen Volkes, welche uns ſehen wollten. Bei jeder Bewegung der Menge rollten Steine herab, und zeigten, in welchem Zuſtande die Nachfolger des erleuchtetſten chineſiſchen Fürſten die Bollwerke des Reiches laſſen. Einige Soldaten mit Flinten und Bogen ſtanden auf der Mauer. Ich fragte was dies ſolle, und ſie entgegneten: „Wir ſind in vollem Staat gekommen, um Euch anzuſehen.“ Wir bemerkten jetzt, daß der Deich mehrere Meilen weit reichte. Wir wollten darauf über das Fort auf dem Hügel gehen, wurden aber erſucht uns zurückzuziehen, und machten wirklich lieber einen Umweg von drei engliſchen Meilen, um nicht mit dem Commandeur des Forts uns erſt einlaſſen zu dürfen. Schaaren pfiffiger Jungen verfolgten uns, wie überhaupt auf allen unſern Excurſionen. Ich bewunderte den Verſtand, welchen ſie zeigten, und bedauerte, daß ihnen kein beſſerer Unterricht als der im Leſen und Schreiben zu Theil werden ſollte. Man entläßt nämlich in China die Knaben aus der Schule, ſobald ſie eine leſerliche Hand ſchreiben und einen Brief abfaſſen können. Wollen ſie einen gelehrten Grad erlangen, ſo bleiben ſie länger und thun ſich in der Literatur und in den Geſetzen des Landes um.

Auf dem Rückwege begegneten wir dem Ober-Commandeur des Forts. Er ſaß und hatte noch zwei Officiere bei ſich. „Wo ſeid Ihr geweſen?“ fragte er uns mit rauher Stimme. „Wir haben einen Spaziergang gemacht“, verſetzten wir, „und haben an dem Deiche den Fleiß und die Kunſtfertigkeit Eurer Landsleute bewundert.“ „Ihr habt wohl bemerkt“, nahm er wieder das Wort, „daß ich den Soldaten befohlen hatte, Euch den Durchgang zu verweigern, denn dies Geſindel kennt nicht die Regeln des Anſtandes, und da ich beſorgte, es möchte Euch etwas

was Widerwärtiges begegnen, so bin ich selbst hergekommen.“ Wir dankten ihm für seine Sorge um unser Wohl und machten uns in Eile auf den Weg nach Schin-hae, denn es war spät geworden, und den kürzeren Weg durch die Stadt würden sie uns nicht verstattet haben. Die Volkshaufen, denen wir überall vorübergingen, erwiesen uns die größte Höflichkeit und Freundlichkeit.

3. Juni. Mae und Li kamen an Bord. „Ihr seid sehr geschickt“, sagte Mae, „versteht Karten zu zeichnen, wißt mit allen Geschäften gut umzugehen und seid immer unternehmungsluftig. Das wissen wir alles und darum sind wir so auf unserer Hut. Einigen Koreanern, welche im vorigen Jahre hier Schiffbruch litten, erlaubten wir die Provinzen zu durchreisen, alles zu besehen und über Liáo-teng in ihre Heimath zurückzukehren; denn diese Nation ist dumm und sieht nichts von allem was ihr vor die Augen kommt. Dessenungeachtet dürft Ihr nur eine geeignete Vorstellung beim Kaiser machen, worin Ihr beweiset, daß Ihr nicht in feindlicher Absicht, sondern allein des Handels wegen hergekommen seid und wir wollen unsere Bitten mit den Eurigen vereinen, um Euch die Handelsfreiheit an diesem Platze auszuwirken.“ Mae hatte auch Geld mitgebracht, um uns zu zeigen, daß es ihm Ernst war, Einkäufe zu machen, und versprach, verschiedenen Kaufleuten einen Wink zu geben, daß sie dasselbe thun sollten.

4. Juni. Es kamen mehrere Mandarinen, unter ihnen Sön und ein Secretair des Admirals, welcher uns ein Papier übergab, worin es hieß, wir würden, auch wenn wir ein Jahr lang und zwei Jahr lang blieben, doch nicht die Erlaubniß erhalten, frei zu handeln. Wir erfuhren auch, daß Tages darauf ein Abgesandter des Gouverneurs ankommen würde, welcher das Verhalten der Orts-Mandarinen untersuchen sollte. Dies kann

den Rang und das Vermögen des Admirals und anderer Mandarinen in Gefahr bringen; daher ihr ernstlicher Wunsch, uns noch zuvor los zu werden. Man sagte uns, der Admiral bedauere recht ernstlich, daß er uns nicht früher den Handel freigegeben habe, weil dies die Sache abgekürzt und ihm viel Unannehmlichkeiten erspart hätte. Wir hofften, entgegneten wir, daß man künftig bessere Einrichtungen treffen würde.

Als wir am Abend stromaufwärts gingen, wurden wir gewaltsam angehalten, machten uns aber (was wohl besser unterblieben wäre) ebenfalls mit Gewalt Bahn. Wir näherten uns der Admirals-Dschunke, um dort Beschwerde zu führen, und wurden trotz den vorangegangenen Freundschaftsversicherungen wie Feinde behandelt. Die Dschunke war so mit Leuten überfüllt, daß sie außer Stande schien, irgend ein Manöver auszuführen. Das Schiffsvolk war in Angst, daß wir ankern möchten, unerachtet wir unsere freundschaftliche Gesinnung versicherten. Alle anwesenden Mandarinen versprachen uns zur Einrichtung unserer Geschäfte nach besten Kräften und sogleich behülflich zu sein.

5. Juni. Gestern unterhandelten wir mit einem Kaufmanne, den die Mandarinen abgeschickt hatten, und welcher sich erbot, die ganze Ladung gleich in Bausch und Bogen zu nehmen, und theils in reicher Seide, theils in Silber zu bezahlen. Der Mann schien ein achtbarer Kaufmann aus Ningpo. Er gab uns den Rath, kräftig gegen die Mandarinen aufzutreten.

In der Audienzhalle, die wir an diesem Tage besuchten, fanden wir einige Unter-Mandarinen, welche mit dem Abgeordneten des Gouverneurs von Fuhkien angekommen waren. Sie versicherten uns, daß es ganz unmöglich wäre uns Handelsfreiheit zu bewilligen, doch sollte die Sache in Ueberlegung gezogen werden; auch sei man geneigt, unsertwegen einen besonderen Be-

richt an den Kaiser abzulassen. Mae sprach darauf heimlich mit Herrn Lindsay und schlug den Ausweg des Schmuggelhandels vor, er erkundigte sich auch sehr angelegentlich, ob die Kaufleute heut an Bord gewesen wären.

Um uns nicht hinauszulassen, hatten sie zwei Reihen Soldaten vor dem Tempel aufgestellt. Wir fragten, ob man uns als Gefangene ansehe, und durchbrachen zu ihrem großen Erstaunen die Reihen. Das Volk entschädigte uns durch seine außerordentliche Freundlichkeit, für die von seiner Obrigkeit uns unter dem Titel von Freundschaft zugefügten Unbilde. Dafür suchten wir sie von den Schlägen der Polizeisoldaten, welche reichlich ausgetheilt wurden, zu erretten. Ein ermahnendes Wort von uns reichte hin, um einen dichten Haufen zur Ruhe zu bringen; es gelang uns weit besser als den Creaturen der Mandarinen.

7. Juni. Der Täotä erließ einen Befehl an uns, unverzüglich den Gesetzen des himmlischen Reiches zu gehorsamen, dessen Herrschaft über den Ocean reicht, und dessen Macht die ganze Welt in Dienstbarkeit und Ehrfurcht halte. Wir sollten den festen Bestimmungen uns ohne Widerspruch fügen und den Hafen verlassen. Wir antworteten in einem Schreiben, daß wir auf Erfüllung der uns gethanen Versprechungen beständen.

Wäre unser Schiff ein Privathandelsfahrzeug gewesen, so hätten wir sie leicht durch beharrlichen Widerstand zwingen können, unser Verlangen zu erfüllen, wie auch die Kaufleute insgesammt uns riethen; so aber hatten wir unsere Instructionen, die wir nicht überschreiten durften.

9. Juni. Die stürmische Witterung zwang uns, unseren unsicheren Ankergrund zu verlassen und in den Hafen einzulaufen. Da unsere Flagge wehete, wurden wir gefragt ob dieß nicht die Blutflagge wäre. Der Argwohn gegen uns verläßt sie nicht. Der Schreiber des Täotä überbrachte mehrere in sehr

milder Sprache abgefaßte Depeschen, worin zuletzt der Denkspruch vorkam: „Wer dem Himmel gehorcht hat Glück, wer dem Himmel sich widersetzt, geht unter.“

10. Juni. Ich hatte heute die Freude mehrere Bücher auszutheilen und mehreren Leidenden körperliche Erleichterung zu verschaffen. Einige wohlgekleidete Personen, welche sich einstellten, schienen als Spione abgeschickt zu sein. Wir begegneten ihnen freundlich und zeigten ihnen alles Sehenswerthe. Sie verließen uns eilig, um dem Admiral Bericht zu bringen. — Um unser Vordringen auf dem Flusse zu hindern, waren die Dschunken durch Bambus mit einander verbunden worden. Heute durchbrach unser großes Boot diese Linie zu großem Ergötzen einiger Mandarinen, denen das elende Bollwerk lächerlich gewesen war. Se. Excellenz der Admiral hat lange krank gelegen. Ich bot ihm meinen Beistand an, den er aber ablehnte; er ließ uns durch Sön sagen, seine Leiden würden ohne Medicin aufhören, sobald wir aus dem Hafen wären. Sön klagte uns, wie viel sein Vorgesetzter von der Doppelgängigkeit seiner Mit-Mandarinen auszustehen hätte, und warnte uns vor ihrer Tücke.

12. Juni. Der Entschluß wurde endlich gefaßt, den Hafen zu verlassen. Mae bot uns 600 Thaler Wartegeld ꝛc. Wir lehnten es mit Dank ab, denn sie würden uns sonst in ihren Berichten als Bettler dargestellt haben. Einige Mandarinen sprachen den Wunsch aus, daß unsere Angelegenheiten, wenn wir etwa im nächsten Jahre wiederkämen, weniger Hindernisse finden möchten. Wir erhielten mancherlei Geschenke und Segenswünsche mit auf den Weg. Die höchsten Beamten trugen kein Bedenken, uns ihr herzliches Bedauern auszudrücken, über die Vereitlung eines Unternehmens, welches beiden Theilen so viel Vortheil versprach. Die Neugier des Volkes war immer sehr groß gewesen. Es war täglich zum Strande geströmt, um

das Schiff zu sehen; unzählige Haufen versammelten sich jetzt, um bei der Abfahrt zugegen zu sein. Die Mandarinen hatten während unseres kurzen Aufenthaltes bei Schinhae alle Mittel uns zu schrecken versucht, da sie aber ihre Kanonen und Schiffe ohne Wirkung sahen, beschränkten sie sich auf die Gewalt der Ueberredung. Dabei versprachen sie sich von Mae's Geschicklichkeit das Beste und waren sehr niedergeschlagen, da auch dieser so wenig ausrichtete.

15. Juni. Wir waren am 13ten schon abgesegelt und hatten die romantische Insel Kintâng in der Nachbarschaft von Ningpo an demselben Tage erreicht. Die Mandarinen hatten uns manchen Wink gegeben, daß sie dem Volke wohl zulassen würden, uns an Bord zu besuchen, wenn wir nur erst aus dem Hafen wären. Wir gaben zwar nichts hierauf, hielten aber doch für gut, die See an dieser Stelle kennen zu lernen, und einen Vorrath frischen Wassers einzunehmen. Der Hafen war sehr bequem und sicher, aber wir waren nicht tief hineingefahren.

Wir machten Excursionen auf der schönen Insel, kamen über Thal und Hügel, und blieben vor manchen Tempeln und Häusern stehen. Die fruchtbaren Thäler, welche alle in derselben Richtung fortlaufen, sind von Bächen durchschnitten und geben reiche Ernten. Die begrünten Höhen liefern Brenn- und Bauholz. Die meisten Obstarten, welche im südlichen Europa wachsen, gedeihen trefflich und der Boden würde gewiß nichts versagen, was die Anbauer ihm abzugewinnen sich bemühen wollten. Wir erstiegen einige der höchsten Gipfel und übersahen von dort einen großen Theil der Insel. Die Schönheiten der Natur sind da in aller Fülle und Mannigfaltigkeit einem zahlreichen beglückten Volke dargeboten, dem zum höchsten Wohlergehen auf Erden nichts als das beseligende Gut des christlichen Lebens fehlt. Sie genießen der Frucht ihrer Arbeit, denn kein

Bedrücker, kein Mandarin wird unter ihnen gefunden; sie bezahlen nur die herkömmlichen Abgaben, welche sie auf ihrer fruchtbaren Insel leicht erschwingen. Sie haben viele Tempel die auf den schönsten Punkten erbaut sind. Wir unterredeten uns mit mehreren Priestern, denen wir vom Christenthume erzählten. Unsere Bücher waren schnell vertheilt und wurden von vielem Volke begierig gelesen. Wir bewunderten die Sauberkeit, welche in den Häusern und der Kleidung der Eingebornen herrschte. Sie freuten sich auch mit uns. Wir setzten uns mitten unter einer aus allen Theilen der Insel versammelten Menge nieder, um unsere Mittagsmahlzeit einzunehmen. Sie hatten ihre Lust daran, und was sie sagten war verständig und treffend. Auf dem Rückwege besuchten wir eine Schule. Ich sprach mit dem Lehrer über die Schwierigkeit, den jungen Kindern so subtile Lehren als ihre klassischen Bücher enthielten, beizubringen. Er entgegnete, es wäre nun einmal herkömmlich. Ich stellte ihm vor, daß es besser sei, die Geisteskräfte seiner Z[illegible]inge auszubilden, als ihnen zwei Jahre lang Zeichen ein[illegible] war so höflich, den Versuch zu versprechen, den [illegible] nie zu machen gedachte. Mehrere Götzenbilder [illegible] am Wege au[illegible] vor denen das [illegible] wenig Weih[illegible]det.

16. J[illegible]ten viele Gä[illegible] frage nach [illegible]nd Büchern ich diese Ins[illegible]en werde, s[illegible] Manche die [illegible]en, daß Chr[illegible] Sünder in di[illegible]ien ist.

Das Geschr[illegible]s-Dschunke[illegible] ziemlich weit zurü[illegible] einige Bü[illegible] Bewegungen, hinde[illegible]olk nicht,

zu kommen und machten ſich überhaupt nichts mit uns zu ſchaffen. Wir ſagten nun der Provinz Schikieng Lebewohl und machten uns nach Schänghae in der Provinz Kieng-ſu auf.

(Fortſetzung folgt).

XV.

Flüchtige Blätter.

(Aus einem in Spanien und Portugal während der Jahre 1832 bis 1834 gehaltenen Tagebuche)

von

Oberſt-Lieutenant Lovell Badcock*).

1.

Beſuch des Verfaſſers in Portugal — Charakter der Einwohner — ihre Gefühle gegen die Engländer — Quarantaine — das Lazareth — Zuſtand von Liſſabon — Reiſe nach der ſpaniſchen Grenze — Feſtung Elvas — Stadt — Zweck meiner Reiſe — Ritt nach Badajos — Benehmen des Gouverneurs — Rückkehr nach Elvas und Liſſabon — die britiſche Kirche — Quintas in der Umgegend — Cintra — St. Petersfeſt — Abgang nach der ſpaniſchen Grenze — Gegenſatz zwiſchen Spanien und Portugal — mißtrauiſche Aufnahme zu Badajos.

Es war mein Schickſal, Portugal nur in Zeiten der Unruhe und des Elends zu ſehen, wo das Volk unter fremder Invaſion oder inneren Zwiſten litt. Wenige haben das Land ſelbſt in

---

*) Rough Leaves from a Journal kept in Spain and Portugal during the years 1832, 1833 and 1834, by Lieut.-Col. Lovell Badcock. London 1833. Dieſes Werk enthält eigentlich nur Beſchreibung des in jenen Jahren in Portugal wüthenden Krieges, inſofern der Verfaſſer daran Theil genommen,

solchen Tagen gesehen, ohne freundliche Erinnerungen und Gefühle für seine Bewohner zurückzubringen, ob es gleich Ton gewesen ist, sie gering zu schätzen. Man scheint den Volkscharakter nur nach dem Theile Lissabons beurtheilt zu haben, der, am Strome gelegen, den Namen Bull-Bay trägt, einem Orte, von welchem aus man über die Portugiesen eben so viel schließen lernt, als etwa von St. Giles *) in London auf die Engländer.

Die Portugiesen sind gutherzige, sanfte Leute, von außerordentlich höflichen Sitten, still und häuslich, ihren Fürsten ergeben, gehorsam und voll Liebe für ihre alten Gesetze und Gebräuche. Früher blickten sie auf die Engländer, als auf treue und zuverlässige Verbündete, die immer bereit wären zu Schutz und Beistand; das aber ist nun lange vorbei und wir selbst sind Schuld daran.

Nachdem wir unsere Quarantaine, statt in der schlecht eingerichteten Anstalt, auf englischen Schiffen ausgehalten, gingen wir am 9. Juni (1832) nach dem Lazarethe an dem linken Ufer des Tajo, um Praktika zu erhalten, und der Durchgang durch ein Zimmer, wo etwas mit Weinessig befeuchtete Holzkohle brannte, reichte hin, uns durchaus unverdächtig zu machen. Die Furcht vor der Cholera — vielleicht auch vor politischer Contagion, war sehr groß in Lissabon.

Wir stiegen nun an Land und nahmen unsere Wohnung in Reeve's Hotel zu Buenos Ayres, das den Britten, wegen seiner schönen Lage, frischen Luft und Aussicht auf den Tajo, so wie wegen der Reinlichkeit, Bequemlichkeit und guten Aufwartung wohl bekannt ist.

---

doch findet man darin viele sehr treffende Bemerkungen über das Land und dessen Bewohner, welche wir zusammenzustellen uns bemühen wollen.

*) Wo die Fischhändlerinnen sitzen. Red.

Ich blieb nur bis zum 11ten in Liſſabon, wo ungewöhnliche Stille herrſchte. Polizei zu Fuß und zu Pferde patrouillirte durch die Hauptſtraßen, Jedermann ſchien wichtige Ereigniſſe zu erwarten, indeß Don Miguel fortwährend ab- und zukam, bald zu Pferde oder Wagen, öfter jedoch zu Waſſer.

Am 11ten fuhr ich nach Aldea Gallega hinüber, eine ſtürmiſche Fahrt von etwa neun Meilen, und ritt ſodann auf Poſtpferden, während eines der heißeſten Tage, die ich jemals empfunden habe, über die Ebene von weißem Sande und Kiefernwäldern an der Südſeite des Tajo. Dieſe Wälder geben wenig oder gar keinen Schatten, und machen die Luft, deren Durchzug ſie hindern, nur noch ſchwüler. Das offene Land wird nur durch eine Menge von Ciſtusroſen belebt.

Von Pegoens, einem elenden Poſthauſe und Weiler, wo ich Pferde wechſelte, ritt ich, über Vendas Novas, eine kleine Poſtſtation, nach Monte Moro Nova. In der Nähe dieſes auf einem Felſen erbauten Ortes verwandelte ſich die dürre Landebene in eine wildromantiſche Scenerie, belebt durch eine Menge von Geſträuch, das zwiſchen Felſen emporwuchs, und durch einige Marmorbrunnen mit dem reinſten Waſſer. Die Stadt hat ein mauriſches Anſehen.

Da es ſpät war, gedachte ich hier zu bleiben und einige Erfriſchung zu mir zu nehmen. Als ſich aber die Nachricht von meiner Ankunft verbreitete, verſammelte ſich eine Anzahl Bauern unter dem Rufe: Viva Don Miguel! Ein Aufruhr drohte auszubrechen, da man mich für einen Agenten Dom Pedros halten mochte, und man mußte das Thor ſchließen. Ein heftiges Gewitter zerſtreute jedoch den Haufen, und ich benutzte die Gelegenheit, um in der dunkelſten Nacht meinen Weg nach Oriolas, Vendade Duque und Eſtremos fortzuſetzen. Im letzteren Orte ſprach ich den General Barbacena, und kam Nach-

den Rang und das Vermögen des Admirals und anderer Mandarinen in Gefahr bringen; daher ihr ernstlicher Wunsch, uns noch zuvor los zu werden. Man sagte uns, der Admiral bedauere recht ernstlich, daß er uns nicht früher den Handel freigegeben habe, weil dies die Sache abgekürzt und ihm viel Unannehmlichkeiten erspart hätte. Wir hofften, entgegneten wir, daß man künftig bessere Einrichtungen treffen würde.

Als wir am Abend stromaufwärts gingen, wurden wir gewaltsam angehalten, machten uns aber (was wohl besser unterblieben wäre) ebenfalls mit Gewalt Bahn. Wir näherten uns der Admirals-Dschunke, um dort Beschwerde zu führen, und wurden trotz den vorangegangenen Freundschaftsversicherungen wie Feinde behandelt. Die Dschunke war so mit Leuten überfüllt, daß sie außer Stande schien, irgend ein Manöver auszuführen. Das Schiffsvolk war in Angst, daß wir ankern möchten, unerachtet wir unsere freundschaftliche Gesinnung versicherten. Alle anwesenden Mandarinen versprachen uns zur Einrichtung unserer Geschäfte nach besten Kräften und sogleich behülflich zu sein.

5. Juni. Gestern unterhandelten wir mit einem Kaufmanne, den die Mandarinen abgeschickt hatten, und welcher sich erbot, die ganze Ladung gleich in Bausch und Bogen zu nehmen, und theils in reicher Seide, theils in Silber zu bezahlen. Der Mann schien ein achtbarer Kaufmann aus Ningpo. Er gab uns den Rath, kräftig gegen die Mandarinen aufzutreten.

In der Audienzhalle, die wir an diesem Tage besuchten, fanden wir einige Unter-Mandarinen, welche mit dem Abgeordneten des Gouverneurs von Fuhkien angekommen waren. Sie versicherten uns, daß es ganz unmöglich wäre uns Handelsfreiheit zu bewilligen, doch sollte die Sache in Ueberlegung gezogen werden; auch sei man geneigt, unsertwegen einen besonderen Be-

richt an den Kaiser abzulassen. Mae sprach darauf heimlich mit Herrn Lindsay und schlug den Ausweg des Schmuggelhandels vor, er erkundigte sich auch sehr angelegentlich, ob die Kaufleute heut an Bord gewesen wären.

Um uns nicht hinauszulassen, hatten sie zwei Reihen Soldaten vor dem Tempel aufgestellt. Wir fragten, ob man uns als Gefangene ansehe, und durchbrachen zu ihrem großen Erstaunen die Reihen. Das Volk entschädigte uns durch seine außerordentliche Freundlichkeit, für die von seiner Obrigkeit uns unter dem Titel von Freundschaft zugefügten Unbilde. Dafür suchten wir sie von den Schlägen der Polizeisoldaten, welche reichlich ausgetheilt wurden, zu erretten. Ein ermahnendes Wort von uns reichte hin, um einen dichten Haufen zur Ruhe zu bringen; es gelang uns weit besser als den Creaturen der Mandarinen.

7. Juni. Der Täotä erließ einen Befehl an uns, unverzüglich den Gesetzen des himmlischen Reiches zu gehorsamen, dessen Herrschaft über den Ocean reicht, und dessen Macht die ganze Welt in Dienstbarkeit und Ehrfurcht halte. Wir sollten den festen Bestimmungen uns ohne Widerspruch fügen und den Hafen verlassen. Wir antworteten in einem Schreiben, daß wir auf Erfüllung der uns gethanen Versprechungen bestünden.

Wäre unser Schiff ein Privathandelsfahrzeug gewesen, so hätten wir sie leicht durch beharrlichen Widerstand zwingen können, unser Verlangen zu erfüllen, wie auch die Kaufleute insgesammt uns riethen; so aber hatten wir unsere Instructionen, die wir nicht überschreiten durften.

9. Juni. Die stürmische Witterung zwang uns, unseren unsicheren Ankergrund zu verlassen und in den Hafen einzulaufen. Da unsere Flagge wehete, wurden wir gefragt ob dieß nicht die Blutflagge wäre. Der Argwohn gegen uns verläßt sie nicht. Der Schreiber des Täotä überbrachte mehrere in sehr

milder Sprache abgefaßte Depeschen, worin zuletzt der Denkspruch vorkam: „Wer dem Himmel gehorcht hat Glück, wer dem Himmel sich widersetzt, geht unter.“

10. Juni. Ich hatte heute die Freude mehrere Bücher auszutheilen und mehreren Leidenden körperliche Erleichterung zu verschaffen. Einige wohlgekleidete Personen, welche sich einstellten, schienen als Spione abgeschickt zu sein. Wir begegneten ihnen freundlich und zeigten ihnen alles Sehenswerthe. Sie verließen uns eilig, um dem Admiral Bericht zu bringen. — Um unser Vordringen auf dem Flusse zu hindern, waren die Dschunken durch Bambus mit einander verbunden worden. Heute durchbrach unser großes Boot diese Linie zu großem Ergötzen einiger Mandarinen, denen das elende Bollwerk lächerlich gewesen war. Se. Excellenz der Admiral hat lange krank gelegen. Ich bot ihm meinen Beistand an, den er aber ablehnte; er ließ uns durch Sön sagen, seine Leiden würden ohne Medicin aufhören, sobald wir aus dem Hafen wären. Sön klagte uns, wie viel sein Vorgesetzter von der Doppelgängigkeit seiner Mit-Mandarinen auszustehen hätte, und warnte uns vor ihrer Tücke.

12. Juni. Der Entschluß wurde endlich gefaßt, den Hafen zu verlassen. Mae bot uns 600 Thaler Wartegeld ꝛc. Wir lehnten es mit Dank ab, denn sie würden uns sonst in ihren Berichten als Bettler dargestellt haben. Einige Mandarinen sprachen den Wunsch aus, daß unsere Angelegenheiten, wenn wir etwa im nächsten Jahre wiederkämen, weniger Hindernisse finden möchten. Wir erhielten mancherlei Geschenke und Segenswünsche mit auf den Weg. Die höchsten Beamten trugen kein Bedenken, uns ihr herzliches Bedauern auszudrücken, über die Vereitlung eines Unternehmens, welches beiden Theilen so viel Vortheil versprach. Die Neugier des Volkes war immer sehr groß gewesen. Es war täglich zum Strande geströmt, um

das Schiff zu sehen; unzählige Haufen versammelten sich jetzt, um bei der Abfahrt zugegen zu sein. Die Mandarinen hatten während unseres kurzen Aufenthaltes bei Schinhae alle Mittel uns zu schrecken versucht, da sie aber ihre Kanonen und Schiffe ohne Wirkung sahen, beschränkten sie sich auf die Gewalt der Ueberredung. Dabei versprachen sie sich von Mae's Geschicklichkeit das Beste und waren sehr niedergeschlagen, da auch dieser so wenig ausrichtete.

15. Juni. Wir waren am 13ten schon abgesegelt und hatten die romantische Insel Kintâng in der Nachbarschaft von Ningpo an demselben Tage erreicht. Die Mandarinen hatten uns manchen Wink gegeben, daß sie dem Volke wohl zulassen würden, uns an Bord zu besuchen, wenn wir nur erst aus dem Hafen wären. Wir gaben zwar nichts hierauf, hielten aber doch für gut, die See an dieser Stelle kennen zu lernen, und einen Vorrath frischen Wassers einzunehmen. Der Hafen war sehr bequem und sicher, aber wir waren nicht tief hineingefahren.

Wir machten Excursionen auf der schönen Insel, kamen über Thal und Hügel, und blieben vor manchen Tempeln und Häusern stehen. Die fruchtbaren Thäler, welche alle in derselben Richtung fortlaufen, sind von Bächen durchschnitten und geben reiche Ernten. Die begrünten Höhen liefern Brenn- und Bauholz. Die meisten Obstarten, welche im südlichen Europa wachsen, gedeihen trefflich und der Boden würde gewiß nichts versagen, was die Anbauer ihm abzugewinnen sich bemühen wollten. Wir erstiegen einige der höchsten Gipfel und übersahen von dort einen großen Theil der Insel. Die Schönheiten der Natur sind da in aller Fülle und Mannigfaltigkeit einem zahlreichen beglückten Volke dargeboten, dem zum höchsten Wohlergehen auf Erden nichts als das beseligende Gut des christlichen Lebens fehlt. Sie genießen der Frucht ihrer Arbeit, denn kein

Bedrücker, kein Mandarin wird unter ihnen gefunden; sie bezahlen nur die herkömmlichen Abgaben, welche sie auf ihrer fruchtbaren Insel leicht erschwingen. Sie haben viele Tempel die auf den schönsten Punkten erbaut sind. Wir unterredeten uns mit mehreren Priestern, denen wir vom Christenthume erzählten. Unsere Bücher waren schnell vertheilt und wurden von vielem Volke begierig gelesen. Wir bewunderten die Sauberkeit, welche in den Häusern und der Kleidung der Eingebornen herrschte. Sie freuten sich auch mit uns. Wir setzten uns mitten unter einer aus allen Theilen der Insel versammelten Menge nieder, um unsere Mittagsmahlzeit einzunehmen. Sie hatten ihre Lust daran, und was sie sagten war verständig und treffend. Auf dem Rückwege besuchten wir eine Schule. Ich sprach mit dem Lehrer über die Schwierigkeit, den jungen Kindern so subtile Lehren als ihre klassischen Bücher enthielten, beizubringen. Er entgegnete, es wäre nun einmal herkömmlich. Ich stellte ihm vor, daß es besser sei, die Geisteskräfte seiner Zöglinge auszubilden, als ihnen zwei Jahre lang Zeichen einzuüben. Er war so höflich, den Versuch zu versprechen, den er vermuthlich nie zu machen gedachte. Mehrere Götzenbilder sind in kleinen Schreinen am Wege aufgestellt, vor denen das Volk im Vorbeigehen ein wenig Weihrauch anzündet.

16. Juni. Wir hatten viele Gäste an Bord. Die Nachfrage nach Medikamenten und Büchern war gleich stark. Wenn ich diese Insel wieder besuchen werde, so finde ich ohne Zweifel Manche die es gelernt haben, daß Christus zur Rettung der Sünder in die Welt gekommen ist.

Das Geschwader der Kriegs-Dschunken hatte sich unterdessen ziemlich weit zurückgezogen, nur einige Böte bewachten unsere Bewegungen, hinderten aber das Volk nicht, zu uns an Bord

zu kommen und machten ſich überhaupt nichts mit uns zu ſchaffen. Wir ſagten nun der Provinz Schikieng Lebewohl und machten uns nach Schänghae in der Provinz Kiang-ſu auf.

(Fortſetzung folgt).

XV.

Flüchtige Blätter.

(Aus einem in Spanien und Portugal während der Jahre 1832 bis 1834 gehaltenen Tagebuche)

von

Oberſt-Lieutenant Lovell Badcock*).

1.

Beſuch des Verfaſſers in Portugal — Charakter der Einwohner — ihre Gefühle gegen die Engländer — Quarantaine — das Lazareth — Zuſtand von Liſſabon — Reiſe nach der ſpaniſchen Grenze — Feſtung Elvas — Stadt — Zweck meiner Reiſe — Ritt nach Badajos — Benehmen des Gouverneurs — Rückkehr nach Elvas und Liſſabon — die britiſche Kirche — Quintas in der Umgegend — Cintra — St. Petersfeſt — Abgang nach der ſpaniſchen Grenze — Gegenſatz zwiſchen Spanien und Portugal — mißtrauiſche Aufnahme zu Badajos.

Es war mein Schickſal, Portugal nur in Zeiten der Unruhe und des Elends zu ſehen, wo das Volk unter fremder Invaſion oder inneren Zwiſten litt. Wenige haben das Land ſelbſt in

---

*) Rough Leaves from a Journal kept in Spain and Portugal during the years 1832, 1833 and 1834, by Lieut.-Col. Lovell Badcock. London 1833. Dieſes Werk enthält eigentlich nur eine Beſchreibung des in jenen Jahren in Portugal wüthenden Bürgerkrieges, inſofern der Verfaſſer daran Theil genommen,

ſolchen Tagen geſehen, ohne freundliche Erinnerungen und Gefühle für ſeine Bewohner zurückzubringen, ob es gleich Ton geweſen iſt, ſie gering zu ſchätzen. Man ſcheint den Volkscharakter nur nach dem Theile Liſſabons beurtheilt zu haben, der, am Strome gelegen, den Namen Bull-Bay trägt, einem Orte, von welchem aus man über die Portugieſen eben ſo viel ſchließen lernt, als etwa von St. Giles *) in London auf die Engländer.

Die Portugieſen ſind gutherzige, ſanfte Leute, von außerordentlich höflichen Sitten, ſtill und häuslich, ihren Fürſten ergeben, gehorſam und voll Liebe für ihre alten Geſetze und Gebräuche. Früher blickten ſie auf die Engländer, als auf treue und zuverläſſige Verbündete, die immer bereit wären zu Schutz und Beiſtand; das aber iſt nun lange vorbei und wir ſelbſt ſind Schuld daran.

Nachdem wir unſere Quarantaine, ſtatt in der ſchlecht eingerichteten Anſtalt, auf engliſchen Schiffen ausgehalten, gingen wir am 9. Juni (1832) nach dem Lazarethe an dem linken Ufer des Tajo, um Praktika zu erhalten, und der Durchgang durch ein Zimmer, wo etwas mit Weineſſig befeuchtete Holzkohle brannte, reichte hin, uns durchaus unverdächtig zu machen. Die Furcht vor der Cholera — vielleicht auch vor politiſcher Contagion, war ſehr groß in Liſſabon.

Wir ſtiegen nun an Land und nahmen unſere Wohnung in Reeve's Hotel zu Buenos Ayres, das den Britten, wegen ſeiner ſchönen Lage, friſchen Luft und Ausſicht auf den Tajo, ſo wie wegen der Reinlichkeit, Bequemlichkeit und guten Aufwartung wohl bekannt iſt.

---

doch findet man darin viele ſehr treffende Bemerkungen über das Land und deſſen Bewohner, welche wir zuſammenzuſtellen uns bemühen wollen.

*) Wo die Fiſchhändlerinnen ſitzen. Red.

Ich blieb nur bis zum 11ten in Liſſabon, wo ungewöhnliche Stille herrſchte. Polizei zu Fuß und zu Pferde patrouillirte durch die Hauptſtraßen, Jedermann ſchien wichtige Ereigniſſe zu erwarten, indeß Don Miguel fortwährend ab- und zukam, bald zu Pferde oder Wagen, öfter jedoch zu Waſſer.

Am 11ten fuhr ich nach Aldea Gallega hinüber, eine ſtürmiſche Fahrt von etwa neun Meilen, und ritt ſodann auf Poſtpferden, während eines der heißeſten Tage, die ich jemals empfunden habe, über die Ebene von weißem Sande und Kiefernwäldern an der Südſeite des Tajo. Dieſe Wälder geben wenig oder gar keinen Schatten, und machen die Luft, deren Durchzug ſie hindern, nur noch ſchwüler. Das offene Land wird nur durch eine Menge von Ciſtusroſen belebt.

Von Pegoens, einem elenden Poſthauſe und Weiler, wo ich Pferde wechſelte, ritt ich, über Vendas Novas, eine kleine Poſtſtation, nach Monte Moro Nova. In der Nähe dieſes auf einem Felſen erbauten Ortes verwandelte ſich die dürre Landebene in eine wildromantiſche Scenerie, belebt durch eine Menge von Geſträuch, das zwiſchen Felſen emporwuchs, und durch einige Marmorbrunnen mit dem reinſten Waſſer. Die Stadt hat ein mauriſches Anſehen.

Da es ſpät war, gedachte ich hier zu bleiben und einige Erfriſchung zu mir zu nehmen. Als ſich aber die Nachricht von meiner Ankunft verbreitete, verſammelte ſich eine Anzahl Bauern unter dem Rufe: Viva Don Miguel! Ein Aufruhr drohte auszubrechen, da man mich für einen Agenten Dom Pedros halten mochte, und man mußte das Thor ſchließen. Ein heftiges Gewitter zerſtreute jedoch den Haufen, und ich benutzte die Gelegenheit, um in der dunkelſten Nacht meinen Weg nach Oriolas, Vendade Duque und Eſtremos fortzuſetzen. Im letzteren Orte ſprach ich den General Barbacena, und kam Nach-

mittags in Elvas an, deſſen Straßen von wildausſehenden, drohenden Bauern erfüllt waren, die mich mit nichts Gutes verſprechenden Blicken anſahen.

Dieſe ſtarke Feſtung liegt anmuthig auf dem äußerſten Ende der portugieſiſchen Berge, ihrer Nebenbuhlerin Badajos gegenüber. Olivenwälder, Weingärten, Orangen- und Limonienbäume umgeben ſie, ſehr im Gegenſatze gegen die unſchöne Nachbarin. Die Stadt iſt wohlgebaut und die Balcons ſind mit Orangenbäumen und Blumen geſchmückt, dagegen ſind die Straßen erſchrecklich ſchmutzig und mit einer elenden und verzweifelten Bevölkerung — meiſt Schmugglern und Ausreißern — bedeckt. Eine ſchöne Leitung führt der Stadt ihren ganzen Waſſerbedarf zu; Wein und Früchte giebt es im Ueberfluſſe.

Ich war hier ein unwillkommener Gaſt, fand aber bei Herrn Pring, einem engliſchen Kaufmanne, treffliche Aufnahme, deſſen Haus jede Nacht von der Menge belagert wurde.

Der Zweck meiner Reiſe war, zu erfahren, ob die Spanier in Portugal eingerückt, oder im Begriffe wären, es zu thun, aber ich hörte wenig oder nichts von ihnen, und die Portugieſen ſagten, daß ſie ihre Ankunft weder wünſchten noch daran dächten.

Ich ritt, während der Hitze des Tages, wo nur Hunde und Engländer auf der Straße zu ſehen ſind, nach Badajos hinüber. Der gute Spanier auf dem Brückenpoſten an der Guadiana hielt ſeine Sieſta und ließ ſich darin nicht ſtören, während der Officier nur das Wappen auf meinem Paſſe betrachtete und mich zum Gouverneur ſchickte, der mich einlud, Spanien unverzüglich wieder zu verlaſſen. Auf meine Vorſtellungen geſtattete er mir unter Wachbegleitung mich eine Stunde in einem Hotel zu erfriſchen, worauf ich nach Elvas zurückritt. Ich verließ Elvas am 15ten unter dem Schutze der Sieſta und ritt ohne Aufenthalt in einundzwanzig Stunden nach Aldea Gallega

zurück, von wo ich nach Lissabon übersetzte, und Herrn Hoppner Bericht von meiner Reise abstattete. Die Wachen in der Stadt schienen sich verdoppelt zu haben, aber Alles war ruhig.

Ich besuchte die britische St. Georgenkirche, die an einem hohen Platze oberhalb des Klosters Estrella steht und von einem Walle umgeben ist, der einen prächtigen Garten, voll der schönsten Blumen und Staudengewächse, einschließt, während der zum Kirchhofe bestimmte Theil mit Cypressen und anderen Blumen besetzt ist. Die Kirche selbst ist ein recht hübsches, einfaches Gebäude, und im Allgemeinen sehr gut in Stande erhalten.

Verschiedene Quintas in der Umgegend, wie Laranjera, Bém Fica und andere wurden besehen. In letzterer befand sich ein schönes chinesisches Gebäude mit bunten Glasglocken, die, vom Winde bewegt, sehr lieblich tönten. Brunnen und große Cisternen dienten zur Wässerung u. s. w., und der Garten selbst war reich an Magnoliabäumen und den mannigfachsten Gewächsen. Auch den noch unmeublirten Palast Ajuda besuchte ich, und fand ihn schön gelegen und prächtig gebaut. Die Höhe von Montesanto, unmittelbar über dem Palaste Belem, gewährt eine prächtige und weite Aussicht über Cintra, das Meer und Alemtejo. Sie ist mit Windmühlen besetzt, die hübscher und nicht so schwerfällig als die Englischen sind.

Das Petersfest, welches am 30. Juni mit Kanonenschüssen und Erleuchtung gefeiert wurde, würde mir mehr Vergnügen gemacht haben, wenn nicht der schmähliche und für einen Fremden unerträgliche Schmutz der Straßen gewesen wäre. Die Luft dagegen ist an einigen Stellen von den herrlichsten Wohlgerüchen der Gewächse erfüllt.

Am 4. Juli machte ich, mit neuen Pässen und meinem Courier Jaro, aufs neue die Reise nach Elvas, ließ dort meinen Paß visiren und kam am 7ten nach Badajos, wo ich vom

Gouverneur, obgleich nicht sehr freundlich, doch aufgenommen wurde, und im Café Praça abtrat.

Der Unterschied zwischen beiden Nachbarländern ist auffallend. Man verläßt in Portugal eine zerrissene, bergige Gegend, mit Oliven, Weingärten, Granaten u. s. w. bedeckt, mit marmornen und granitnen Häusern und Dörfern, die aus dem Laube hervorglänzen, und mit Brunnen, die überall das reinste Quellwasser aus Marmormündungen in Becken ergießen; man betritt in Spanien ein baum- und grünloses, verbranntes Land, und erreicht Flecken mit hohen maurischen Wällen und Kuppeln. Der Volkscharakter ist nicht minder verschieden, obgleich ein gemeinsamer, östlicher Ursprung sich vielfach verräth. Der Portugiese ist von Natur einfach, ruhig, gutgeartet, sehr vorsichtig, aber wohlwollend und mitleidig, treu und ehrenhaft im höchsten Grade, wenn auch voll von Uebertreibungen. Eitelkeit ist sein vorherrschender Zug, er erfreut sich an Intriguen, ist außerordentlich eigen in Allem, was Etikette und Höflichkeit heißt, und anhänglich an das Alte. Geduldig und entsagend unter den größten Leiden, ist er zugleich sehr thätig und gewerbfleißig in einem Lande, das so sehr zur Ruhe einladet.

Der Spanier dagegen ist bei anscheinend offenen Sitten übermüthig und verrätherisch, seine Großmuth und Gastfreundschaft gleicht der des Arabers, welcher, wie jener, keine Fremden leiden mag; er ist selten gutherzig oder mitleidig. Die Straßen sind hier von Räubern erfüllt, und Meuchelmorde in Städten und Dörfern an der Tagesordnung. Seine politische Stellung macht dieses Volk zurückhaltend und verdachtvoll, spionirend und selbst stets von Spionen umgeben.

Man nennt die Frauen Spaniens schön, ein großer Theil ihrer Reize beruht auf der Zierlichkeit ihrer Bewegungen, ihren dunklen Augen und maurischen Trachten. In der Liebe sind sie

maßlos leidenschaftlich, eifersüchtig und selbst zum Excesse wüthend. Die portugiesischen Frauen sind weniger schön, aber anmuthiger, glänzend von Augen, liebevoll, treu und häuslich. Nach der Eifersucht zu schließen, mit der ich in Badajos bewacht war, mußten die Spanier glauben, daß ich eine Armee in meiner Tasche hätte, um ihre Festung zu nehmen *).

2.

Abreise von Badajos — Merida — Geburtsort Pizarros — Brücke zu Almaraz — Geleit von Cürassieren. — Placentia — gefährliche Straße — elendes Dorf — arme Bauern — Schlachtfeld — Ankunft zu Salamanca — Abreise — Räuber.

Ich verließ Badajos am 11ten in einer mit vier Maulthieren und zwei Pferden bespannten Deligence in Gesellschaft eines französischen Kaufmannes, dreier spanischen Officiere und meines portugiesischen Couriers. In leidlichem Schritt gings durch die sandige Ebene nach Talavera Real. Die Hitze war schrecklich. Wir wechselten hier das Gespann und fuhren nach Lobon, wobei die Mauleseltreiber (Mayoral und Yagal genannt) den ganzen Weg über schrien, von Zeit zu Zeit von ihren Sitzen sprangen, um die Thiere mit ihren kurzen Stöcken zu bestrafen, und sodann wieder aufsteigend die Namen, Bannana, Gentillana, Peligrina und Colonella aufmunternd ertönen ließen.

Wir erreichten Merida um 7 Uhr und passirten die Guadiana über die schönen Trümmer der Brücke des Trajan, die seit dem Halbinselkriege nicht ausgebessert worden ist, obschon man zu diesem Zwecke einige Steine aufgehäuft hat. Unsere

---

*) Sie denken vielleicht am Gibraltar.

Anmerk. d. Ueb.

Posada lag außer der Stadt, nahe einer alten römischen Wasserleitung mit Trümmern von Bädern u. s. w.

Um 1 Uhr machten wir uns wieder auf, durchfuhren das trockene, sandige Land bis nach Misjadas, einem niedlich an einem Berge zwischen Weingärten, Bäumen und Gärten gelegenen Dorfe. Die Gegend zwischen Santa-Cruz und Truxillo war ein trauriges Sand- und Steinland mit wilden Brombeersträuchen.

An letzterem Orte fanden wir eine sehr gute und reinliche Posada. Ich besuchte den Ort, wo ich nach der Schlacht von Talavera bivouakirt hatte. Das Land schien öder als jemals und eben so heiß. Der Geburtsort Pizarro's ist der ödeste Flecken den ich jemals sah, doch hat er einige schöne Gebäude.

Um 7 Uhr Abends kamen wir in Xarieejo an. Dieser ganz elend aussehende und verfallene Platz ist noch ganz in demselben Zustande, wie ihn die streitenden Heere Englands und Frankreichs verließen. Wir aßen hier nach dem gewöhnlichen spanischen Küchenzettel zu Abend, schlechte Olla mit Kaninchen, einen Hasen, Sallat und einen ziemlichen Wein. Obgleich wir hier nichts als Bettelei und Lumpen sahen, so waren doch die Titel der Leute ausnehmend hoch.

Um 1 Uhr nach Mitternacht fuhren wir weiter über einen Bergrücken zum Ufer des Tajo hinab, den wir mit einer Fähre überschritten, weil die Brücke zu Almaraz noch immer unfahrbar war. Die Häuser der Umgegend lagen in Trümmern, seit dem glänzenden Ueberfalle und Angriffe Lord Hills auf die Franzosen, im Jahre 1812. Die Scenerie war herrlich. Der zerbrochene Bogen, die bergigen Ufer, mit immergrünen Eichen bedeckt, und der schöne Tajo, der zwischen ihnen hinfloß, bildeten ein prächtiges Gemälde.

Durch das elende Dorf Almaraz kamen wir, um 9 Uhr früh, am 13ten nach Noval Moral, einem kleinen, lieblich an

einem Felsenberge gelegenen Dorfe, mit vielen Gärten und Weinbergen und Quellen vom reinsten Wasser. Hier verbinden sich die Straßen von Almaraz und Merida und von Placentia nach Madrid. Der Ort enthält 700 Häuser und liegt sehr gesund. Hier verließ ich die Diligence, um nach Norden zu gehen, und fragte in einer kleinen Posade nach meinem Wege. Ich hörte, daß das Land zwischen Naval Moreno und Placentia von Banditen durchzogen werde, und daß Reisende und Einwohner nur in großen Schaaren und wohlbewaffnet hindurchkönnten. Am andern Morgen nahm ich einen Führer mit drei Pferden, um mich und meinen Bedienten auf dem Wege nach Placentia zu geleiten. Wir waren bewaffnet, da jedoch an demselben Tage eine Escorte von Cürassieren zu Naval Moral ankam, die Geld und Gepäck nach Placentia führte, so machte ich dem Capitain meine Aufwartung, zeigte ihm meinen Paß und bat ihn um Erlaubniß, mich anzuschließen, was Capitain Cortunia gern gewährte. Er sagte mir, es sei unmöglich, ohne starke Begleitung durch das Land zu reisen. Die Pferde der Truppen waren meist in erbärmlichem Zustande.

Um Mitternacht am 15ten brachen wir auf, begleitet von vielen Weibern und Bauern, die das Geleit benutzten, ähnlich einer Caravane des Ostens. Wir marschirten mit allen kriegerischen Vorsichtsmaßregeln, mit Vorhut und Flanqueurs und die Truppen schienen diesen Dienst sehr wohl zu kennen. Wir durchzogen ein sandiges Land, bisweilen waldig, bisweilen offen, mit Felsen und hohen Brombeerbüschen am Saume der Wälder, die sehr gute Hinterhalte abgaben. Die Straße führte über einen kleinen schlechten Ort, Masequeda genannt, nahe am Fuße der Sierra Morena; die Einwohner waren ganz zerlumpt und sollten Banditen sein, auch schienen sie keineswegs günstig für die Truppen gesinnt.

Beim Alcalde waren wir leidlich bequem aufgenommen, der Ort mit ſeiner Ausſicht auf die Sierra Nevada und der großen Waldfläche, durch welche der Teitarfluß ſich windet, liegt ſehr angenehm. Um Mitternacht zogen wir durch die waldige Ebene weiter, über viele Bäche und eine Fuhrt des Hauptarmes des Teitar, bis zu dem Dörfchen Malepartida, und von da nach Placentia, einer alten, umwallten, maleriſch am Flußufer gelegenen, von Bergen umgebenen Stadt. Früchte und Lebensmittel ſind hier ſehr wohlfeil; meine Poſada war ſchrecklich ſchmutzig.

Ich verließ hier meine Pferde und traf einen Maulthiertreiber, welcher mich ſicher über den Paß von Bannos nach Salamanca zu bringen verſprach. Er wohnte im nahen Dorfe.

Am 17ten um Mitternacht brachen wir auf, unmittelbar hinter der Stadt begann der Bergweg, anfangs auf feſter Granitſtraße, die aber bald ſchrecklich ſchlecht und nur für Mauleſel und Ziegen gangbar war. Dies war derſelbe Weg, auf welchem einſt unſere und die franzöſiſche Artillerie ſo oft und leicht fortkam.

Ich verließ mein Maulthier, um ein wenig zu gehen, mußte es aber bald wieder beſteigen. Das ſichere Thier wählte die Höhe der Prellſteine der Straße, wo man über der furchtbaren, ſchwindlichen Höhe durch einen falſchen Tritt zerſchmettert werden mußte. Die Umſicht war entzückend, Felſen, Wälder, Thäler und Gebüſch vermiſchten ſich maleriſch.

Viele bewaffnete Landleute, mit Maulthieren und Früchten begegneten uns beim Herabſteigen unter dem Gruße: Vaya V. M. con Dios (Reiſet mit Gott, Herr).

Wir verbrachten die Tagesſitze zu Aldea Nova de Camino, ſechs Leguas von Placentia, wo ich ſehr gut empfangen wurde. Um 3 Uhr Nachmittags reiſten wir weiter, durch den Badeort

Puerto

Puertorico de Bannos, deſſen heiße Quellen berühmt ſind, gegen den Fluß Alenon hinabſteigend, den wir auf einer Brücke von Stein überſchritten, und ſo erreichten wir das elende Dorf Calçadella, wo wir etwas raſten mußten. Um 1 Uhr früh ging es durch eine wilde, ſteinige Gegend weiter in eine offene Ebene, durch das arme Dörfchen Fuente Roble nach Fuente Rubio. Das Volk war hier in ſo elendem Zuſtande, daß ein Bauerweib mir ſehr anlag, eines ihrer Kinder ihr abzunehmen, da ſie unmöglich alle ernähren könnte.

Am andern Morgen kamen wir durch einen Wald von immergrünen Eichen und Pfriemenbüſchen, der von Räubern unſicher ſein ſollte und wo wir deshalb einen Seitenweg einſchlugen, auf das Schlachtfeld der Aripalen und erreichten Salamanca am 19. Juni, 7 Uhr Abends.

Die Stadt war voll Truppen, unter General Sarsfields Befehlen, und ich erhielt Quartier in dem Hauſe eines Priors, Don Joſé Maria Barilla.

Nach Beendigung meiner Geſchäfte verließ ich dieſe Stadt, um längs der Grenze hinzureiſen, und begab mich in Geſellſchaft eines jungen Irländers nach Ciudad Rodrigo. Der Weg war ſchlecht, das Land dürr, waldig und eben, wir übernachteten in Lachaga, und ritten am andern Tage den von Räubern gefährdeten Weg, durch den Paß von Espirito Santo, nach der Stadt.

3.

Ciudad-Rodrigo — Arretirung — Landestrachten — alte Bekanntſchaft — ein Zank — Contrabandiſtas — alte Art zu dreſchen — Salamanca — ſchreckliche Exploſion — trauriges Land — Gebäude — große Meſſe.

In Ciudad-Rodrigo ward ich ſehr unfreundlich vom Gouverneur empfangen, und von Spionen umgeben. Ich beſuchte

Nachmittags den Wall, wo eine Officierswache mich arretirte, und mich nach der Hauptwache brachte. Ich beschwerte mich sehr lebhaft, und ward nach zwei Stunden wieder freigelassen.

Am 1. August machte ich einen Ausflug nach Gallegos, wo die Bauern mich umringten, um nach englischen Officieren, und besonders nach dem Senhor Lorde (Wellington), zu fragen. Die Kleidung dieser Leute ist sehr malerisch, aus bunten Wollstoffen in geschmackvollen Farben. Das Land schien schlechter angebaut, als zu unserer Zeit, es war dürre und unfruchtbar.

Durch ein zerschnittenes Land kam ich nach Castellejos de dos Casas, wo mich ein altes Weib als ihren ehemaligen Kriegsgast umarmte, und in ihr Haus zog. Ich verweilte noch einige Tage zu Ciudad-Rodrigo; aber den beständigen Verfolgungen der Royalisten ausgesetzt, beschloß ich mit Herrn O'Hagan und meinem Bedienten am 5ten abzureisen. Die Stadt ist wohl befestigt, doch nicht gut bewaffnet, die Straßen sehr schmutzig, die Bauern der Umgegend ein schöner Menschenschlag, von offenen und freien Sitten.

Nach einem heißen Ritte kamen wir zu San Felices el Grande an, einer alten umwallten Stadt von maurischem Ursprunge. Zu meiner Abreise von hier waren aus Versehen zweimal Lastthiere bestellt worden, und ich bezahlte, um Lärm zu vermeiden, den Maulthiertreiber, den ich nicht gebrauchte, fast für den ganzen Weg, was meine Hauswirthin, welche die andern Thiere bestellt hatte, in eine schreckliche Wuth gegen Jenen versetzte.

Nachdem ich diesen Sturm möglichst beschworen, nahm ich meinen Weg nach Hinojosa, am Einflusse des Agunda in den Duero. Die Ufer sind hier überall felsig und jäh. Ein altes Castell findet sich hier, die Stadt aber ist offen, und die Größe und Pracht der Umgebung überraschend. Die Einwohner sind

meiſt Contrabandiſtas. Ich erhielt nur ſchwer eine Wohnung, leicht aber guten portugieſiſchen Wein. Am andern Morgen kam ich, den Duero aufwärts, durch ein ſehr wildromantiſches Waldland nach Vernilla, wo eine alte mauriſche Burg ſteht, und begegnete unterweges einem wohlbewaffneten Schmuggler-Corps. Wir raſteten über Mittag im Freien, am ſchattigen Ufer eines Bergſtromes und durchritten ein herrliches, aber wenig bebautes Land, bis zur Ebene von Veturidins, einem kleinen reinlichen Städtchen mit höflichen Einwohnern. Ueberall ward, nach alter Sitte, das Korn durch Mauleſel und Pferde ausgetreten.

Um 6 Uhr des folgenden Abends kam ich nach Salamanca, und ward dort in meinem Nachtquartiere von Wanzen faſt aufgezehrt. Die Hitze war ausnehmend; ich beſuchte häufig die Kafés, wo Eis im Ueberfluſſe war. Die Bäder von Ledesma, vier Leguas von der Stadt, fand ich eben ſo ſchön gelegen, als ſchlecht eingerichtet. Salamanca iſt mit Lebensmitteln aller Art wohlverſehen; Gemüſe, Früchte und Wild finden ſich im Ueberfluſſe, feine Forellen, Aale, Krebſe und Fröſche; Geflügel aller Art, Haſen, Rebhühner, wilde Hühner, Tauben, Lämmer und Wildpret ſind reichlich zu mäßigen Preiſen zu haben. Die Stadt iſt noch in vielen Theilen nur eine Ruine. Wo einſt die Franzoſen eine ſtarke Redoute hatten, baute man jetzt wieder ein neues Kloſter. Die Trümmerhaufen ſchrieben ſich noch von der Zeit her, wo die uns ablöſende Spaniſche Garniſon keinen beſſeren Ort zum Cigarrenrauchen gekannt hatte, als die Stelle, wo die Franzoſen ihr Schießpulver zurückgelaſſen hatten. Eine ſchreckliche Exploſion, welche dieſen Stadttheil zerſtörte, war die Folge davon.

Die meiſten Schriftſteller über Spanien beſchreiben nur die maleriſchen Theile des Landes, die Alhambra, das ſchöne

Granada, Andaluſien und Valencia, und erregen die Meinung, das ganze Land müſſe entzückend zu bereiſen ſein. Aber nichts kann trauriger ſein, als die Ebenen von Caſtilien, Leon und Eſtremadura, wo man von übermäßiger Hitze oder extremer Kälte in einem ſchatten- und grasloſen Lande zu leiden hat. Nur in der Nähe der Ortſchaften ſind einzelne Bäume ſichtbar. Die Wälder in dieſen Ebenen ſind durchaus offen und geben nur wenig Schatten, wobei ſie doch den Luftzug hemmen und durch ihre Einförmigkeit das Auge beläſtigen. Zirpende Grillen und einige Raubvögel ſind die einzigen lebenden Weſen; zuweilen ſtößt man jedoch auf Heerden von Ziegen und Schweinen.

Am 15. beſuchte ich Villa Rubio, drei Leguas von Salamanca, wo ein kleines Stiergefecht und Tänze das Volk beluſtigten.

Die Häuſer in Salamanca ſind alle aus gelbem Sandſtein erbaut, was ihnen ein düſteres Anſehn giebt. Die iriſche Univerſität iſt ſchön und geräumig, eben ſo das Waiſenhaus und verſchiedene Kirchen. Das Theater war nicht ſchlecht, aber die Dramen taugten nicht viel. Man tanzte den Bolero. Das ganze Land ringsumher war von der ſchreckſichſten Dürre und Waſſermangel heimgeſucht, nur am 6. September erfriſchte ein Morgenregen die Luft ein wenig.

Auf dem großen, acht Tage lang dauernden Viehmarkte, der um dieſe Zeit gehalten ward, ſah ich nur wenige gute Pferde. Eine Zahl von Zigeunern, den unſeren ganz ähnlich, fand ſich zugleich hier ein, durfte aber ihre Wahrſagerkünſte nicht auskramen.

Auch vieles Wild, unter andern braune Haſelhühner, Cortiçoes genannt, kamen zum Verkaufe. Eine junge Dame fragte mich, ob der nächſte Weg nach England über Barcellona oder Gibraltar ginge, und ob man zu Lande hinreiſen könne!

4.

Alba de Tormes — Weinleſe — Straßen von Salamanca — Inneres der Häuſer — Reiſe — Contrabandiſtas — Toro — Zamora — alterthümliche Dörfer — häßliche Stadt — engliſcher Sold — Gil-Blas — Abreiſe von Salamanca — mein Weg — elende Einwohner — Lavajos — Villa-Caſtin — große Poſada — Annäherung an Madrid — meine Wirthin — Madrid — der Prado — Stiergefechte — die königliche Familie — Gefühlloſigkeit — ſchlechte Polizei — Theater — Gemälde.

Eines Tages ritt ich nach Alba de Tormes, um die Ruinen des alten Alba'ſchen-Palaſtes zu ſehen. Die von den Franzoſen beim Rückzuge geſprengte Brücke war wieder hergeſtellt, der große Wald, durch welchen ſie gezogen, jetzt in Ackerland verwandelt.

Die Weinleſe hatte nun begonnen und fiel ſo ſehr reichlich aus, daß Mangel an Fäſſern entſtand. Jedermann durfte nach Belieben Trauben nehmen und ſelbſt die Bettler fingen an dick zu werden. Sperber und Tauben ſah man in Uebermenge. Anfang Oktobers ward das Wetter kühler und angenehmer, aber die Dürre dauerte fort und ebenſo die aus ihr entſtandenen Krankheiten. Die Mode, die Todten in offenen Bahren auszuſtellen, trägt wohl eben ſo wenig, als die Unreinlichkeit der Straßen, zum allgemeinen Wohl bei. Während der Zeit der Sieſta werden alle Unreinigkeiten aus den Häuſern in die Rinnſteine geworfen. Die Spanier ſind nichts weniger als reinlich oder zierlich in ihrer Kleidung; auch hörte ich ſehr unziemliche Geſpräche in der beſten Geſellſchaft, und mein Portugieſe rief in Einem fort aus, es gebe auf der Welt nichts Abſcheulicheres als einen Spanier. Auch iſt dieſes Volk ſehr geizig; die Häuſer ſind elend meublirt, höchſtens das Hauptzimmer hat Tapeten, ein Sopha, ein Paar alte Stühle und einen Tiſch. Meine Stube enthielt nur einen ſehr hohen Tiſch nebſt ſechs oder ſie-

ben sehr niedrigen Stühlen, keinen Teppich; ein Bett in einer Blende. Ich kaufte einen Teppich für die Bettseite, da die Ziegeln alles, was daran streifte, roth färbten. Mein Zimmer hatte eine große Fensterthüre, die auf den schmutzigen Hof hinabging. Die Zimmer des Hausherrn waren nicht besser eingerichtet. Die Küche, nach spanischer Art, mit hohem Heerde und Kohlenfeuer, befand sich auf demselben Flure.

Die Dienerschaft des Hauses bestand aus dem Kammermädchen der Herrin, einer bäurischen Köchin und einem Muchacho (Burschen), der ganz nach Don Quixotes Art mit Jacke und an den Knien offener Hose von ungefärbter Wolle, gleichen Strümpfen, einer Monteromütze und einem ledernen Gürtel bekleidet war. Alle waren höflich und zuvorkommend.

Die Person, deren Wohnung ich hier beschrieben, war ein für sehr reich gehaltener Richter, Schwiegervater eines Marquis; er und seine Frau waren herzensgute Leute, fürchteten aber das Contagium des Liberalismus. Am 16. Oktober früh passirte ich auf dem Wege zum oberen Duero Pedronilla, Pajares, Alcaide und Camical, eine alte maurische Stadt mit einem Schlosse und kam über Castrillos, wo ich rastete, nach Alanjos, einem Orte von, wie man behauptet, römischem Ursprunge, mit hübschem Hauptplatze.

In der Frühe des andern Morgens ging ich, die hergestellte Brücke von Tordesillas vermeidend, in einer Fähre über den Fluß, dessen rechtes Ufer hoch und steil war, während ein altes Schloß, Covilla, sich auf dem linken über den Wald erhob. Nach einem langen und gefährlichen Ritte erreichte ich Petrogade, ein spanisches Dorf, aus Lehm erbaut und ritt bis Zamota, einer saracenisch aussehenden alten Stadt, der nichts als Turbane fehlen. Die Straßen umgeben das Castell in halbmondförmigen Bogen. Hier liegt ein Palast des Herzogs von Ley-

ria in Trümmern. Die große Nordstraße nach Astorga und Benevente führt durch den Ort.

In Toro fand ich zu Nacht eine gute Posada. Der Stadtplatz (praça) war am andern Morgen mit Marktweibern in gelben oder grünen Mänteln angefüllt. Die Aussicht von dem Punkte über der Brücke war prächtig, diese letztere aber, im Halbinselkriege zerstört, ist nur in Holz wieder hergestellt. Die Stadt Toro ist sehr alt, und war einst Sitz der Regierung, die Häuser sind von Ziegeln, groß, mit Eisengittern vor den Fenstern, die Straßen schmutzig und Alles verfallen.

Ich verfolgte meinen Weg längs der prächtigen Douroufer durch ein wohlangebautes Land, das reich an Weinbergen und Gärten ist, bis Fresno, wo eben Lese war. Wir begegneten nur Maulthieren und Karren, mit den üppigsten Trauben beladen. Ich erreichte Zamora, dessen prächtige Brücke ¼ (engl.) Meilen lang über den Duero führt; leider ist sie seit den Kriegszeiten nur mit Holzwerk ausgebessert worden. Diese Stadt ist höchst reinlich, mit sehr hübschen steinernen Gebäuden. Ich kaufte hier eines der schönen Windspiele, die so berühmt sind.

Die Kleidung der Bauern war meist grün und gelb von Farbe, bisweilen mit Scharlach besetzt. Mein mitgebrachter englischer Sattel hatte mir treffliche Dienste geleistet, und ich rathe allen Reisenden, sich damit zu versehen.

Von Zamora reiste ich über Penasende, ein Dorf auf dem Gipfel eines Berges mit den Ruinen eines alten maurischen Castells und der weitesten, wildesten Aussicht, nach Ledesma, wo sich noch römische Bautrümmer vorfinden. Dieser Ort steht auf einer schrecklichen Felsenhöhe über dem Tormes, ein gepflasterter Pfad führt in Windungen zwischen römischen und maurischen Thürmen nach einer schlechten Stadt, die von einem herrlichen Rundgemälde umgeben ist. Niemals sah ich einen

alterthümlicheren und barbarischer aussehenden Ort. Das Wirthshaus ist elend, das Volk unhöflich, die Nacht war, nach dem heißen Tage, frostig kalt, und ich hatte ziemliche Schwierigkeit, das Feuer zu erreichen und etwas Gekochtes zu erhalten, der Wein war abscheulich. — Am 20sten Morgens ritt ich längs der Ufer des Tormes hin und erreichte um 1 Uhr den Ort meiner Bestimmung. Dort empfing ich neue Nachrichten und ritt am 21sten nach einem kleinen Dorfe, wo ich von Maulthiertreibern, die eine englische Armee bald hier zu sehen erwarteten, bestürmt wurde, sie in Dienste zu nehmen. Der hohe Sold und die gute Pension, die England diesen Leuten zahlt, ist sehr lockend für sie.

Der Gil-Blas, den ich in ruhigen Stunden las, giebt doch noch heute die wahrste und treffendste Schilderung spanischer Sitten und Charaktere, wie spanischer Localitäten. Nie ward ich hiervon lebhafter überzeugt, als da ich vor einigen Jahren Segovia besuchte, wo sich Alles so genau wiederfindet, als habe die Geschichte sich Tages zuvor begeben.

Ich hatte noch eine Unterredung mit Sarsfield zu Tejares, bevor ich abreiste und empfahl mich meinem Patron und Patronin.

Ich verließ Salamanca am 23. Oktober, glücklich, einem so freudenlosen Leben zu entfliehen. Ich empfing nur den Segen einiger Bettler. Herr O'Hagan, mein Diener und ein Maulthiertreiber begleiteten mich, wir ritten durch die Huerta-Straße und den Tormes entlang, nach Vilalba und Huerta, wo sich der Tormes durch eine weite Ebene, von einzelnen Pfriemensträuchern besetzt, hinwindet. Nachdem wir die Höhe wieder aufwärts gestiegen waren, und einen jener in Spanien so gewöhnlichen lichten Wälder durchzogen hatten, erreichten wir um 5 Uhr Nachmittags Penaranda, eine kleine, aber reinliche Stad

t

mit Wällen, die auf einer Ebene liegt. Die Posada des Don Rita war sehr nett. Von der Höhe sah ich noch einmal nach den Thürmen von Salamanca und setzte am Morgen meine Reise über Fontevos nach Aldea Nova fort; acht lange, traurige Leguas eines sandigen, unbebauten Landes. Letzteres Dorf ist beträchtlich, die Häuser groß, aber die grenzenloseste Armuth schien hier zu herrschen und halberwachsene Mädchen gingen nackend umher.

Als ich mit einer Frau sprach, die zu den vornehmsten Senoras dort zu gehören schien, und bemerkte, wie auffallend es sei, junge Frauenzimmer in einem so elenden Zustande zu sehen, zog sie selbst ihr Kleid aus mit den Worten: seht, ich habe selbst keine Camisa (Hemde); dergleichen giebt es im Orte nicht; wir verhungern hier alle. Ich entgegnete, es gebe rund umher genug Land anzubauen. Sie sagte: ja Herr, früher war es so, jetzt aber haben wir weder Saatkorn, noch Geld es zu kaufen; eine fehlgeschlagene Ernte vor ein bis zwei Jahren hat uns so weit gebracht. Der Ort gehörte einem spanischen Herzoge, oder Adelichen, dessen Namen sie nicht kannte. Ich hätte hier leicht können ein Halbdutzend Kinder aufgeladen bekommen.

Lavajos, 3 Leguas von hier, ist ebenfalls ein armer Ort, doch mit einer sehr großen viereckigen Posada. Von hier aus konnten wir das Guadarama-Gebirge erblicken. Am frühen Morgen zogen wir über unbebautes Land nach Villa-Castin, erfrischten uns in einer Posada am Fuße des Guadaramapasses mit einer spanischen Mahlzeit und etwas Val de Pennas-Wein; zu schlafen aber war bei dem Lärme ab- und zugehender Reisenden, dem Geschrei der Maulthiere und dem Geklingel der Glocken unmöglich. So brach ich denn am frühen Morgen, in Begleitung von etwa zwanzig Wollhändlern wieder auf, und erreichte über La Mancha den Manzanares, welcher, mit Pap-

pein und Weiden beſetzt, die Annäherung an Madrid groß und eindrucksvoll macht. Als wir die erſte Schlagbaumſtraße, eine Legua von der Hauptſtadt, erreichten, mußten wir, dem Geſetze zufolge, alle unſere Gewehre abfeuern und unſere Waffen wurden unterſucht. Ich trat in der erſten beſten Poſada der Straße Toledo ab, bezog jedoch am Morgen ein anderes Haus in der Calle las Infantas, wo ich bei einer caſtilianiſchen Dame für 1 Dollar täglich unterkam.

Meine Wirthin war ebenſo arm als ſtolz, und kam gleich am andern Tage mir 32 Dollar abzuborgen. Mein Portugieſe ſtand mit ihr auf ſehr ſchlechtem Fuße.

Das ſchöne Madrid hatte ſeit meiner letzten Anweſenheit viel gewonnen, es war wirklich die einzige Stadt, wo einige Neubauten unternommen waren. Ein prächtiger Triumphbogen war am Toledo-Eingange der Straße zum Andenken des Halbinſelkrieges errichtet, und rings um die von dort ausgehenden Wälle und Straßen waren Baumgänge gepflanzt worden. Ich kenne keinen ſchöner gelegenen Ort als Madrid. Der Manzanares umfließt zwei Seiten ziemlich nahe, ſeine Ufer ſind dicht mit Bäumen bepflanzt. Die Ausſicht auf die felſigen und zum Theil bewaldeten Guadarama-Berge gibt dem Gemälde einen herrlichen Hintergrund.

Die Stadt ſelbſt iſt von einem hohen Walle mit eilf Thoren umgeben. Prächtige Paläſte und Kirchen, Springbrunnen, öffentliche Gebäude und Straßen, Alles deutet eine Hauptſtadt an. Wegen des einſchließenden Walles findet man hier keine der unſcheinbaren Vorſtädte, welche den Zugang zu den meiſten andern Städten Europa's verunzieren.

Auf dem Prado erblickte man die Damen — nicht zu ihrem Vortheile — in franzöſiſcher Tracht. Nur die mittleren und niederen Claſſen hatten ihre Mantillas beibehalten. Ich ſah

Stiere zum morgenden Stiergefechte führen, einige brachen aus und verwundeten und tödteten einige Personen, so daß man die Thore schloß, um die Thiere von der Stadt abzuhalten.

Miethswagen, mit ein bis sechs Pferden bespannt und schön verziert stehen an einzelnen Orten in Reihen; sie fahren aber nur im Schritte und der Kutscher geht daneben. Wasser- und Limonadeverkäufer durchziehen die Straßen, mit dem unaufhörlichem Rufe: agua fresca con nieve, frisches Wasser mit Eis (Schnee), und es giebt Eishäuser in Ueberzahl, wo man sich Abends erfrischt. Lebensmittel sind theuer und werden weit hergebracht, denn das nahe Land ist wenig fruchtbar.

Das Theater, nach römischer Art gebaut, und mit dichten Mengen bevölkert, gewährt einen imposanten Anblick; obgleich Fremde einigermaßen von der herrschenden Barbarei disgustirt werden mögen. Es wurden sechs Stiere und fünf Pferde getödtet. Viele glauben zwar, die Lust an Stiergefechten sei im Abnehmen, ich konnte dies aber nicht bemerken, das Theater war stets voll, die königliche Familie selbst bis auf die kleinen vier- oder fünfjährigen Prinzessinnen gegenwärtig, der Adel giebt diese Schauspiele oft privatim und es scheint, daß dieser carthaginensische Geschmack sich noch so lange erhalten wird, als der Nationalcharakter.

Beim Besuche der Spaziergänge und öffentlichen Springbrunnen sah ich die Königin von Spanien, die in einer Kutsche nach dem Prado fuhr, um dort zu lustwandeln. Hinter ihr kamen Don Carlos und Don Francisco mit ihren Gemahlinnen, wie auch Don Sebastian. So fuhren sie fast täglich langsamen Schrittes aus. Die Damen waren alle schön und die Haltung ihrer katholischen Majestät ganz besonders freundlich und anmuthig. Den König sah ich zweimal, er schien mehr todt als lebendig.

Die Spanier ſind von Natur ein grauſames und gefühlloſes Volk. Mord oder plötzliches Erkranken bringt ſie nie zur Hülfe in Bewegung, ich ſah ein gutgekleidetes Frauenzimmer in der Straße Alcala, wo Hunderte luſtwandelten, umfallen; Niemand leiſtete ihr auch nur den geringſten Beiſtand.

In Portugal habe ich nie eine Perſon verunglücken ſehen, ohne daß die Umſtehenden ſogleich herzukamen, um zu helfen. — Während meines kurzen Aufenthalts in Madrid fanden mehrere Meuchelmorde Statt. Am Tage waren die Straßen mit Wachen erfüllt, die den Bürgerſteg, wo ſie ausgeſtreckt lagen, verſchloſſen; aber ſobald es dunkel ward, wurden ſie alle eingezogen und Jeder ſchloß ſeine Thüre.

Da ein Geſetz exiſtirt, daß, wer zunächſt bei einem Ermordeten gefunden wird, ſei es ſelbſt ſein Weib, Bruder oder Mann unmittelbar eingekerkert wird, ſo flieht Alles fort und der Mörder entkommt leicht.

Ich beſuchte die Theater El Principe und Le Cruz, recht hübſche Häuſer, wo man Opern gab. Die Logen ſind meiſt privat, werden aber von den Miethern ſitzweiſe wieder vermiethet. Das Parterre iſt nur mit Männern angefüllt und die Weiber ſitzen neben ihnen in einer Linie mit den Logen.

Ein Schauſpiel, der Bocksfuß (Pato de Cabra), war eben ſehr en vogue und es wurden darin die Mißbräuche in Spanien ſtark mitgenommen.

Die Gemäldeſammlung des Muſeums iſt gewiß eins der beſten in der Welt. Sie enthält Originale der berühmteſten Meiſter Europa's, deren Keiner, wie ich glaube, ihren eigenen Murillo und Velasquez übertrifft. Auch die Cabinette der Naturalienſammlung und der königlichen Paläſte würden Zierden jeder Nation ſein. In Folge der Gemäldeplünderung der Fran-

zosen ist die Ausfuhr von Bildern gesetzlich verboten, doch wird wohl noch Manches aus Privatsammlungen herausgeschmuggelt.

5.

Das Wetter — meine Patrona — Waffensammlung — spanische Sitten — San Fernando — öffentliche Buße — der Prado — Stiergefechte — kleine Prinzessinnen — königliche Paläste — meine Abreise — Weg — Talavera — Dorfregierung — Ankunft in Badajos — spanische Häuser — Bürgerkrieg — portugiesische Grenze — miguelitische Officiere — Ankunft zu Anjira — Besuche — ein Windstoß.

Das bisher ausnehmend heiße Wetter änderte sich plötzlich in Schlossen und Schnee, womit die Guadarama-Berge bedeckt wurden. Der plötzliche Wechsel ward Leuten mit schwacher Lunge sehr gefährlich. Dieses Clima ist wirklich keinesweges gesund.

Meine Patrona und ich standen nicht am Besten zusammen. Sie nannte mich stolz und hochmüthig und beklagte sich immer über meinen Bedienten und daß ich sie nicht besuche. Ich ging deshalb eines Tages zu ihr und ihrer Schwester, einer der Ehrendamen der Königin. Die Castilianerin trank ihre Flasche Val de Pennas trotz dem besten Engländer; sie war schön, von nationalen Zügen und etwa 30 Jahr alt. Ihre Schwester war noch schöner und stolzer.

Die Waffensammlung im Palast ist sehr sehenswerth, man zeigt dort die Helme des Hannibal und Scipio Afrikanus, saracenische und türkische Waffen, die Statuen Karls V. und Philipp II. in voller Rüstung, auch die des heiligen Ferdinand, das Schwert des Pizarro u. s. w.

Das Museum der Artillerie und Machinisten enthält gute Modelle, aber nichts besonders neu Erfundenes.

Am 21. November war das Wetter so kalt geworden, daß ich ein Kohlenbecken (Brazeiro) benutzen mußte; denn die Zim-

mer waren zu wenig auf Kälte berechnet, und diese brachte nur den Vortheil, gewisse lästige Insekten zu vertilgen.

Ich machte täglich Ausflüge, entweder nach den benachbarten königlichen Gärten oder längs der Heerstraßen. Etwa auf eine Legua von der Hauptstadt ist der Boden schwarz und fett, und giebt treffliches Korn; bald darauf verwandelt sich das Land in weißen, mit Pfriemensträuchern dünn besetzten Sand.

Zu San Fernando ist eine große Baumwollenfabrik mit Dampfmaschine, wo ich schöne bedruckte Zeuche sah. Die Landleute tragen aber weit lieber und zweckmäßiger wollene Kleider. Die Hügel zwischen Madrid und diesem Orte bestehen aus Gips, wovon große Blöcke in den Feldern liegen.

Wir hatten um diese Zeit Regenwetter, da aber die Giebel der Häuser weit vorragen, so kann man, ohne durchnäßt zu werden, sicher unter ihnen hingehen. Die Straßen sind im erbärmlichsten Zustande, mit Löchern, um alle Wagenfedern zu zerbrechen.

Ein Frauenzimmer aus den mittleren Ständen war verurtheilt, an dem öffentlichen Spaziergange, der zum Kloster Atocha führt, Buße zu thun. Sie saß dort zu gewissen Stunden weiß verschleiert, doch schien es, daß man mehr an ihr, als sie an anderen gesündigt haben mochte. Sie war gut gekleidet, und nähte oder strickte gewöhnlich.

Die Caffehäuser waren alle Abende mit Zeitungslesern angefüllt. Man verkaufte dort alle Arten Liqueure von bester Beschaffenheit; auch Medicamente. Der Zustand der Medicin und Chirurgie in Spanien ist noch ganz derselbe, wie zu den Tagen des Gil-Blas oder Don Quixote.

Ende Novembers waren die Stiergefechte vorüber, es folgten ihnen nun jeden Sonntag Nachmittag die Novillas, wobei nur mit den Stieren gespielt wird, die nachher wieder abgeführt

werden. Doch tödtete man gewöhnlich ein Paar derſelben zu Ende, um die Schauluſtigen zu befriedigen.

Am Tage U. L. F. von der Empfängniß war der Prado ſehr voll, auch die kleinen Prinzeſſinnen gingen dort mit ihren Ammen ſpazieren; die Kinder wurden an geſtickten ledernen Gängelbändern geleitet.

Am 11ten ritt ich nach dem königlichen Landhauſe von Alconchellos. Kein Fürſt in der Welt iſt mit mehr und ſchöneren Wohnungen verſehen, als der König von Spanien, ſein Palaſt in Madrid iſt einer der prächtigſten in Europa. Der Geſandtenſaal iſt ein herrliches Gemach, die Wände ſind von Jaspis und die Panele beſtehen aus großen Spiegeln. An der Treppe ſieht man ein Gemälde des Sieges von Almanza.

Dieſer Palaſt ſowohl, als das Escurial, ſind oft beſchrieben. An der andern Seite der Guadarama-Berge liegt das Schloß la Granja oder San Ildefonſo, der höchſte Königsſitz in Europa, wohin der Hof ſich im Sommer begiebt.

Zu Rio Freio iſt ein Jagdſchloß, im Herbſte geht der König nach Aranjuez.

Ich machte Anſtalten zur Abreiſe, die ich, wegen der Banditen, geheim hielt, und reiſte am 15ten Dezember früh, bei kaltem, nebligen Wetter über Moſtoles, wo wir, mit guten Pferden, zeitig ankamen, nach Naval Carneiro, einem alten mauriſchen Kaſtelle und Dorfe, das von Banditen bewohnt wird. Unſer Courier nahm den Pferden die Glocken ab und ritt einen Seitenweg; wir wurden vom Poſtmeiſter ganz ins Geheim mit friſchen Pferden verſehen, wobei er bemerkte, daß er, wenn der Nebel nicht wäre, uns nicht ohne Geleit weiter reiſen laſſen würde.

Um 8 Uhr Abends erreichten wir, ſehr ermüdet und mit Eiszapfen behängt, Talavera, wo ich in der Poſada von Mo-

naca Gil abstieg und gut zu essen und zu trinken erhielt. Diese Stadt ist groß und weitläuftig, an den Ufern des Tajo, nahe dem Einflusse des Flusses Alberche, auf einer reichen, mit Olivenwäldchen bedeckten Ebene gelegen, aber nur schlecht bevölkert. Viele Gebäude liegen noch seit dem Kriege in Trümmern.

Ich verweilte hier einen Tag, verließ den Ort um Mitternacht in der Diligence und kam zum Frühstück in Naval Moral an, wo mein früherer Wirth mir zur Rückkehr Glück wünschte.

Alle spanischen Dörfer, die nicht umwallt sind, genießen beträchtliche Freiheiten. Sie regieren sich selbst auf einfache Art, und wählen jährlich einen Alcalde, der das Amt eines Oberconstabels versieht. Jenseits des Passes von Miravete war ein anderer Himmel, wir stiegen vom Winter zum Sommer hinab. Wir legten unsere Mäntel und Ueberröcke ab; es war wie ein Zauber. Um 5 Uhr Abends erreichten wir Merida und am andern Morgen Badajos, wo ich bei meinem früheren Patron, Don Juan, abstieg.

So hatte ich im Laufe weniger Monate einen beträchtlichen Theil von Spanien durchreist und viele, besonders dem Soldaten interessante Orte besucht. Als ein Gegenstand der Eifersucht und des Mißtrauens einer Regierung, die sich nicht gerne vor Fremden zeigt, hatte ich meine Zeit nicht auf das Angenehmste zugebracht.

Die meisten Häuser in Spanien sind in demselben Stiele erbaut, mit einem eingeschlossenen, viereckigen Hofe auf dessen Mitte ein Ziehbrunnen steht, einigen Jasmin und Orangen längs der Gänge, wo man immer Schatten findet, weil der Corridor nach der Straße zu durch Jalousien und vergitterte Fenster verschlossen ist. Ueberhaupt haben alle Fenster starke eiserne Gitter.

In Badajos scheint man, nach dem Geschmacke der portugiesischen Nachbarn, Blumen sehr zu lieben, während der

Man-

Mangel solcher Gewächse den Anblick anderer spanischer Städte noch öder macht.

In der Grenzstadt angelangt, dachte ich auf den sichersten Weg nach Lissabon. Ich hatte ihn bereits vor Anfange des Bürgerkrieges sehr schwierig gefunden; und doch konnte ich von den Spaniern nichts erfahren.

Ich verließ Badajos am 9. December 6 Uhr Abends, ritt über die schöne Guadiana-Brücke und schlug den Weg nach dem Grenzflusse Caya ein, wo eine kleine Lehmhütte errichtet ist, um etwas mit Wein zu schmuggeln. Bald erblickte ich die Oliven und Gärten von Elvas, und die weißen Quintas, die zwischen den Orangen und Limonien hervorblickten. Ich hielt mich in Elvas nicht lange auf und schlug den Weg nach Estremos ein, wo ich, nachdem ich von Badajos bis hierher ohne Frühstück geritten, mich etwas zu erquicken wünschte. Da jedoch einige miguelitische Officiere im Zimmer mich mit drohenden Blicken ansahen, aß ich nur schnell einige Bissen und fand meinen Diener, ganz ungewöhnlicher Weise, bereits bei den Pferden. Als wir aus der Stadt waren, erzählte er mir, er habe gehört, wie die Officiere uns zu tödten gedroht hätten, und es darum für's Beste gehalten, sein Frühstück nicht abzuwarten.

In Val de Moro, wo ich um 10 Uhr in der Dunkelheit ankam, blieb ich einige Zeit, brach aber vor Tagesanbruch wieder auf und ritt über Arroyolos und Vendas Novas nach Pegoens, wo ich auf miguelitische Reiter stieß, die aber höflich waren und selbst beim Pferdesatteln halfen. Um 8 Uhr Abends erreichte ich, nach einem ermüdenden Ritte durch die Ebene von Aldea Gallega, Anjira, wo ich meine Depeschen an Lord W. Russel abgab, der mir aber sagte, ich müsse sogleich mit der Kriegs-Schaluppe Nimrod nach Oporto abgehen. Jedoch hatte die Sache noch einigen Aufschub; ich machte in diesen Tagen ver-

ſchiedene Beſuche ab, und wir fuhren Ende Decembers von Caescaes heraus, wobei ein Windſtoß einige Haverieen veranlaßte.

6.

Küſte von Portugal — Einfahrt in den Duero — Befeſtigung — Oporto — ſeine Geſchichte — Privilegien der Frauen von Braga.

Am 4. Januar 1833 befanden wir uns, bei eben ſo ſchlechtem Wetter, Cap Mondago gegenüber. Die Küſte von Portugal iſt in dieſer Jahreszeit durch die immerwährenden Schwallwogen aus Weſten und die ſtürmiſchen Winde wohlbekannt, und nichts weniger als angenehm.

Wir erreichten Porto erſt am 7. Januar; ein Boot brachte mich an Bord des königlichen „Etna", um in den Duero einzulaufen. Die Barre an der Mündung iſt ſehr unangenehm zu paſſiren; wir liefen gerade ein, als die auf der Spitze Cabodello errichteten Batterien der Migueliten auf St. João de Foz zu feuern anfingen. Ich ſtieg in Oporto bei Oberſt Horn ab, der ein Haus in der Run des Almas, nahe der Corderia, bewohnte, und den abzulöſen ich gekommen war, da er Geſchäfte in England hatte.

Die Stadt war eben eng eingeſchloſſen. Zwei Meilen oberhalb des Duero an ſeinem rechten Ufer erbaut, ſollte ſie angeblich 140,000 Einwohner enthalten, doch mochte ſie jetzt wohl nur etwa 70,000 zählen. Sie erhebt ſich ſteil vom Fluſſe aufwärts, an einer Stelle muß man 134 Stufen aufſteigen. Sie bedeckt ein tiefes Thal und einige Hügel, wodurch die Straßen an vielen Orten ſehr abſchüſſig werden; ihr nördlicher Theil ruht auf Felſenhöhen, aus denen der Granit, mit welchem die Häuſer erbaut ſind, gebrochen iſt. Es giebt viele und geräumige Straßen, deren

Trottoirs mit Granitplatten belegt sind, wie auch verschiedene schöne Plätze, einige prächtige Kirchen und öffentliche Gebäude, von zahlreichen Gärten unterbrochen, die durch einen Ueberfluß von Blumen und schönen Gewächsen der Stadt ein Ansehen hoher Schönheit geben.

Die Vogelperspective von Oporto ist prächtig, die Straßen laufen am Flußufer aus, oder auf den Spitzen der hohen Klippen, die jenes überragen. Die Breite des Flusses wechselt sehr, beträgt aber der Stadt gegenüber zwischen 360 und 400 Yards. Eine Schiffbrücke dient zur Verbindung mit Villa Nova de Gaya. Dort ist die große Niederlage aller feinen Duero-Weine, unter denen der Portwein der vorzüglichste ist.

Das Kloster Serra liegt auf einer steilen Felsenhöhe, zur Linken und weiter abwärts steht unmittelbar am Flußufer das Kloster St. Antonio. Am rechten Ufer liegt die hübsche Stadt St. João de Foz mit ihrem Leuchtthurme, wie auch St. Catharina und Lordello.

In dem Itinerarium des römischen Kaisers Cäsar Antoninus, 160 vor Christi Geburt, finden wir den Ort Cago oder Gaia benannt, der am Flusse zwischen Aviero und Braga lag. Sein Name ward von dem Consul Caius Lelius hergeleitet. Ohne Zweifel hatten die Römer ein Schloß oder Werk auf dem Gipfel des Gaia-Hügels, um den Duero-Uebergang zu beherrschen. Die jetzige Stadt Oporto ward viel früher am andern Ufer des Flusses errichtet. Die Römer nahmen den erwähnten Posten ein, um den Viriatus im Schach zu halten.

Als die Gothen, Vandalen, Alanen und Sueven Frankreich durchzogen und unterwarfen, endeten sie ihren Weg in Galizien. Die Alanen gingen nach Lusitanien, dessen nördlichen Theil sie einnahmen. Sie begründeten ein Bündniß mit der schönen Cuindagunda, Tochter des Hermenerio, die sich dem

Attaxes vermählte und zu dieser Zeit ward der befestigte Theil der Stadt erbaut, der nun die Altstadt heißt. Im Jahre 569 hatte die Stadt den Namen Castrum novum, zum Unterschiede von Caya oder Castrum antiquum. Etwa 170 Jahre später nahm der Gothenkönig Leovogildo, aus Galizien kommend, den Ort in Besitz, und ließ Alles, was Widerstand leistete, über die Klinge springen. Man beschuldigte ihn, er habe seinen eigenen Sohn erschlagen, weil dieser sich nicht zur Arianischen Lehre habe bekennen wollen. Der Saracene Abdelhassan entriß Galizien und das Dueroland den Gothen, im Jahre 716. Zur Zeit Alphons des Ersten, des Katholischen, ums Jahr 820, griff Abderrahman, einer der Maurenkönige von Cordova, den Platz an, der unterdeß wieder in die Hände der Christen gefallen war und von Hermengildo regiert ward. Eine schreckliche Schlacht fand zu Campenha Statt, die Mauren unterlagen und wurden bis zu einem Bache verfolgt, der noch heute den Namen Rio Tinto führt, und der Theil der Stadt, von wo aus die Christen den Saracenen entgegenzogen, heißt jetzt noch Batalha.

Ein Arabischer Häuptling, Namens Almanza, eroberte und unterwarf später die Stadt, machte die Wälle dem Erdboden gleich, und ließ keinen Stein auf dem andern. Die Mauren behielten den Ort in ihrer Gewalt, bis im Jahre 1092 einige tapfere gascoguische Ritter und Adliche, unter Befehl des Grafen Henriquez, des Vaters des tapferen Don Alonso Frederiquez, aus Frankreich nach Castilien kamen, um unter Alphons VI. gegen die Mauren zu fechten. Jener Häuptling heirathete Alphonso's Tochter, Donna Theresa, und ward mit dem Titel eines Grafen aller der Orte belehnt, die er bis nach Algarve hin erobern würde. Porto ward Sitz der Regierung, es wurden viele Paläste und Kirchen, auch der Dom, erbaut. Die Eindringlinge brachten eine Anzahl ausgezeichneter gascogniſcher Rit-

ter mit, und der König befahl, es solle kein Mann von Ansehn, der nicht zu Jenen gehörte, länger als drei Tage in der Stadt bleiben dürfen; ein Befehl, den erst Don Manuel im Jahre 1503 aufhob, indem er allen ausgezeichneten Personen erlaubte, sich dort niederzulassen, wenn sie im Stande wären, ihren alten Glanz aufrecht zu erhalten.

In dieser Zeit empfing ganz Portugal seinen Namen von der Stadt Porto Cale. Früher hieß der Theil zwischen Porto, Alemtejo und Castilien, wie bekannt, Lusitanien und die Provinz Entre-Minho y Duero war Torre des Braveros genannt. So berichtet eine alte Handschrift aus den Zeiten Ferdinands I.

Diese Stadt war es auch, die zuerst die Partei Don Joãos I. ergriff, und ihn zum Schirmer des Reichs ernannte; sie war es, die zuerst und ganz auf eigene Kosten eine Expedition nach Ceuta absandte.

Einst machten die Galizier einen Einfall gegen das Volk von Braga, welches die Portuenser zurücktrieb und ihren berühmten Feldhauptman, Norbano Cabrio, tödtete. Die Portuenser öffneten hierauf ihre Thore und baten um Frieden. Aus dieser Zeit schreiben sich einige sonderbare Privilegien der Damen von Braga her, z. B., daß ein Oportenser, der eine Braganserin heirathete, keine Mitgift empfing, sondern im Gegentheil ihre Verwandten beschenken mußte, daß eine solche nicht wegen Ehebruch bestraft werden durfte, und daß die Portuenser ihre Wälle und Häuser nicht ohne Erlaubniß der Damen von Braga wieder aufbauen durften. Wenn ein Mann aus Porto eine Ehrenstelle empfing, so setzte eine Braganserin ihm den Fuß auf den Nacken, um ihn dazu geschickt zu machen, u. s. w.

(Schluß folgt).

XVI.

Miscellen.

1.

Die Ovahs.

Ovah ist die kleinste Provinz auf Madagaskar, seine Bewohner aber sind mächtiger als die aller übrigen. Sie verdanken diese Auszeichnung zum Theil dem Talente ihres verstorbenen Königs Radama, wohlbekannt durch seinen langen und fast immer gleichmäßigen Verkehr mit der britischen Regierung auf Mauritius; zum Theil aber auch ihrer eigenen körperlichen und geistigen Entwickelung, welche sie von Natur an die Spitze der Malegassischen Race stellt. Ihr Name wird von Ovve (Eva) abgeleitet, daher sie darauf Anspruch machen, die Ureinwohner des Landes zu sein. Ihre Provinz führt den Namen Amove (fern), weil sie tief im Innern liegt, 300 englische Meilen von Tamatave und 160 von der nächsten Küste. Die Hauptstadt heißt Thanan-arive (tausend Dörfer), und soll 8 bis 10,000 Einwohner zählen. Sie liegt unter 18° 56′ Südbreite, ungefähr 47° Ostlänge und 4000 Fuß über dem Meeres-Niveau. Die Ovahs sind größer als die Europäer, haben ein stattliches Aus-

ſehen und ihre Körperfarbe wechſelt vom Tiefſchwarzen bis zum Kupfer. Ihre Haltung iſt leicht und ihre Geſichtszüge ſind ausdrucksvoll und zeugen von vieler Gutmüthigkeit. Ihr Anzug beſteht aus zwei Stücken, einem Leddik (Unterkleid) und einem Saimban (Oberkleid), welches letztere gleich einer Schärpe von den Männern über die linke Schulter getragen wird, ſo daß der rechte Arm frei bleibt, von den Frauen über die rechte Schulter. In der Hand tragen ſie gewöhnlich eine Zazail (Lanze), von 6 Fuß Länge, aus polirtem Holze, kerzengerade und in eine mit Eiſen beſchlagene Spitze auslaufend. Ihre Häuptlinge führen häufig eine Streitaxt, einige auch ein Schild. Doch werden dieſe ſeit Einführung der Schießgewehre unter ihnen, mehr als Abzeichen des Commando denn als Waffen betrachtet. Sie ſchmücken gern ihre Perſonen mit Geſchmeide aus Gold und Silber, Glasperlen und Crocodillenzähnen. Auch verzierter Kopfſchmuck iſt nicht ungewöhnlich unter ihnen. Ihre Wohnungen ſind ſelten mehr als 15 Fuß lang, 12 breit, 5 hoch. Das ſteile Dach iſt mit Hayrana (Schilf) oder Zuzura (Papyrus der Alten) gedeckt. Die Wände beſtehen aus Zimmerholz. Jede Familie bewohnt ein eigenes, wohl mit Geräthen verſehenes Haus dieſer Art. Die Häuſer bilden Dörfergruppen von allen Größen, von wenigen bis zu 1600, gewöhnlich auf Anhöhen, unfern guten Waſſers, und durch zwei bis drei mit Stokaden verwahrte Gräben befeſtigt. Sie beſitzen die Tugenden der Reinlichkeit, der Ordnungsliebe und des Fleißes; in ihren häuslichen Einrichtungen bemerkt man auch viel Vorliebe für Bequemlichkeit und Anſtand. Sie ziehen für den Gebrauch ihrer Familie Kühe, Schaafe, Hühner, Enten und Gänſe, leben jedoch mehr von Vegetabilien als animaliſcher Speiſe. Die erſteren haben ſie in Ueberfluß und von der vorzüglichſten Qualität, Manioc, Mais, ſüße und ſchwarze Pataten, verſchiedene Gattungen Yams, Brotfrucht,

naca Gil abstieg und gut zu essen und zu trinken erhielt. Diese Stadt ist groß und weitläuftig, an den Ufern des Tajo, nahe dem Einflusse des Flusses Alberche, auf einer reichen, mit Olivenwäldchen bedeckten Ebene gelegen, aber nur schlecht bevölkert. Viele Gebäude liegen noch seit dem Kriege in Trümmern.

Ich verweilte hier einen Tag, verließ den Ort um Mitternacht in der Diligence und kam zum Frühstück in Naval Moral an, wo mein früherer Wirth mir zur Rückkehr Glück wünschte.

Alle spanischen Dörfer, die nicht umwallt sind, genießen beträchtliche Freiheiten. Sie regieren sich selbst auf einfache Art, und wählen jährlich einen Alcalde, der das Amt eines Oberconstabels versieht. Jenseits des Passes von Miravete war ein anderer Himmel, wir stiegen vom Winter zum Sommer hinab. Wir legten unsere Mäntel und Ueberröcke ab; es war wie ein Zauber. Um 5 Uhr Abends erreichten wir Merida und am andern Morgen Badajos, wo ich bei meinem früheren Patron, Don Juan, abstieg.

So hatte ich im Laufe weniger Monate einen beträchtlichen Theil von Spanien durchreist und viele, besonders dem Soldaten interessante Orte besucht. Als ein Gegenstand der Eifersucht und des Mißtrauens einer Regierung, die sich nicht gerne vor Fremden zeigt, hatte ich meine Zeit nicht auf das Angenehmste zugebracht.

Die meisten Häuser in Spanien sind in demselben Stiele erbaut, mit einem eingeschlossenen, viereckigen Hofe auf dessen Mitte ein Ziehbrunnen steht, einigen Jasmin und Orangen längs der Gänge, wo man immer Schatten findet, weil der Corridor nach der Straße zu durch Jalousien und vergitterte Fenster verschlossen ist. Ueberhaupt haben alle Fenster starke eiserne Gitter.

In Badajos scheint man, nach dem Geschmacke der portugiesischen Nachbarn, Blumen sehr zu lieben, während der

Man-